

30 254

# Wandlungen



Inw. 30254

# Wandlungen

Lebenserinnerungen

von

Carl Jentsch



Leipzig  
Fr. Wilh. Grunow  
1896

33068

343 246

1891

CONTROL 1953 BUCURESTI  
BIBLIOTECA CENTRALA UNIVERSITARA  
COTA 30254

1956

PC 406/06

1961

D

B.C.U. Bucuresti



C33068



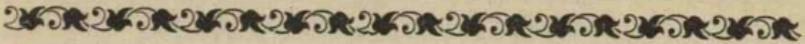
## Vorwort

---

Diese Erinnerungen sind vom August 1894 ab in den Grenzboten erschienen. Die Worte, mit denen sie dort eingeleitet wurden, mögen auch die Buchausgabe rechtfertigen. „Wenn ein Unberühmter Lebenserinnerungen drucken läßt, so bedarf er einer Entschuldigung. Am 8. Dezember dieses Jahres werden es 25 Jahre, daß das Vatikanische Konzil eröffnet wurde. Dieses Konzil hat — schon durch seine Ankündigung — eine politische, kirchliche und Gedankenbewegung in Fluß gebracht, die jetzt abgeschlossen hinter uns liegt. Das muß einen, den der Strom ergriffen und an ein andres Gestade geschwemmt hat, zu einem Rückblick einladen. Weil ich mich nun ganz stetig entwickelt habe, so fand es sich, daß ich bei Darlegung der Ansichten und Stimmungen, in denen mich das Jahr 1870 traf, bis auf meine Kindheit zurückgehen mußte. Geht man aber einmal so weit, dann zieht man unwillkürlich auch das Äußerliche in die Beschreibung herein, das ja vom Innern gar nicht zu trennen ist. Möge man mich also nicht als den Hauptgegenstand, sondern nur als den Maler dieser Bilder betrachten. Wenn darin weder Prinzessinnen, noch große Männer, noch Paläste, sondern nur kleinbürgerliche Leute in bescheidener und teilweise armseliger Umgebung vorkommen, so entspricht das ja einer herrschenden Kunst-

richtung, und wenn der Maler am Ende gar kein Maler, sondern bloß ein Farbenflecker ist, so kann er sich auch da auf die heutigen Kunstausstellungen berufen.“ Sie und da sind Erweiterungen und Ergänzungen eingefügt worden. An einigen Stellen haben es Rücksichten gefordert, die Orte und Personen nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen oder mit Pseudonymen zu bezeichnen.





## Inhaltsverzeichnis

---

	Seite
1. Vaterhaus, Familie und Schule . . . . .	1
2. Die erste religiöse Krisis . . . . .	41
3. Das Gymnasium. Die Überbürdungsfrage . . . . .	57
4. Die Universität. Professoren. Unstudentisches Studentenleben . . . . .	113
5. Das Alumnat. Familiensachen . . . . .	144
6. In Pfarrhäusern . . . . .	166
7. Das Jahr 1870 . . . . .	231
8. Ein idyllisches Ruheplätzchen . . . . .	282
9. Die Exkommunikation . . . . .	340



## Vaterhaus, Familie und Schule

Wer vor dem Jahre 1845 von Breslau her in das Gebirgsstädtlein Landeshut einzog, der hatte, am Niederthore angelangt, ein Haus mit stattlichem Barockgiebel gerade vor sich, das Haus meines Vaters. Die Straße teilte sich hier in zwei Gassen, die rechts und links an unserm Hause vorbei auf den geräumigen Ring führten, hinter dem dann wieder zwei Gassen, die Fortsetzungen der vordern beiden, weiter gingen, bis sie sich am Oberthor wieder vereinigten. Unser Haus war ein Eckhaus und lag auf drei Seiten frei. An der Ecke hing an einer eisernen Spille ein großes rotes Buch mit goldner Inschrift herab, das in stürmischen Nächten, in seinen Angeln hin und her schaukelnd, unheimlich knarrte und kreischte. Links von der Hausflur, zu der drei Stufen hinaufführten, in der Ecke lag der große, helle Laden eines Schnittwarenkaufmanns; der Straße folgend, lief die linke Seitenwand etwa zehn Fuß lang schief, sodaß das Haus nach hinten breiter wurde. Der Kaufmann, ein Jude, war zugleich Lotterieeinnehmer; rechts von der Hausflur lag die Einnahmestube. Hinter dieser waren zwei mit Eisenthüren verwahrte Gewölbe (das ganze Haus war bombenfest gebaut). Hinter dem Laden lag die breite, bequeme, durch große Fenster erhellte Treppe, und hinter dieser die Buchbinderwerkstatt meines Vaters.

Das ganze Obergeschoß hatte der Kaufmann inne. Er gab dafür und für die Räume des Erdgeschosses zusammen 80 Thaler Miete; heute würden wohl mindestens 800 Mark gefordert werden. Im Giebelgeschoß lag vorn heraus unsere Wohnung, hinten hinaus die etwas größere der Großmutter und ihrer zwei Töchter, die später heirateten; jede dieser Wohnungen bestand aus Stube und Nebenstube; dazwischen ein sehr geräumiger Flur und eine Küche, rechts davon eine Reihe von Kammern. Darüber lagen ein großer Wäschboden und schöne Kammern, über diesen noch ein Oberboden. Dessen hintersten Teil hatte mein Vater, der ein großer Blumenfreund war, mit Glas decken lassen und zum Gewächshaus eingerichtet. Von der Decke der großmütterlichen Wohnstube führte ein papierner Schlot durch den Boden hindurch in die Diele dieses Wintergartens; wurde es der Großmutter zu heiß, so öffnete sie mit einer Stange die Klappe in der Decke, und so wurde den Blumen Wärme zugeführt. Sonderbarerweise zog der Vater ausschließlich Kattun, zum Ärger meiner Mutter, die namentlich die „Rattenschwänze“ nicht ausstehen konnte.

Wenn meine Mutter mit den Hauswirtschaftsarbeiten fertig war und an ihrem Nähtische saß, hatte sie eine hübsche und unterhaltende Aussicht. Man sah die Niedergasse entlang, die nach ein paar hundert Schritten nach links umbiegt; hinter der Biegung erhebt sich der Burgberg, ein halbfugliger Hügel, auf dem der Herzog Volko den Hut geschwenkt und die von ihm gegründete Stadt des Landes Hut genannt haben soll. Die der Stadt zugekehrte Seite fällt so steil ab, daß ein Stück vom Felsen bloßliegt. Unter der Felsenwand hatte sich der Bildhauer Kummeler einen terrassenförmigen Garten angelegt und ein Schweizerhaus gebaut, in eine Felsennische aber einen Löwen gelagert, der zwar sein Thorwaldsensches Bor-

bild nicht ganz erreichte, sich aber doch so hoch da droben sehr schön ausnahm. Unter dem Löwen stand eine Zeit lang auch noch ein Elefant, das Entzücken der Jugend. Leider war sein Fleisch nur Lehm und entbehrte des Knochengerüsts; er sank vom Regen in sich zusammen, wie eine Figur aus Tafelleis im warmen Zimmer.

Die Niedergasse war, als der eine der zwei Zugänge zu unsrer Stadt, die den Durchgang für die Straßen von Breslau nach Prag und nach Hirschberg bildete, sehr belebt. In langen Reihen sah man die mit sechs bis acht gewaltigen Säulen bespannten Lastwagen hindurchschwanken; von den Kummerten der Pferde wehten rote Tücher und hingen an Schnüren aufgereichte Messingplatten herab, die bei jedem Schritte klingend zusammenschlugen, während die Fuhrleute in blauen Kitteln ihr Hü brüllten und mit den Peitschen knallten. Im Winter, namentlich gegen das Ende hin, war die schrecklichste Pferdeschinderei an der Tagesordnung. Da Landeshut über 1300 Fuß hoch liegt, sind die Winter streng, und die Straßen im Februar gewöhnlich mit einer dicken Eiskruste bedeckt, die sich bei Tauwetter in ein Gebirge schmutziger Schollen verwandelt. An Schneeschaufeln war damals so wenig zu denken, wie an Aufhacken und Wegräumen des Eises, man überließ alles der Natur. Gerade vor unserm Hause blieben die Wagen gewöhnlich stecken. Zwar spannte man dann von dem folgenden Wagen ein oder zwei Paar Pferde ab und dem feststehenden vor, aber auch die zehn oder zwölf Tiere mußten immer erst eine halbe Stunde lang geprügelt werden — unter dem ohrenbetäubenden Lärm der antreibenden Fuhrknechte —, ehe sie ihn herausbrachten. Ich entsinne mich noch, wie meine Mutter das einermal die Hände zusammenschlug und rief: Gott erbarme sich doch, jetzt legen sie den armen Tieren glühenden

Schwamm unter die Schwänze, ein damals gewöhnliches Mittel, die Pferde zur äußersten Kraftanstrengung zu zwingen. War das Schauspiel zu Ende, so kehrten die Meister, die klugredend (man hatte damals bei uns einen bedeutend kräftigern Ausdruck, der auch mit „Klug“ anfing) drum herumgestanden hatten, in die Werkstatt zurück und ohrfeigten die Lehrlinge, weil sie mittlerweile die Arbeit nicht gefördert hätten. Hatte das Tauwetter gesiegt, so trat gewöhnlich der Bober aus, ebenso sein Nebenfluß, der Ziederbach, der hundert Schritt vor unserm Haus die Niedergasse kreuzt. Da gab es wieder andres zu sehen. Für die Fußgänger wurden Stege errichtet; die Böcke und Bretter dazu lagen im Sprizenschuppen bereit. Heute haben die Obrigkeiten dafür zu sorgen, daß das Wasser nicht naß macht und der trockne Erdboden nicht staubt, daß die Wasser laufen, wo und wie es den „Maßgebenden“ bequem ist, und daß Straßen und Häuser in jeder Jahreszeit trocken bleiben. So weit war man damals noch nicht; man ließ das Wasser laufen, wo und wie es wollte, und redete nicht mehr darüber, wie über jeden gewöhnlichen Witterungswechsel; lief das Wasser etlichen Leuten in die Gärten oder in die Wohnstuben, so hieß es: Warum legt ihr eure Gärten und Stuben nicht höher? Hätten sie sich an die Regierung wenden wollen, so wären sie ausgelacht worden. Diese beiden unfehlbaren Mittel gegen Wassersnot: Unbequemung und Gelassenheit, scheinen meiner Vaterstadt noch nicht ganz abhanden gekommen zu sein. Vor einigen Jahren besuchte ich dort einen weitläufigen Verwandten, der Schlossermeister ist. Er erzählte mir, daß erst kürzlich wieder der Ziederbach seine Werkstatt besucht habe. Das ist aber unangenehm, sagte ich. Wieso? erwiderte er; das ist doch weiter nichts; kommt das Wasser herein, so gehe ich hinaus und rauche in der Oberstube Tabak, bis es wieder fort ist.

Der Sommer brachte dann erfreulichere Bilder. Sehr groß war die Zahl der Durchreisenden, denn abgesehen von dem damals im Niedergang begriffnen Leinwandhandel der Gebirgsgegend lagen ja drei Meilen östlich von unserm Städtchen die Bäder Salzbrunn und Altwasser, vier Meilen westlich Warmbrunn. Das Riesengebirge zog noch nicht so wie heute an, mehr die königlichen und prinzlichen Schlösser und Parks von Erdmannsdorf und Fischbach. Dem neun-sitzigen, mit vier bis sechs Pferden bespannten Hauptwagen der Post folgten in der Reisezeit oft vier und mehr „Beichaisen,“ und es war sehr lustig anzusehen und anzuhören, wenn sie unter dem Hörnergeschmetter der Postillone hereingesaußt und gerasselt kamen. Außer ihnen natürlich den Tag über noch eine Menge Reisetutschen. Fast jedes Jahr kam auch die Königsfamilie, und bald nach ihr die kaiserlich russische, um einige Wochen in Erdmannsdorf zuzubringen. Auf den Vorspannpferden saßen mit Laubkränzen und roten Bändern geschmückte Bauernburschen, die Söhne der Bauern, die die Gespanne gestellt hatten, und von den Border- und Bedientensitzen der ungeheuern schwarzen Kasten, deren sich die russischen Herrschaften bedienten, schauten grimmbärtige, mit Pistolen und Dolchen bewaffnete Stockrussen und Kosaken herab; solche Bedeckung, belehrte der zeitunglesende Bürger die zuschauenden Frauen und Kinder, sei nötig, weil die Reise durch das aufrührerische Polen gehe. kamen die hohen Reisenden abends an, dann pflegten sie die Gastfreundschaft eines der großen Kaufleute in Anspruch zu nehmen, die ihre Häuser am Ringe hatten. Diese Sommerreisen der Monarchenfamilien waren weder politische Ereignisse, noch Staatsaktionen. Es gab weder offiziellen Empfang, noch „Frontabschreiten,“ noch Ehrenpforten, noch weißgewaschne Jungfrauen, noch Ansprachen, noch Geheimpolizisten oder sonstige

Polizei. Eines Sonntags kam Friedrich Wilhelm IV. allein um Mittag herum und hielt an der Post ein Viertelstündchen, bloß des Pferdewechsels wegen. Ein paar Bürger, ein paar Frauen, ein paar Kinder, darunter auch meine Kleinigkeit, hatten sich versammelt, ihn zu begaffen. Da er Miene machte, sich die Gesellschaft näher anzusehen, so bildeten wir ein Spalier, durch das er schritt. Das war die einzige Front, die er „abschritt.“ Bewaffnete Macht gab es nicht. Ob der einzige uniformierte Polizeidiener, ein dünnes, altes Männchen, immer sehr eilig und ängstlich, die Aufrechterhaltung der Ordnung besorgt oder ob diese sich allein aufrecht erhalten hat, weiß ich nicht mehr. Die hohen Herrschaften gewährten dem Volke manchen Augenschmaus und reichlichen Unterhaltungsstoff, hoben das Selbstgefühl derer, die durch die persönliche Berührung mit ihnen geehrt wurden, setzten die Gegend in Nahrung, und ihr Gefolge gab schöne Trinkgelder, das war die Bedeutung ihrer Besuche für unsre Thäler. Achtundvierzig machte natürlich auch dieser Gemütlichkeit ein Ende. Als der König das erstemal nach dem großen Kummel wiederkam (so hat man mir erzählt, ich war nicht mehr zu Hause), empfing ihn der stellvertretende Landrat, ein Rittergutsbesitzer, zwar bürgerlich, aber ein Demokratenfresser trotz einem Junker, übrigens ein Kreuzbraver, gutmütiger Mann, an der Spitze eines Fähnleins von Bewaffneten — Veteranen oder sonst etwas. Als der königliche Wagen nahe kam, ließen diese guten Leute einen Trommelwirbel los, von dem selbstverständlich die Pferde scheu wurden. So blieb denn die schöne Rede, die den König der Treue dieses Häufleins versichern sollte, ungehalten; denn Friedrich Wilhelm fragte bloß unwirsch zum Wagen heraus, wer hier die Pferde scheu mache, und fuhr weiter.

Lieber als die königlichen Herrschaften waren uns

Kindern die viel schönern Kunstreiter. Jeden Sommer ließen sie sich ein- oder zweimal sehen und hielten, solange sie verweilten, täglich vor der Aufführung einen Umzug zu Pferde. Welches Entzücken erfüllte uns, wenn wir die Märchenprinzen und Prinzessinnen unsrer Bilderbücher so leibhaftig vor uns sahen! Weniger glänzend, dafür aber umso unterhaltender waren die häufigen Durchzüge von Tanzbären, Kamelen und Affen, die sich auf der Straße, in Absätzen von je dreißig Schritt etwa, produzierten. Sehr schön war auch der Aus- und Einmarsch der Schützen zu Pfingsten. Hinter der Musik zuerst die eigentlichen Schützen, die Grünen; dann die Blauen, das waren die Honoratioren in weißen Hosen und blauem Frack, mit Dreimaster und Federbusch und gezognem Degen; dann die Schwarzen (Magistrat und Stadtverordnete) bis auf die Farbe des Fracks gleich den vorigen, dann der König; dann die Kavallerie, sehr interessant durch die Kämpfe zwischen Mann und Roß, wie sie aus entgegengesetzter Willensrichtung beider zu entspringen pflegen; den Schluß bildete ein Ritter in Pappdeckelrüstung zu Pferde.

Des Sonntags konnte die Mutter, wenn sie nicht selbst ein wenig ausging, von ihrem Fenster aus die Spaziergänger theils zum Niederthor hinaus, theils über die Straße vorbeiziehen sehen. Bescheidnere begnügten sich nämlich mit einem Gange „im de Stoadt,“ womit sie dann allenfalls noch einen Gang durch die Fürstenallee verbanden, eine Allee, die um das nahegelegne Schloß Kreppelhof (den Besitz einer Seitenlinie der Grafen Stolberg-Wernigerode) herumsührt; wer mit im Zuge war, hörte die sich begegnenden „speißamm“ grüßen; Würdevollere sagten „speißahamm“ und Pedanten „wohlgespeißahamm.“ Auf dem Gange um die Stadt hatte man zur einen Hand den Mühlgraben, ehemals Wallgraben, und dahinter Gärten, an Stelle

der ehemaligen Wälle; und auch zur andern Hand sah man einige große Gärten mit schönen Häusern, die Leinwandkaufleuten gehörten. Auf der Westseite gab es keine Vorstadthäuser, und der Blick schweifte von der Allee aus frei über flache Wiesen bis zum nächsten Dorf an der Berglehne, hinter der sich der schwarzbewaldete Schmiedeberger Kamm erhebt, über den die Riesenkoppe mit einem perspektivisch verkürzten Stück Kamm emporragt. Herren und Damen, die auch an Wochentagen spazieren gehen können, gab es damals wenig bei uns. Bürgerfrauen wie meine Mutter waren keine Damen. Sie durften nur an Sonn- und Festtagen in Halbdamentracht erscheinen, d. h. ein seidnes oder feinwollnes Kleid nach der Mode ohne Schürze tragen und ein „Saluppentuch“ darüber, aber keinen Hut, sondern nur eine Haube. In der Woche trug die Bürgerfrau beim Ausgehen ein schlichtes Kattunkleid mit vorgebundner großer Schürze (eine kleine „Ländelschürze“ trugen auch Damen auf dem Hauskleide) und ein dreizipflig gelegtes Kattuntüchlein, das Rücken und Brust bedeckte. Auf Spaziergängen durfte sie sich an Wochentagen nur mit dem Kinderwagen sehen lassen; höchstens nach Feierabend war ein Gang um die Stadt erlaubt, auf dem der Mann die Frau begleitete, wenn er es nicht vorzog, in den Regel zu gehen. Der Regel war der Bierauschank der brauberechtigten Bürger in deren Wohnstube. Er ging also umzechig bei ihnen herum und beharrte so lange bei einem, als dessen Gebräu reichte. So lange steckte dieser über seiner Hausthür den Regel heraus, eine armähnliche hölzerne Latte. Hatte er Doppelbier gebraut, so schmückte ein aufgesteckter Lannenwipfel die Spitze der Latte, und war es Drittelbier, so hing außerdem noch ein Gelock von Hobelspänen herab. Da unsre Abendmahlzeit im Sommer gewöhnlich aus Butterbrot und Bier bestand, so hatte ich das Bier

meistens zu holen. Die Regelmürger waren selbstverständlich die altmodischsten des Städtleins, und ihre Häuser entsprechend altmodisch, im Innern so winklig und uneben wie möglich angelegt, und da ich schon als Knabe kurzsichtig war, so fiel ich beim ersten Besuch eines Regels gewöhnlich zur Stubenthür hinein oder heraus, wobei ich aber den Krug stets hochhielt, sodaß mir keiner zerbrochen ist. Mein Vater ging sehr selten zu Biere, sondern setzte sich an schönen Sommerabenden manchmal ein Stündchen auf die Bank vor der Hausthür. Eine solche Bank hatte jedes Haus, und jeden Abend saßen da viele Nachbarn plaudernd beisammen. Unser Jude saß auch schon bei Tage manches Stündchen vor der Thür, da ihm erwachsene Söhne das Geschäft besorgten. Er war ein dicker, lustiger Herr und hatte mit jedem Ein- und Ausgehenden seinen Spaß. Mich pflegte in meiner Babyzeit die jüngste Schwester meiner Mutter auszutragen; da nahm er ihr einmal den Kleinen ab, setzte ihn auf seinen Schoß — er hatte gerade ein Paar neue Nankinghosen an — und —. Seitdem schrie er mir jedesmal, wenn ich ausgetragen wurde, mit Stentorstimme einen gewissen Rosenamen nach, sodaß sich meine Tante schämte, bei dem „häßlichen Manne“ vorüberzugehen. „Häßlicher Mann“ pflegte auch seine Frau zu sagen — eine sehr steife und förmliche Dame mit pockennarbigem, scharfgeschnittenem Gesicht und stattlichem Schnurrbart, groß und kerkzengerade —, wenn er des Sonnabends mit sauerm Gesicht neben ihr vor der Hausthür stand und den Nachbarn mit kläglichem Geberde zuseufzte: „Hab Hofedienst, muß die Meestern ausführen.“ Beide waren übrigens brave und hochgeachtete Leute, mit denen meine Eltern sehr gut gelebt haben. Als sie sich ein eignes Haus gekauft hatten, was ja bei den Juden nie ausbleibt, zog ein andrer Jude ein, ein Destillateur, mit dessen Familie

wir uns auch bald eng befreundeten. Diese Leute haben jetzt ihr Haus an der Stelle, wo vormalig das unsre gestanden hat. Eigentlich hätten wir schon damals Antisemiten werden müssen, wir sind es aber nicht geworden, weil es vollkommen klar war, daß zwischen dem Gedeihen dieser beiden Familien und unserm eignen Unglück nicht der geringste ursächliche Zusammenhang bestand. Von dem zweiten habe ich als Student einmal Geld geliehen, wofür er selbstverständlich keine Zinsen genommen hat. Meine Mutter disputierte oft mit Juden über Religion und hatte sie ihrer Gläubigkeit wegen gern.

Das Haus hatte sich mein Urgroßvater, ein wohlhabender Seifensieder, gebaut. Die Großmutter, seine Schwiegertochter, hat uns unzähligemal folgende Geschichte erzählt. Der Ahn war seinen Söhnen, ihrem Manne und dessen ledigem Bruder, die beide im Geschäft arbeiteten, aus einer gewissen Ursache gram geworden. Er pflegte ihnen zu fluchen, aber jedesmal hinzuzufügen: doch meine Kindesfinder sollen mich segnen. Damit meinte er, daß sie sein Geld bekommen sollten. Er hatte beim Bau des Hauses in einer der gewaltig dicken Mauern einen Behälter anbringen lassen. Der Maurer, der ihm diese Arbeit besorgt hatte, mußte ihm später helfen, ein mit dreißigtausend Dukaten gefülltes eisernes Kästchen da hineinzuschleppen, mußte die Stelle vermauern und ihm einen furchtbaren Eid schwören, daß er sie niemand verraten wolle. Als der Urgroßvater anfang zu kränkeln, sagte er eines Tages zur Großmutter: Kieckchen, jetzt will ich dir mitteilen, wo mein Geld liegt; du mußt mir aber vorher schwören, daß du es den beiden schlechten Kerlen nicht verrätst; es soll für dich und deine Kinder, wenn die Kerle tot sein werden, was nicht lange währen wird. Die Großmutter schwur. Da ertönte die Ladenklingel. Fertige erst die Kunden ab, sagte der Alte, und als sie wieder-

kam, hatte ihn der Schlag gerührt. Meine Großmutter las viel Romane und liebte es, lange Träume zu erzählen. Ihre Töchter lachten sie nach solchen Erzählungen jedesmal aus und sagten: Das sind Geschichten, die du gelesen hast; daß du sie geträumt habest, bildest du dir nur ein. So haben wir denn manchmal vermutet, sie möchte sich auch diesen Familienroman nur zusammenphantasirt haben. Doch wurde, als ich Kind war, von alten Leuten versichert, der Urgroßvater habe jeden Markttag die eingenommene Losung in Dukaten umgewechselt und diese aufgehoben; daß er viel Gold gehabt habe, sei unzweifelhaft, und der Maurer habe dieselbe Geschichte erzählt, nur eben sein Wort gehalten und den Ort nicht verraten. Als es dann meinem Vater schlecht zu gehen anfang, ließ er nach dem Schatze suchen, was wegen der Festigkeit des Mauerwerks eine sehr schwierige Arbeit war. Auch eine Frau mit Wünschelrute wurde zu Hilfe genommen. Selbst das graue Männchen fehlte nicht. Auch mir ist es einmal im Traume erschienen, und auf dem Treppenabsatze, wo es mir zeigend entschwunden war, wurde dann wacker gegraben. Die Luftschlösser, die auf diese Schatzgräberei und auf andre Unternehmungen meines Vaters gebaut wurden, zusammen mit vielem Romanlesen, haben mir frühzeitig eine Richtung aufs Phantastische gegeben; auch ich habe fleißig Luftschlösser gebaut, zum Glück hat das weder die Klarheit meines Kopfes getrübt noch mein Handeln beeinflusst.

Da der Großmutter Mann, Schwager und Schwiegervater wegstarben, ohne Geld zu hinterlassen, mußte sie sich in den ohnehin bösen Kriegsjahren 1806 bis 1814 mühsam durchschlagen. Sie lebte viel bei benachbarten Gutsbesitzern, wo sie als Faktotum und angenehme Gesellschafterin gern gesehen war, und ihre Kinder blieben einstweilen fremden Leuten überlassen. Mein Vater hatte bei einem Buchbindermeister

eine sehr harte Lehrzeit. Einmal, erzählte er, sei ihm etwas Wunderbares begegnet. Er hatte einem Kunden die Rechnung gebracht und hundert Thaler ausgezahlt erhalten, die er in ein Tuch band. In einem engen Gäßchen fuhr ihm die Schleife auf, und das ganze Geld kollerte heraus. Während er mit dem Zusammenklauben beschäftigt war, kam der Meister durch das Gäßchen, ohne ihn anzusehen und ohne ein Wort zu sagen. Gott muß ihm die Augen zugehalten haben, meinte mein Vater; hätte mich der jähzornige Mann wahrgenommen, er hätte mich gewiß totgeschlagen. Obgleich das Geld in größter Verwirrung und Todesangst zusammengelesen wurde, fehlte doch kein Stück daran. Freigesprochen, ging der Vater in die Fremde und arbeitete mehrere Jahre in Graz. Der dortige Meister, ein wohlhabender Mann, in dessen Weinberge die Hausgenossen fröhliche Stunden verlebten, gewann ihn lieb und wollte ihm seine einzige Tochter zur Frau geben. Da rief ihn die Mutter zurück, damit er sich in dem Hause niederließe, das sie für sich allein nicht länger behaupten konnte. So kam er denn und eröffnete mit sehr geringen Mitteln seine Buchbinderei.

Der Vater war ein untersehter, sehr kräftiger Mann, sanguinisch-phlegmatischen Temperaments, soweit ihn Arbeit, Sorge und Studium frei ließen, heiter und ungemein gutherzig. Er konnte keinen Bittenden abweisen, hatte uns Kinder sehr lieb, scherzte und koste am Feierabend mit uns und erfand allerlei drollige Namen für uns. Die Mutter war eine schlankte Frau, cholерischen Temperaments, mit sehr schönen braunen Augen und ebensolchen vollen Haaren, die ihre Farbe bis zum Tode gehalten haben. In ihr ehemals schönes Gesicht hatte der Kummer frühzeitig tiefe Furchen gegraben. Sie war sehr streng, von peinlicher Keilichkeits- und Ordnungsliebe und unermüdlich thätig, von einer für ihren zarten Körperbau erstaunlichen Arbeits-

kraft. Ihre Strenge machte den Vater und mich zu heimlichen Verbündeten. Einmal hatte sie mir einen grauen schlafrockähnlichen Winterüberzieher gemacht (sie fertigte nicht allein alle Wäsche, sondern auch alle Kleider für sich und die Kinder selbst an) von der Form, die nach 1870 Mode geworden ist. An einem Regentage mußte ich ihn das erstemal in die Nachmittagschule anziehen. Ich ging aber unten in die Werkstatt und sagte: Vater, in dem Nachtwächterrocke kann ich nicht in die Schule gehen, da lachen mich alle Jungen aus. 's ist richtig, sagte der Vater — er fand alles richtig, was ich wünschte —, gieb ihn her; ich werde ihn kurz, ehe du wiederkommst, zum Fenster hinaushängen, damit die Mutter nichts merkt. So geschah es, aber da ich natürlich auch unter dem Überrocke pudelnaß war, so fielen wir mit unsrer Kriegsklist durch und wurden ausgelacht, wie wir es verdienten.

Die Mutter duldete niemals, daß sich eins des Morgens wach im Bette herumwälzte, jagte alle sehr früh heraus, ließ uns niemals ungewaschen herumlaufen, und um sechs Uhr im Sommer mußte alles, Menschen und Wohnung, blitzblank sein. Sie duldete auch kein Herumjagen im Zimmer, kein Bestoßen der Möbel (die Platten der Kommode und der Tische waren mit hellgrauen Tapeten überzogen, die Wände hingen voll hübscher Kupfer- und Stahlstiche), kein Herumlegen von Spielsachen. Besuch von meinen Kameraden, denen der Zwang zur Artigkeit nicht gefiel, konnte ich daher nur bei der Großmutter empfangen, die sich in ihrer Lektüre nicht stören ließ, mochte es auch noch so lebhaft zugehen. Wenn sie uns einmal still haben wollte, gab sie uns Fleckchen zu zupfen. Sie hatte eine Menge alter Seidenkleider in allen Farben — wahrscheinlich Geschenke ihrer ländlichen Gönnerinnen —, die sie zerschnitt; es waren sehr schöne schwere Stoffe darunter. Die ausgezupften

Fäden ließ sie mit grauer Wolle verspinnen und strickte davon für ihre Kinder und Enkel Strümpfe, die nicht allein weich und warm waren, sondern auch sehr hübsch bunt ausfahen; jedes bekam sein Paar zu Weihnachten, mit neuen bunten Strumpfbändern unwickelt. Ein kleines Taschengeld verdiente sie sich mit Färben von seidnen Haubenbändern und mit Anfertigung von Kränzen aus Moos und Immortellen; zum Einsammeln von Moos und Rakenpfötchen nahm sie uns manchmal mit in den Wald und auf die Berge.

Mit meinen Verwandten mütterlicherseits standen ihre Töchter und sie selbst nicht im besten Einvernehmen. Von der Sorglosigkeit und Bequemlichkeit dieser Frauen stach die unermüdliche Thätigkeit der Mutter und ihrer Schwestern ziemlich scharf ab. Außerdem war die väterliche Familie protestantisch, und die Großmutter hatte eine entsetzliche Furcht vor den Jesuiten, die sie aus verschiedenen Romanen kennen gelernt hatte, die mütterliche Familie aber war eifrig katholisch, und endlich war diese der Großmutter zu gering; sie besaß bloß ein kleines Vorstadthäuschen, der Vater meiner Mutter war ein Schleifer gewesen, und der noch lebende Stiefvater war es ebenfalls, die Mutter war vor ihrer Verheiratung Nähterin gewesen, und ihre Schwestern waren es noch, und die Ziederleute — diese Vorstadtgasse liegt am Ziederbach — sprachen Dialekt, während im Vaterhause hochdeutsch gesprochen wurde. Ich besuchte zwar auch gern die Ziedergroßmutter, hatte aber doch immer die Empfindung, daß ich mich nicht öffentlich mit ihr sehen lassen dürfe. Dazu wurde ich auch nur ein einziges mal genötigt. Die gute Frau unternahm es einmal, mich in die Milchsuppe zu führen, vielleicht der einzige Fall in der zweiten Hälfte ihres Lebens, wo sie einen Groschen zu ihrem Vergnügen ausgegeben hat. Sie lud ihre Schwester dazu ein, eine arme Witwe, die in der Verwandtschaft die Ruhme

hieß, während die jüngern Muhmen Tanten genannt wurden. Die Großmutter trug auf diesem Spaziergange ihren Empireoberrock aus blaugrünem Wandeltafft (Halbseide nur; die Mutter hat ihn geerbt und mir später einen Schlafrock daraus gemacht, die glänzende Seite wurde natürlich nach innen gewendet) und eine Mütze nach derselben Mode. Heute würde ich etwas darum geben, ein paar solche altmodische Frauen sehen und mit ihnen verkehren zu können. Damals ging der dumme Junge immer zwanzig Schritt voraus und sah sich ängstlich um, ob er nicht etwa von einem Mitschüler bemerkt würde, denn er ging schon in die Tertia der höhern Bürgerschule, die erste der vornehmen Klassen, während die Quarta noch zur Klippschule gehörte; ich war damals elf Jahre alt. Diese Großmutter war eine stille, sanfte Frau mit roten Wäckchen, die stets zufrieden und wohlwollend lächelte, von kindlicher Einfalt; sie konnte niemals darüber hinweg, daß Abraham unserm Herrgott Kalbsbraten und Milch vorgesetzt habe, woran er sich doch habe den Magen verderben müssen; es that ihr so leid um unsern Herrgott. Der Stiefgroßvater, der übrigens starb, als ich noch klein war, verdiente nur, was er selbst brauchte, und die Tanten erhielten sich und die Mutter mit Nähen und Sticken; die eine hatte Lehrlinge vom Lande, und da gab es bei der Arbeit viel Unterhaltung und Scherz. An Besuch fehlte es auch nicht. Am häufigsten war die Nachbarin da, eine Zimmermeisterwitwe von interessantem, etwas hexenmäßigem Ansehen, mit ihrem Spinnrade. Einen Nachmittagsbesuch machen hieß damals allgemein noch: zum Rocken gehen, und des Abends hieß es: zum Lichten gehen. Das Schnurren ihres Spinnrads begleitete Frau Quander mit einem ununterbrochnen Redefluß. Donnerstags stand das Spinnrad still, nicht etwa auf Geheiß der Sozialdemokraten, die es damals noch nicht gab, sondern

weil der „Bote aus dem Riesengebirge“ kam, ein Blatt, das damals wohl in ganz Niederschlesien gelesen wurde. Die Frau Nachbarin setzte dann ihre Nasenquetsche auf und las vor, sehr langsam, getragen und vernehmlich; die Hauptsache war die Romanfortsetzung, selbstverständlich stets eine herzbrechende Liebesgeschichte. Übrigens wußte die Frau auch viel Geschichten zu erzählen, namentlich gruselige. Einmal erzählte sie von einer Teufelerscheinung. Ich hatte bis dahin von Furcht vor dunkeln Mächten noch nichts gewußt; an jenem Tage aber, als ich in der Dunkelheit nach Hause ging, bin ich vor Angst gerannt wie besessen; ich wagte mich nicht umzusehen nach dem Teufel, den ich hinter mir spürte. Doch habe ich diesen Unsinn schnell überwunden und mich nicht im mindesten gefürchtet, als ich einige Zeit später in einer Kammer allein schlafen mußte.

Die Häuschen der Ziedervorstadt hatten Gärtchen; das der Tanten war mir ein lieber Aufenthalt. Zuweilen gab es von da aus etwas interessantes zu sehen und zu hören. Parallel mit der Ziedergasse, von ihren Gärten durch eine Wiese getrennt, läuft die Obergasse. Dort wohnte damals Gesindel. Nicht selten hieß es: auf der Obergasse giebt's Händel! Dann liefen die Ziederleute in ihre Gärten und schauten, an die Zäune gelehnt, dem Schauspiel zu. Ich bekam so eine ganz klare Vorstellung von der Bedeutung des Wortes. Händel bedeutet: daß zwei schlampige Weibsbilder in zerfetzten Röcken, mit halb entblößtem Oberkörper und wirren Haaren einander gegenüberstehen, einander anschreien, mit den Armen herumfechten und einander von Zeit zu Zeit die geballte Faust unter die Augen halten. Keine Polizei griff störend in den Dialog ein, der immer erst in der Erschöpfung der handelnden Personen sein natürliches Ende fand.

Zuweilen fand sich in der großen Nähstube auch

die Singliese ein, eine arme, alte Frau oder Jungfer, die um eine Schale Kaffee ihre drei bis vier Liedchen zum besten gab. Eins davon klingt mir noch in den Ohren:

Die Liebe macht glücklich und reich,  
Die Liebe macht Bettler zum Reehenich,  
Die Liebe macht ahalles gleich.

Das feine helle Stimmchen des Weibleins mußte in ihrer Jugend nicht übel geklungen haben.

Im Winter saßen wir nach dem Abendbrot um die Lampe herum. Waren Lichtengäste da, so wurde wohl ein Lotteriespiel gemacht, um „Pumpernüßchen.“ Vor Weihnachten wurde der Inhalt der angekommenen Kisten durchgemustert: Bilderbücher, Jugendschriften, Spiele, denn mein Vater hatte außer der Buchbinderei einen kleinen Sortimentsbuchhandel. Sonst las der Vater, mit einem grünen Lichtschirm über dem Gesicht, und zwar ausschließlich naturwissenschaftliche Bücher und Zeitschriften. Er verlegte sich vorzugsweise auf Chemie, Galvanismus und Elektromagnetismus. Er baute Voltasche Säulen und machte Versuche mit der Galvanoplastik; oft scherzte er, er wolle uns alle vergolden, versilbern und verkupfern. Zuerst fertigte er Denkmünzen, Königsbilder u. dergl. an, die er in seinem Schaukästchen aushing. Das wurde in der Umgebung bekannt, und der damalige Direktor des Schullehrerseminars und Waisenhauses in Bunzlau, der ein Relief des Riesengebirges in Wachs bossiert hatte, lud ihn ein, dieses Modell zu verkupfern. Der Vater reiste hin und blieb vier Wochen dort. Die Trennung von uns muß ihm sehr schwer gefallen sein, denn er schrieb häufige, lange und sehnsüchtige Briefe an die Mutter. Als er wiederkam, war die Freude groß — wir hatten ihn mehreremal vergeblich auf der Post erwartet —, und sie wurde noch größer, als er seine Kisten auspackte,

Wandlungen

BIBLIOTECA  
Centrală  
Universtitară

2

33068

in denen er uns allerlei schöne Sachen mitgebracht hatte. Einige Zeit nachher bekam er vom Schweidnitzer Gewerbeverein ein Zeitungsblatt zugesandt, worin seiner Arbeit mit Anerkennung gedacht wurde. Unglücklicherweise wurde diese Gelegenheit nicht dazu benutzt, Verbindungen anzuknüpfen.

Damals wäre es ein großes Glück gewesen, wenn einflußreiche Verbindungen meinem Vater dazu verholfen hätten, seine chemischen und physikalischen Versuche nutzbar zu machen, denn mit der Buchbinderei ging es rückwärts. Man hat ihn beschuldigt, über seinen Steckenpferden sein Geschäft versäumt zu haben, aber die Sache verhielt sich doch umgekehrt: weil das Geschäft nicht mehr zog, wurde das Steckenpferd vorgespannt. Der Vater fand, als er sich mit ungenügenden Mitteln etablierte, in seiner Mutter und den beiden Schwestern sofort eine ziemlich anspruchsvolle Familie vor, die ihm auch nach seiner Verheiratung noch zur Last fiel, ohne daß diese drei Frauen im Geschäft oder in der Wirtschaft etwas geleistet hätten, sodaß die Mutter eine Dienstmagd halten mußte; denn da noch ein Gesell und zwei Lehrlinge hinzukamen, so hatte sie täglich für neun Personen ohne die Kinder zu kochen. Arzt und Apotheker kamen nicht aus dem Hause, da die Kinder von allen möglichen Krankheiten heimgesucht wurden. Es ist gewiß ein Beweis für die Tüchtigkeit des Mannes, daß er unter solchen Umständen eine Leihbibliothek anlegen und auf 4000 Bände bringen konnte; wahrscheinlich ist er mit der Vermehrung für seine Mittel zu rasch vorgegangen, aber das wäre doch auch wieder nicht möglich gewesen, wenn er nicht bedeutende Abzahlungen geleistet hätte. Da, als es so hübsch vorwärts ging, traf ihn ein harter Schlag, den er vielleicht hätte voraussehen können, wenn er die Fachschriften der Handelswelt studiert hätte. Seinen Hauptverdienst bildeten nicht das Büchereinbinden und

sein kleiner Handel, sondern der Druck jener Firmenschildchen, von denen auf jedes Stück Leinwand eines geflebt wird; er bediente sich dazu einer Handpresse. Ende der dreißiger Jahre nun machte die Überflutung mit englischem Kattun der Leinweberei des schlesischen Gebirges den Garaus. (Erst einige Jahre später erstand sie wieder, nachdem die preussische Seehandlung zwei Spinnfabriken, in Landeshut und Erdmannsdorf, errichtet hatte.) Die meisten Kaufleute zogen sich, einer nach dem andern, vom Geschäft zurück und lebten theils als Rentner, theils kauften sie Landgüter und Mühlen; einige wurden bankrott. Bei diesen verlor mein Vater einige hundert Thaler, und der Schilderdruck hörte auf. Nun konnte er den Buchhändlern keine Zahlungen mehr leisten, und die Bibliothek kam unter den Hammer. Ein Jugendfreund erstand den größten Theil davon, sodaß der Vater die Bücher wieder bekam. Aber er war dadurch nicht viel gebessert, denn nun hatte er den Freund als Dränger auf dem Halse. Vor Gericht hatte dieser auf die Frage des Richters nach den Zahlungsbedingungen gesagt: O, das hat keine Eile, vielleicht schenke ich das Geld später seinen Kindern; aus der Gerichtsstube heraustretend aber fragte er meinen Vater: Nun, wann wirst du mir die erste Zahlung leisten?

Das Geschäft wurde fortgeschleppt bis in den Sommer 1845. Eines Nachts wurden wir durch Flammenglut und Feuerlärm geweckt und fanden uns mitten in einem Feuermeer. Unser Haus war das einzige steinerne in einem Block von etlichen vierzig hölzernen, die sämtlich in jener Nacht abbrannten. Der Sommer war außerordentlich dürr, und die alten Schindeldächer fingen Feuer wie Strohshober. Die Großmutter meldete, daß sie ihr altes Gebetbuch in dem Eichenschrank geborgen habe, den im siebenjährigen Kriege plündernde Panduren nicht aufzubrechen ver-

mocht hätten, und dann wieder, daß sie die Blumentöpfe gerettet habe; sie hatte sie vom Fensterbrett auf den Tisch gesetzt. Die Mutter aber arbeitete mit solcher Energie und Umsicht, daß uns die meisten Möbel, Betten, Wäsch- und Kleidungsstücke erhalten blieben. Mich schickte sie mit meinen Büchern und dem kleinen Bruder zur andern Großmutter. Es war schwer durchzukommen durch das Gewühl, und der Lärm ungeordneter Menschenhaufen bildete mit dem Anschlagen der Glocken, dem Mollafford des Feuerfalbes — so wurde das Instrument seines blökenden Tones wegen genannt — und dem prasselnden Flammenmeere zusammen eine schauerliche Nachtszene, genau so wie sie in Schillers Glocke beschrieben wird. Im Zieder fanden wir die Großmutter leblos auf ihrem Bett liegen. Sie war auf die Straße hinausgetreten, und da sie sah, daß es in unsrer Gegend brannte, vom Schlage gerührt worden. Sie lag viele Tage da, sprachlos und ohne ein Glied rühren zu können. Der Vater hat sie später mit Elektromagnetismus behandelt und so weit gebracht, daß sie an einem Stock herumgehen konnte; sie lebte dann noch drei Jahre. Beim Brande war der Vater sinnlos vor Schmerz und mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, daß er sich nicht ins brennende Haus stürzte. Einige Tage vorher war er auf Zureden von Freunden, da ja das Feuer einem solchen Steinclumpen nichts anhaben könne, aus der Feuerkasse ausgetreten und nur mit 800 Thalern — soviel betrug die Hypothekenschuld — drin geblieben. Die Mauern standen ja noch unversehrt, auch die innern, und der Ausbau würde nicht allzu viel gekostet haben. Da ordnete der Bürgermeister in übertriebner Vorsicht an, daß die Feuerecke und die beiden Giebel eingerissen würden, und deren Wucht vernichtete nicht allein die Decken und die noch unversehrten Öfen des Hauptgeschosses, sondern schlug auch die Gewölbe des

Erdegeshoffes durch. Der Abbruch des Vordergiebels war ein Kunststück, das mich heute noch in Staunen versetzt. Nachdem man ihn ein wenig unterminiert hatte, wurden am Fensterpfeiler und an Querbalken Seile befestigt, und eine lange Reihe von Männern, die bis über das Niederthor hinausreichte, zog an einem mächtigen Tau, ruckweise, mit dem jedesmaligen Rufe: Einen — Ruck! Beim dritten oder vierten „Ruck“ lag die ganze Reihe rücklings im tiefen Straßentrot, weil die Verbindung riß. Endlich kam der mächtige Giebel ins Wanken, schwankte eine Zeit lang hin und her und legte sich hinten hinüber; er hätte, meine ich, ebenso gut nach vorn stürzen und eine Menge Menschen erschlagen können. Der Bürgermeister ließ dann Wachen auf das Grundstück stellen, damit der Schatz nicht gestohlen würde. Aber der hat sich nicht gefunden, und die hartnäckig daran glaubten, stellten die Vermutung auf, er sei beim Giebelsturz einem Nachbar zugeflogen, dem es nach dem Brande sehr gut ging. Der Verkauf der Materialien ergab nicht viel, denn die einzelnen Ziegel ließen sich nicht absondern, weil sie steinharter Mörtel zu unzerstörbaren Blöcken vereinigte, und der Arbeitslohn verzehrte bei so böser Arbeit den Ertrag.

Von der Bibliothek waren nur etwa hundert Bände, vom Handwerkszeug nur das Nötigste gerettet, und unsre neue Wohnung machte der Buchbinderei vollends ein Ende. Es war eine sehr schöne Wohnung, mitten im Grünen — bei Überschwemmungen mitten im Wasser —, von jedem Fenster die entzückendste Aussicht, aber abseits von allem Verkehr. In einem andern Flügel des langen Gebäudes — es war eine Badeanstalt — wurde für die Großmutter und ihre noch ledige Tochter eine schmale Stube gemietet, worin sie sich sehr unglücklich fühlte; denn, sagte sie, ich kann ja hier nicht einmal um den Tisch herumgehen! Sie

hat denn auch nicht lange mehr gelebt. Die paar hundert Thaler, die der Vater für das Grundstück und aus den gesammelten Geldern als Unterstützung bekam, überließ er seiner Mutter und den Schwestern als Entschädigung für ihr Anrecht auf das Haus. Zur Sammlung steuerte besonders Hamburg reichlich bei, das drei Jahre vorher von einem noch weit größern Brandunglück heimgesucht worden war und aus aller Welt Gaben empfangen hatte. Eine der Gaben, die uns von dort zuströmten, war bezeichnend für die weise Fürsichtigkeit der hanseatischen Herren; es war ein Genußmittel, bei dem die Gefahr ausgeschlossen ist, daß es von Leichtsinigen in wenig Tagen verpraßt werden könnte: Salz; jede Familie bekam ein ganzes Löffelchen voll.

Bei dieser Lage konnte man es meinem Vater wohl eigentlich nicht verargen, daß er nur einen eben ausgelernten Jungen behielt, der ein paar treu gebliebene alte Kunden besorgte, während er selbst es mit allerlei neuen Erwerbsszweigen versuchte. Er kochte Leim, braute Farben, daguerreotypierte, fertigte Sichtpapier, Rheumatismusketten, Ohrenmagnete, galvanoplastische Medaillen und baute elektromagnetische Apparate für Heilzwecke. Um diese abzusetzen, mußte er reisen, und so geriet er denn ins Herumwandern. Auf der Wanderschaft lehrte er das galvanische Vergolden und Versilbern, und es wird wenig schlesische Städte geben, wo nicht ein Goldarbeiter diese Kunst von ihm erlernt hätte. Der Fehler war nur, daß ihm gänzlich der Geschäftsgeist abging; er leistete alle seine Dienste halb oder ganz umsonst, hatte keine Ahnung von Reklame, sprach mit Paketchen beladen und mit der demüthigen Miene des Bittstellers bei seinen Kunden vor und betrieb die Sache ganz planlos. Ein reicher Kaufmann hielt ihn einmal auf der Straße an und sagte: „Es ist doch ein Skandal, daß Sie, ein so ge-

scheiter Mann, es zu nichts bringen; wir wollen zusammen was unternehmen, ich gebe das Geld dazu, schlagen Sie etwas vor.“ „Dann, erwiderte mein Vater, bauen Sie doch eine Fabrik für künstlichen Dünger, das hat jetzt am meisten Zukunft.“ Der aber kehrte ihm entrüstet den Rücken mit dem Ausruf: „Auf . . . . . gebe ich mein Geld nicht her!“

Mit den schon geschilderten Charaktereigenschaften meiner Mutter verband sich noch eine große Ängstlichkeit, wie sie kleinliche Verhältnisse und Sorgen im Menschen erzeugen, die das Gegentheil von leichtsinnig sind, und diese Ängstlichkeit wurde durch zwei Armbrüche, die ich im zweiten und im vierten Jahre erlitt, und durch die häufigen Erkrankungen sämtlicher Kinder ins Maßlose gesteigert. So kam es, daß ich nicht springen, klettern und mich herumbalgen, nicht ohne Aufsicht ausgehen durfte und viel stillsitzen mußte. So lernte ich denn meine Arme und Beine nicht gebrauchen, und als mir endlich größere Freiheit verstattet wurde, war es zu spät, ich blieb immer schwach und ungeschickt. Das Stillsitzen bei lebhaftem Geiste ergab bei der schönen Gelegenheit, die ich hatte, ganz von selbst die Vielleserei. Ich las alles, was ich in die Hände bekam, selbst Unterrichtsbücher für Hebammen. Da der Mutter, die sich anfangs darüber gefreut hatte, des Lesens zu viel wurde, und da ich von manchen interessanten Sachen, die ich aufstöberte, befürchten mußte, sie möchten mir konfisziert werden, so verkroch ich mich manchmal in die dunkeln Winkel der Boden und Kammern, was natürlich den Augen schadete. Ich wurde auch träumerisch davon und richtete aufgetragne Botschaften so schlecht wie möglich aus; wenn ich vom Krämer Zucker holen sollte, so brachte ich Salz, statt Brennöls Essig. Bis zu meinem vierzehnten Jahre habe ich gelesen: das Alte Testament, eine hübsche Ausgabe der deutschen Volksbücher mit Holzschnitten,

die damals erscheinenden Heller- und Pfennigmagazine, Modenzeitungen und Taschenbücher, eine Menge Ritter- und Räubergeschichten (von den Titeln ist mir noch die „Unkenburg“ erinnerlich), die Romane von Tromlit, Spindler, Karoline Bichler, Henriette Hanke und andern. Den „Juden“ von Spindler bringt jetzt der Vorwärts als Feuilleton, was sehr billig und darum sehr praktisch ist. Wenn ich nun manchmal hineinsehe in diese unendlich breite Geschichte, so wundre ich mich, wie der elfjährige Junge das hat hinunterwürgen können. Ich habe nämlich gerade diesen Roman mit Leidenschaft gelesen, erinnere mich aber bloß noch an zwei Dinge daraus, die also einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht haben müssen: die Rettung des Papstes Johann XXIII. aus Konstanz und eine Liebste in grauem Kleid mit schwarzen Sammetstreifen. Diese Kleidung hat mir viel Kopfschmerzen verursacht. Wenn einem ein Mädchen oder eine Dame gefallen soll, dachte ich nämlich, so muß sie doch rot oder himmelblau sein, oder weiß und blau gestreift, oder doch allermindestens weiß; aber grau mit schwarzen Streifen, das war zu komisch! Zu den Büchern des Vaters kamen aber auch noch welche aus der Wallenbergischen Bibliothek, die samt einer Naturaliensammlung über der Sakristei der evangelischen Kirche lag. Aus dieser hatte ich einmal ein mehrbändiges Werk in Quart, eine Art von Universum, mit schönen bunten Kupfern; besonders erinnere ich mich noch der Abbildung der Pferderassen und eines prachtvollen rot und blauen Vogels Phönix\*).

Im achten Jahre etwa fing ich an, am Umgange mit Kameraden Gefallen zu finden, und wußte mich nun allmählich von der mütterlichen Aufsicht frei zu

---

\*) Es wird wohl Vertuchs Bilderbuch gewesen sein, hat die Redaktion der Grenzboten hierzu bemerkt.

machen. Zuerst verkehrte ich viel mit den Kindern des guten Mannes, der uns die Bibliothek schenken wollte, einem gleichaltrigen, sehr wilden Knaben, der später als Mann im amerikanischen Sezessionskriege gefallen ist, und zwei etwas ältern Mädchen. Bald trieben wir in dem schönen Garten des Mannes, bald bei den Großmüttern der drei unser Wesen. Bei der einen spielten wir einmal Theater — die Stücke wurden immer improvisirt —, und ich erschien eben als Geist, in einem Hemde der Großmutter, das wir aus dem Wäschkorbe genommen hatten, da kam sie zufällig herein, fuhr mich an: „Was, du Schwein, meine reine Wäsche schleppt ihr mir herum?“ fügte aber, als sie das Gesicht frei gemacht hatte und mich erkannte, begütigend hinzu: „Ach so, ich dachte, es wäre der Frize.“ Frize steckte lichernd in einem Winkel und entkam, wie gewöhnlich, mit seiner Gewandtheit den Griffen der zürnenden Großmutter. Später verkehrte ich mehr mit Schulkameraden, die im Verhältnis zu mir immer älter wurden, denn ich stieg rasch auf und saß als zwölfjähriger mit vierzehnjährigen zusammen, während sich „Frize“ Zeit nahm. Außer der Schulzeit wurde auf den Bergen und in den Wäldern der Umgegend Ritter und Räuber gespielt. An schönen Sommerabenden durchzogen wir Arm in Arm singend die Straßen. Dasselbe pflegten aber auch die Gesellen und die Lehrjungen zu thun. Einmal, als ich zu Hause schon im Bette lag, sagte die Mutter zu mir: „Hör mal, was die für ein schönes Lied singen!“ Ich dachte: Kennstest du nur den Text, so würdest du nicht schön finden. Zum Baden hatten wir einen schönen Wiesenplatz am Zieder, doch zogen wir uns auch an jedem beliebigen andern Platze am Zieder oder am Bober aus, wenn uns die Lust anwandelte. Daß man auch zum Baden Hosen anziehen müsse, erfuhr ich zu meiner Verwunderung erst in der Gym-

nasialstadt, wo dieser Kulturfortschritt schon eingeführt war; an vielen Orten Schlesiens ist er lange nachher noch unbekannt geblieben.

Ein Verhältnis zu Geschwistern konnte ich in jenen dreizehn Jahren nicht gewinnen. Ich war der älteste; die drei folgenden starben, und zwar alle an langwierigen Krankheiten, im Kindesalter. Dann kam ein Bruder, der zwar am Leben blieb, aber sechs Jahre jünger war als ich, was in diesem Lebensalter einen gewaltigen Abstand macht, besonders wenn man an ältere Kameraden gewöhnt ist; erst weit später sind wir durch brieflichen Verkehr mit einander bekannt geworden und haben uns innig befreundet. Der jüngste Bruder, der noch lebt, und eine Schwester, die vierzehn Jahre alt geworden ist, waren, als ich aus dem Hause fortkam, ein und zwei Jahre alt. Spaziergänge in Gesellschaft der Eltern kamen selten vor. Nur dann und wann einmal erlaubten sie sich die Teilnahme an dem kostenlosen Stadtbuschvergnügen. Jeden Montag zogen im Sommer viele Bürgerfamilien in den Stadtwald hinauf; auch die Lehrlinge wurden mitunter mitgenommen, teils aus Menschlichkeit, teils um Kinderwagen, Proviant und Geschirr zu schleppen. Es ging um den Burgberg herum, zwischen Feldern hindurch, dann in einer wilden Kirschallee den Berg hinauf, endlich durch den dunkeln Tann zu einer Waldwiese, über die hinweg man auf die hochragenden Mauern, Dächer und Türme des Zisterzienserklosters Grüssau blickte. Unter den Bäumen an der Wiese standen Tische und Bänke. Dort ließen sich die Karawanen nieder. Die Knaben sammelten dürre Äste und Reifig und machten Feuerchen an, woran die Frauen und Mädchen Kaffee kochten. Gegen Abend wurde noch einmal zum Kartoffelkochen Feuer gemacht. Zuweilen lieferten die Stadtmusikanten Tafelmusik. Zwischen den Mahlzeiten vergnügten sich die Kinder teils mit

Spielen, theils mit Beeren- und Pilzesuchen, theils mit Zoologie, d. h. sie fingen Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Heupferdchen und Feldmäuse. Am äußern, der Stadt zugekehrten Saume des Stadtwaldes tummelte sich die Jugend am Johannisabend vor einem dankbaren Publikum Raketen und Schwärmer losbrennend und Besen schwenkend. Das letzte war das schönste — zum Ansehn, mein ich, denn mitgeschwenkt habe ich nicht. Goethe, der in vielen Stücken andrer Ansicht war als die Polizei, hat diesem alten Heidenbrauch die zwar nicht formvollendeten, dafür aber desto wahreren Verse gewidmet:

Johannisfeuer sei unverwehrt,  
Die Freude nie verloren!  
Besen werden immer stumpf gefehrt,  
Und Jungen immer geboren.

Ja die Polizei! Im heutigen Zeitalter, wo die Polizei alles und der Mensch nichts ist, wird der Deutsche in der Schule dazu gedrillt, „seinen“ deutschen Wald anzusingen, aber ihn zu betreten ist ihm — wenigstens in den Gegenden des Vaterlandes, wo der preußische Pilz- und Beerenparagraph streng gehandhabt wird — verboten, und seine Herrlichkeiten bleiben ihm verschlossen; kein Beerlein, kein Blümlein und keinen Lannzapfen darf er sich daraus holen, was er haben will, auch das kleinste, muß er kaufen, und die Polizei würde den Weltuntergang hereinbrechen sehen, wenn sie irgendwo solche Häufung von „Waldfreveln“ entdeckte, wie sie damals unangefochtner Volksbrauch war. Die Welt ist damals nicht untergegangen, und im Landeshuter Stadtwalde wenigstens ist niemals auch nur das kleinste Unglück geschehen. Im Gegentheil hat der Wald einmal großes Unglück abgewendet. Ein paar Jahre vor meiner Geburt — so hat mir die Mutter erzählt — war eines Montags die ganze

Bürgerschaft samt dem hochwohlwöbllichen Magistrat draußen versammelt. Da kam plötzlich der Ratsdiener gelaufen, gab Zeichen des Entsetzens von sich, aber reden konnte er nicht, sondern er stand mit weit aufgesperstem Maule, nur heftig gestikulierend, vor dem Bürgermeister. Da erkannte der Gestrenge in seiner Weisheit, daß den Ärmsten die Maulsperre befallen habe, und mit einer höchsteigenhändigen Ohrfeige richtete er den verrenkten Kinnbacken wieder ein, worauf die Meldung erfolgte: „Der Ratssturm ist eingestürzt!“ Da der Marktplatz ganz menschenleer gewesen war, hat er niemanden erschlagen können.

Noch eine andre „Solitane“ stand uns zur Verfügung: Bethlehem bei Grüssau. Vom Kloster führte ein Kreuzweg in den Wald hinein. Die Endstation, eine etwas größere Kapelle, steht in einer Richtung des Waldes, daneben ein mit alttestamentlichen Bildern ausgemaltes Gartenhaus mit einer Kuppel auf einem tiefen, mit wunderbar klarem Wasser angefüllten Teiche; weiterhin eine schlichte ländliche Gastwirtschaft, die auch ein paar Baderzellen enthält, in die sich das Wasser selbst hineinpumpt: der Bach nämlich, der aus dem Teiche abfließt, setzt ein Rad und durch dieses das Pumpengestänge in Bewegung, wodurch das Teichwasser in eine Rinne gehoben wird, die den Leuten im Hause das Wasser von oben zuführt. Das Spiel dieses einfachen mechanischen Kunstwerks und das große Schöpfrad der Landeshuter Leinwandbleiche haben uns Jungen die ersten Begriffe der Mechanik beigebracht. Ein schönerer Platz für Nachmittagsgesellschaften an heißen Sommertagen als diese Waldwiese ist gar nicht denkbar. Das Vergnügen war hier nicht ganz umsonst, aber doch sehr billig; für meine Eltern freilich in der Zeit, wo es bergab ging, schon zu teuer und auch zeitraubend, sodaß ich nicht in ihrer Gesellschaft, sondern nur mit Tanten und auf Schüler-

ausflügen hingekommen bin. Später bin ich ein Jahr lang in Grüssau Kaplan gewesen und habe den Sommer über täglich mit meiner Mutter den Nachmittagskaffee unter Bethlehems Bäumen getrunken.

Der Sinn für Naturschönheit wurde früh in mir geweckt durch Ausflüge ins Hirschberger Thal. Die jüngste Schwester meiner Mutter heiratete den Lehrer des Dorfes Schildau zwischen Fischbach und Erdmannsdorf. Das erstemal war ich, neun oder zehn Jahre alt, mit den Eltern dort, dann allein jedes Jahr bis in die Gymnasiastenzzeit hinein. Man ging entweder über Kupferberg, das sich, auf der Kuppe eines Berges gelegen, von Westen aus sehr malerisch ausnimmt, oder über den Schmiedeberger Ramm. Der zweite Weg war der interessantere („war“ darf man sagen, weil die alte Chaussee nicht mehr benutzt wird; wer von Landeshut nach Schildau oder Hirschberg will, geht jetzt überhaupt nicht mehr zu Fuße, sondern fährt mit der Eisenbahn). Um Aussicht zu haben, muß man freilich, auf der Paßhöhe angelangt, von der Chaussee abbiegen und auf die Friesensteine klettern, aber hie und da gestattet der Wald doch einen Durchblick, und eine Lust war es, die Kutschen den steilen Schlangenweg hinuntersausen zu sehen oder selbst in einer hinunter zu sausen (es gab immer leergehende, die einen für eine Kleinigkeit mitnahmen), denn die Kutscher hielten es für Ehrensache, im schnellsten Trabe zu fahren; Lastwagen nahmen aufwärts selbstverständlich Vorspann. Man kann sich nun nicht leicht ein schöneres Landschaftsbild denken, als das von der südwärts gelegnen Giebelstube meines Onkels Appelt. Ein Vordergrund von lieblichen, mit Laubwald bedeckten Hügeln und eingestreuten Ortschaften und Schlössern, links ein Bergfegal und seitwärts dahinter zwei höhere Regal, Zwillinge: die Fischbacher Falkenberge; weiterhin ringsum schwarz bewaldete Bergrücken, als Ab-

schluß vor dem Beschauer der Riesenkamm mit der Koppe, von allen deutschen Mittelgebirgen das mit dem schärfsten und schönsten Umriß und bei schönem Wetter wunderschön hellblau oder tiefblau gefärbt. Streifte man dann herum, so kam man aus einem Park in den andern und konnte sehen, wie sich der Landschaftsgärtner die natürliche Landschaft zu nutze macht. Nach dem Brande holte mich der Onkel einige Wochen hinaus. Er redete mir zu, ich sollte Lehrer werden, er wolle mich fürs Seminar vorbereiten; ich bekam auch Lust dazu, besonders da er schon einen Präparanden hatte, einen losen Burschen, mit dem ich bald gut Freund wurde. Ich schrieb daher an die Eltern und bat um ihre Einwilligung. Aber da kam die Mutter und holte mich; denn sie hegte die begründete Hoffnung, daß ich, wenn ich zu Hause bliebe, katholisch werden würde. Der Onkel war ein eifriger Protestant, und es hat zwischen ihm und den Schwägerinnen gar manchen harten Strauß gesetzt; später, in meiner katholischen Periode, habe auch ich mich mit ihm herumgezankt. Er gehörte der kirchlichen und politischen Linken an und las viel in naturwissenschaftlichen Werken moderner Richtung. Auch war er 1848 Mitglied der Nationalversammlung, und zwar steuerverweigerndes, was zwar, so lange der Rausch dauerte, seiner Frau von den Bauern viel Butter, Eier und Würste, ihm selbst aber einen so ungnädigen Landrat eintrug, daß er zeitlebens auf keinen grünen Zweig mehr kam. Da er nun das Gegenteil von einem geduldigen Lamm war, und die Nahrungsfürsorge bei einer Kinderschar, die schließlich auf neun anwuchs, groß wurde, so gestaltete sich das Leben der guten Tante, die die Geduld und Sanftmut in Person war, zu einem gar nicht gelinden Fegefeuer; als ich älter wurde, machte sie mich, an dem sie immer noch sehr hing, zum Vertrauten und war hochehrent, wenn ich einmal

kam, daß sie jemanden hatte, dem sie ihre Not klagen konnte. Ubrigens bewiesen mir auch der Onkel und die kleinen Vettern und Basen eine Anhänglichkeit, die ich durch nichts verdiente, und die ich mir heute nur daraus erklären kann, daß sie in der Eintönigkeit ihrer Weltabgeschiedenheit nach Abwechslung dürsteten. Es kostete jedesmal einen mehrtägigen Kampf, ehe es mir gelang, mich loszureißen. Man versteckte mir Mühe und Stock, hielt mich an den Rockschößen fest und verzögerte durch allerlei Kriegslisten den Abmarsch bis in den späten Nachmittag, wo es dann hieß: zu spät für heute.

So oft ich in der Zeitung die üblichen Klagen über die „Zuchtlosigkeit“ der heutigen Jugend lese, muß ich lachen. Laudator temporis acti kann ja ein Mensch, der in seinem Hirnkasten einen leidlichen Photographieapparat hat und empfangene Eindrücke festhält, namentlich wenn er noch dazu ein bißchen Weltgeschichte gelernt hat, sein Lebenstag nicht werden. Trotzdem lobe auch ich mir die vergangne Zeit, aber nicht wegen der größern Sittsamkeit der damaligen Jugend, sondern umgekehrt gerade wegen des geringern Zwanges zur Sittsamkeit, wegen der Freiheit, deren sie genoß, und in der sie nicht nur selbständig denken und handeln lernte, sondern sich auch den zur Überwindung der Schwierigkeiten des Lebens notwendigen Vorrat von Lebenslust, Lebensfreude und Hoffnungsfähigkeit erwarb. Die Schuldisziplin war erbärmlich; die Schüler förderten alles von natürlicher Roheit zu Tage, was sie in sich trugen, und die Prügel, die sie dafür kriegten, waren nichts als eine willkommene Vermehrung des Ulls; was hatte das bißchen Schmerz zu bedeuten gegen das Vergnügen, den Lehrer zu ärgern und ihn dann beim Hauen sich so komisch gebärden zu sehen! Auf dem Gymnasium war das Hinauströmmeln unbeliebter Lehrer Sitte, und selbst

Quintaner unterstanden sich, nach einem solchen Opfer mit Tintensässern zu werfen. Was die Wohlanständigkeit mit Beziehung auf das Allerunanständigste anbelangt, so hieß es in der Vorstadt und auf dem Dorfe: da per tutto, dove vuol, wie in Torbole (Goethes Italienische Reise, 12. September 1786), und im Schweidnitzer Keller zu Breslau, der stets überfüllten Kneipstätte der Bürger und Studenten, bestand mit Rücksicht auf das ehrsame Walkergewerbe eine Einrichtung, die heute nicht einmal öffentlich zu beschreiben erlaubt sein würde. Die militärische Schulaufsicht und Schuldisziplin unsrer Zeit, die militärische Drillung des ganzen Volks, die strenge, beständige und allgegenwärtige Polizeiaufsicht, der jeder nicht zu den höhern Ständen gehörige Mensch von der Wiege bis zum Grabe in allen seinen Verrichtungen unterworfen ist, die Nötigung und die daraus erwachsene Sucht, als Herr oder Dame aufzutreten, die die Jugend bis zum Alter von zehn Jahren und das gemeine Volk bis zum Tagelöhner hinab ergriffen hat, alles dieses zusammen giebt der Öffentlichkeit heute den Anstrich unendlich größerer Ordnung, Sauberkeit und Wohlanständigkeit.

Es würde nicht der Mühe lohnen, hierbei zu verweilen, wenn es sich bloß um den laudator temporis acti als komische Figur handelte, der so, wie ihn Horaz beschrieben hat, nach psychologischen Gesetzen fortleben wird bis ans Ende der Dinge. Aber heute lobt man die alte Zeit und entrüstet sich über die gegenwärtige Zuchtlosigkeit aus politischer Berechnung. Unter dem Vorwande, für bessere Zucht der Jugend zu sorgen, will man die Polizei- und Justizmaßregeln vermehren, von denen man hofft, daß sie die Sozialdemokratie ausrotten werden. Und da ist es nun einer der köstlichsten aller Weltgeschichtsscherze, daß es eben diese durchgreifende Sittigung ist, was die Sozialdemokratie erzeugt.

Die erwähnte löbliche Schulzucht bringt mich auf die höhere Bürgerschule meines Vaterstädtchens, die ich bis zu meinem dreizehnten Lebensjahre besucht habe. Die Klassen waren denen des Gymnasiums gleich benamset; der angehende ABC-Schütz trat in die „Sexta“ ein. „A gieht schon ei de Seyte,“ sagte die Mutter, wenn sie ihren siebenjährigen Sprössling vorstellte. In Sexta und Quinta saßen Knaben und Mädchen zusammen, es gab also auch Sextanerinnen. Sehr hübsch war die biblische Geschichtsstunde Sonnabends früh von acht bis neun in der Quinta. Der Lehrer nahm das Schulgeld ein, und wir lasen einstweilen biblische Geschichten nach folgendem Turnus. Der Lehrer rief einen Knaben auf. Dieser las, so lange er Lust hatte, und rief dann ein Mädchen. Diese rief wieder einen Knaben, und so fort. Bald entspannen sich zarte Beziehungen zwischen hüben und drüben — Knaben und Mädchen saßen einander gegenüber —, und es wurden immer dieselben gerufen, sodaß die Besetzung auf zwei bis drei Paare beschränkt blieb. Ob die plebs einmal Rebellion gemacht hat, um den Ring zu sprengen und ihren Anteil an dem von der Aristokratie freventlich monopolisierten heiligen Lande zurückzuerobern, oder ob sie uns diesen idealen Besitz beneidet überlassen und sich mit dem derberen Spaß entschädigt hat, an dem es auch nicht fehlte, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

In der „Quarte“ saßen oder vielmehr räfelten sich nur Knaben, und was für Knaben! Hier sammelte sich nämlich alles an, was entweder nicht Lust oder nicht die Fähigkeit hatte, in die höhern Regionen des Wissens emporzusteigen. Unter einer Horde streifender Fabrikjungen kann es nicht roher und wilder zugehen, als wie es unter uns Quartanern zugging. Obwohl ich aber ein schwächliches Kerlchen war, habe ich doch nur mäßig Prügel bekommen, weil ich immer mit einigen

Riesen gut befreundet war, die mich gegen die übrige Bande verteidigten. An Spaß fehlte es natürlich keinen Tag, namentlich für einen, der keine Schläge zu fürchten hatte, weder vom Lehrer noch von den Mitschülern. Ein Hauptspäß war im Sommer die Fußparade, die der Ordinarius wöchentlich einmal abhielt. Er setzte sich, mit dem Rohrstock bewaffnet, so auf die Kante einer Bank, daß er mit der gegenüberliegenden Fenster- nische einen Engpaß bildete. Durch diesen Engpaß mußte die Klasse im Gänsemarsch defilieren. Wir Bestiefelten schritten mit hochmütiger Gleichgiltigkeit hindurch, die Barfüßler aber, und die waren in der Mehrheit, nur dann, wenn sie ein reines Gewissen, d. h. in diesem Falle gewaschene Füße hatten. Die übrigen traf ein wohlgezielter Hieb, oder er traf sie auch nicht, wenn sie rechtzeitig mit kühnem Sprung über die gefährliche Stelle wegsetzten, und uns übrigen machten die geglückten wie die mißglückten Sprünge gleichen Spaß.

In der Tertia verursachte mir anfänglich das Französische große Schwierigkeit. Der Lehrer betrieb es nämlich nach Jacotots Methode und schrieb einen Satz nach dem andern aus dem Télémaque, ihn gleichzeitig aussprechend, an die Schultafel, ich aber war schon damals so kurzsichtig, daß ich nicht bis dahin sehen konnte. Hund und Igel können beim ersten Zusammenprall nicht verwundeter und erzürnter über einander sein, wie wir beiden: er über mein: Kalipso neppuwä se kongsoleh, und ich über seinen mir unverständlichen Zorn. Es dauerte ein Weilchen, ehe wir darauf kamen, woran es lag. Später bekamen wir ein gedrucktes Büchlein in die Hand, das besonders einem sehr gute Dienste that, der zu Schulzwecken das Stottern erlernt hatte (nebenbei bemerkt, die häufigste Ursprungsart dieser Krankheit). Beim Abhören des zum Auswendiglernen aufgegebenen Abschnittes pflegte

der Lehrer vor der ersten Bank, auf deren einem Ende der Stammler saß, auf- und abzugehen. So lange jener den Rücken wandte, schaute dieser ins Buch und reichte dank seinem Ca-ca-ca-lypso mit dem Erschnappten aus, so lange das Herwärtswandeln dauerte. Den übrigen Teil der Stunde stand der Herr Konrektor, wenn er nicht gerade etwas anzuschreiben oder nachzusehen hatte, unbeweglich wie ein Turm mitten vor seinem Schülerkarree, die Arme übereinandergeschlagen, in der rechten Hand den zugeklappten Télémaque (an der betreffenden Seite einen Finger zwischen die Blätter geklemmt). So oft zwei von uns die Köpfe zusammensteckten, flog plötzlich der Télémaque dazwischen, jeden mit einer Ecke treffend, ohne daß die lange Figur (Alt-lutheranertypus: hager, steif, die schlichten langen Haare hinter die Ohren gekämmt, hohe weiße Halsbinde, langer grüner Rock) ihre Stellung verändert hätte; auch die Arme blieben in derselben Lage; nur der Mund bewegte sich und begleitete den Meisterschuß mit den Worten: „Nicht schwazzen, Knabe!“ Natürlich nannten wir den ehrwürdigen Herrn „die Kalypso.“ Geographie und Geschichte wurden von Herrn Höger, an dem wir mit großer Liebe hingen, sehr schön vorge tragen und vorgezeichnet. Lehrbücher hatten wir anfänglich gar nicht, die legten wir uns selbst an. Da gab es denn oft viel zu schreiben, und wir hielten wohl, um keine Zeit zu verlieren, einen freiwilligen Arrest ab und arbeiteten von zwölf bis zwei unser Geschichtspensum nach den in der Stunde gemachten Notizen aus. Dem einen oder dem andern brachte des Vaters Lehrjunge einen Topf voll Essen, das er mit den übrigen teilte. Für Geographie bekamen wir später den Schacht in die Hand. Höger war auch Turnlehrer. Im Turnen war ich, weil durch beständige Kränklichkeit von körperlichen Übungen zurückgehalten, sehr ungeschickt, aber die Turnfahrten, Übungsmärsche,

Exerzierübungen — bald auf dieser, bald auf jener Wiese — machten mir große Freude. In der Rechenstunde machte das Wettrechnen viel Vergnügen. Ein Tischlersohn blieb immer der schnellste, und nur mit der größten Anstrengung gelang es hie und da einem von uns andern, einmal früher mit dem richtigen Ergebnis herauszuplazen. Die allgemeine Aufregung des Wettkampfes pflegten die Losern für allerhand Unfug auszunutzen, an dem es auch sonst in Herrn W.'s Stunden nicht fehlte. Dafür wurde dieser dann gehörig grob mit seinem dicken Stock, aber ohne jemals sein heiteres Phlegma zu verlieren. Ein Unglück hat er mit Zuschlagen niemals angerichtet, weil er sich nur die derbsten Knoten aussuchte, deren einer desto mehr zu lachen pflegte, je ärger die Hiebe herniedersausten; um nicht herauszuplazen, hielt er sich die Nase zu, das Gesicht wurde von der Anstrengung beim Zurückhalten des Lachens ganz dunkelrot.

In der Sekunda fing die eigentliche Mathematik an, nachdem wir in der Quarta und Tertia schon ein wenig darauf vorbereitet worden waren. Beim Geometrieunterricht beobachtete der Rektor, Dr. R., folgende Methode. Nachdem er uns die ersten Begriffe und das Wesen des geometrischen Beweises klar gemacht hatte, diktierte er den nächstfolgenden Lehrsatz und sagte: „Sucht nun, ein jeder für sich, den Beweis.“ Dann ging er im Zimmer spazieren, ohne sich um uns zu kümmern. Nachdem sich einige gemeldet hatten, die den Beweis gefunden zu haben glaubten, ließ er sie, einen nach dem andern, das Gefundene an der Tafel demonstrieren und merzte die etwa vorkommenden Fehlschlüsse aus. War ein unanfechtbarer Beweis vereinbart, so wurde zum folgenden Satze übergegangen. Auch übte er uns darin, die Figuren im Kopfe zu konstruieren; der Beweisende lehrte dann der Tafel, auf der ein anderer nach der Angabe des Beweisenden

zeichnete, den Rücken. Daß es Lehrbücher der Geometrie, Physik und Chemie gebe, davon hatten wir keine Ahnung. Der Rektor brachte kein Buch in die Klasse mit, wir machten uns auch hier die Lehrbücher selbst. Die durchgenommenen Abschnitte wurden von einer Stunde zur andern im Diarium ausgearbeitet und sollten dann ins Reinheft eingetragen werden. Da der Rektor aber nur aller Vierteljahre einmal die Reinhefte einforderte, so ließ man diese Arbeit gewöhnlich liegen, bis er die bevorstehende Durchsicht ankündigte. Dann wurde das Ganze in wenigen Tagen zusammengeschrieben. Ich ließ mich in solchen Zeiten ein paar Tage hinter einander von der Mutter um vier Uhr oder noch früher wecken, was namentlich im Sommer sehr schön war, da ich vor dem Fenster, an dem ich schrieb, eine grüne Wiese, und blaue Berge als Hintergrund hatte. Bei Sachen, die zu begreifen den Schwächern schwer fiel, wurde gewöhnlich in Compagnie gearbeitet, wobei die Schwachen sich von denen, die es weg hatten, vollends aufklären ließen. Das letzte, was ich auf dieser Schule in der Physik gelernt habe, war der Bau der Taschenuhr, und in der Chemie die Gasbereitung. Die Zeichnungen, die ich dazu gemacht habe, trage ich noch im Kopfe. An physikalischen Instrumenten und andern Lehrmitteln besaß die Anstalt — nichts. Ungezogenheiten und dumme Streiche kamen in des Rektors Stunden nicht vor. Er hat niemals ein böses Wort gesagt, noch weniger gestraft, und bewahrte stets dieselbe freundlich ernste Ruhe. Die Sache machte sich ganz von selbst. Wir fanden gleich in der ersten Stunde heraus, daß sich mit der ernstesten Geistesarbeit, die hier zu leisten war, Allotria nicht verträgen, und so unterblieben sie auch. Freilich war in dieser Klasse auch das Schülermaterial schon einigermaßen durchgeseiht. Doch haben wir es uns bei den andern Lehrern immer noch recht bequem gemacht,

uns und ihnen. An schönen Sommernachmittagen fanden sich die Herren H. und W. mit uns in dem Verlangen zu schwänzen gewöhnlich zusammen. Wir erfanden die wunderbarsten Gründe, um uns auf eine Stunde frei zu bitten, und diese Gründe wurden fast immer stichhaltig befunden. Die Zeichenstunde wurde zwar niemals freigegeben, aber wenn wir das Zeichnen einmal satt hatten, dann setzten wir uns mit der Bitte: Nun erzählen Sie uns was! um Herrn W. herum und plauderten mit ihm. Der steife und gewissenhafte Konrektor gab niemals eine Stunde frei — wir hätten gar nicht gewagt, ihn darum zu bitten —, aber er mußte uns bei schöner Schlittenbahn wie bei schönem Sommerwetter manchmal vom Kirchberge hereinholen, an dem die Schulgebäude um die Kirche herum malerisch hinauf liegen. Das Lateinische wurde ohne feste Methode von verschiedenen Lehrern mit geringem Erfolge gelehrt; in der Prima lasen wir Cäsar und Ovid.

Acht Wochen nach Vollendung meines dreizehnten Lebensjahres stieg ich mit einem vierzehnjährigen Freunde in die Prima auf; die sechs Burschen, die wir dort als alten Bestand antrafen, waren sechzehnjährig. Für das Aufsteigen gab es an dieser Schule so wenig wie für die übrigen Dinge mechanisch gehabte Vorschriften. Es war zwar jeder Klasse im allgemeinen ihr Lehrstoff zugeteilt, aber es gab kein Lehrziel im heutigen Sinne, und noch weniger wurde der Schüler mit dem mechanischen Maßstabe der Fehlersummen gemessen. Was einer nicht lernen konnte oder mochte, das ließ er einfach ungelernt, und gefiel es einem in der „Quarte“ oder „Terze“ ganz ausnehmend, so blieb er ein paar Jahre drin sitzen, ohne daß es ihm zu besondrer Unehre oder Betrübniß gereicht hätte. Wer dagegen Eifer und Talent zeigte, stieg jedes Jahr auf. Die meisten gingen mit vierzehn Jahren aus der Quarta oder Tertia ab und in die Lehre. Die höher

hinaufwollten und konnten, wurden später Kaufleute oder gingen zu dem damals im ersten Aufschwunge begriffnen Maschinenbau- und dem Eisenbahnsache über. Das Berechtigungswesen kannte man noch nicht. Man fragte nicht, von welcher Schule der junge Mann herkomme, und was er für ein Zeugniß mitbringe, sondern wie er sich zu der Sache anstelle. Nicht wenige meiner damaligen Mitschüler, die heutzutage wegen Mangels der erforderlichen „Qualifikation“ alle Zugänge zu mittlern und höhern Beamtenstellungen wie zum Ingenieursfach verrammelt finden würden, haben sehr gute Karriere gemacht. Daß es so etwas wie Schulräte, ein Provinzialschulkollegium und Inspektionen gebe, davon hatten wir keine Ahnung.

Man wird begreifen, daß sich unter diesen Umständen keiner von uns überbürdet fühlte. Lehrer und Schüler lebten und arbeiteten ein jeder nach seinem Temperament und seinen sonstigen Eigentümlichkeiten. Jeder beschäftigte sich am meisten mit dem, wozu er am meisten Lust hatte, und die Vernachlässigung des andern wurde ihm nicht als Verbrechen angerechnet. Jeder arbeitete in dem Tempo, das seiner Natur entsprach. Gilte er den andern voraus, so hielt ihn kein Pedant mit Berufung auf Regierungsverordnungen zurück; nahm er sich Zeit, so drangsalierte ihn niemand mit Strafen oder mit Aufstachelung des Ehrgeizes oder mit dem Hinweis auf die drohende Vernichtung der Existenz zur Eile. Die Schulstrafen bereiteten keinem auch nur das geringste Herzeleid, denn sie hatten schlechterdings keine Folgen fürs Leben. Siehe vom Lehrer thaten nicht mehr weh als die von Kameraden, und das Nachsitzen trug nicht, wie heute schon jede ins Klassenbuch eingetragne Rüge, den Charakter einer Kriminalstrafe, die für die Zukunft des Schülers verhängnisvoll werden kann, sondern war lediglich eine pädagogische Maßregel. So mußte ich in der Sekunda

fast jeden Sonnabend über Mittag dableiben. Wir bekamen da nämlich die deutschen Aufsätze zurück, und meiner war zwar immer gut oder befriedigend, aber so schlecht geschrieben, daß ich ihn nochmals abschreiben mußte. Sobald ich damit fertig war, ging ich zum Herrn Konrektor hinüber, um das Heft vorzuzeigen. Das Zimmer, worin man schrieb, wurde nämlich nicht verschlossen, das Nachsitzen war ja nur zum Abschreiben notwendig und sollte nicht etwa ein Arrest sein. Eines Sonnabends überreichte ich das Heft mit den Worten: „Herr Konrektor, es ist wieder recht schlecht ausgefallen; ich hatte eine so schlechte Feder.“ Darauf sagte er: „Wart' ein bißchen!“ holte eine Feder und gab sie mir, indem er lächelnd sagte: „Hier hast du eine ganz gute Feder, da schreib es nur noch einmal ab!“ Das störte die Gemütlichkeit und das gute Einvernehmen nicht im mindesten und hinderte nicht, daß ich der erste in der Klasse war und blieb. Ebenso wenig hatte es zu Hause unangenehme Folgen. Die Mutter war bald darauf eingerichtet und stellte mir jeden Sonnabend meine Erbsen warm. Genützt hat es freilich nichts, wie mir der Seher bezeugen wird.\*) Daß sich Jungen wegen erlittener Schulstrafen oder wegen Sitzenbleibens erhängen könnten, würde der damaligen Generation, wenn es jemand vorausgesagt hätte, unglaublich vorgekommen sein. Schulstrafen gehörten vielmehr, wie schon erwähnt wurde, zu den Ereignissen, die Abwechslung ins Schulleben brachten und es amüsant machten.

---

\*) Der Seher protestiert zwar, aber was ihm an meinen Krähenfüßen gefällt, das ist doch nur die Deutlichkeit, zur Schönheit habe ich's nicht gebracht.



## Die erste religiöse Krise

Der beste Kunde in der Buchbinderei meines Vaters war der katholische Pfarrer Klopsch, der vor einigen Jahren als Breslauer Domherr gestorben ist. Sein Vorgänger im Pfarramt war der spätere Fürstbischof Förster gewesen. Zwar war ich erst vier Jahre alt, als dieser von Landeshut fort als Domprediger nach Breslau kam, aber da ich ihn später persönlich kennen gelernt, auch in Grüssau ein Porträt von ihm aus der Landeshuter Zeit gesehen habe, so ergiebt mir das mit dem zusammen, was mir vielemale erzählt worden ist, ein anschauliches Bild seines Landeshuter Daseins und Wirkens. Förster war der Sohn eines Malers, selbst Maler und eine durch und durch klassische Persönlichkeit, nicht etwa durch die Lektüre der alten Klassiker, mit denen er sich niemals beschäftigt zu haben scheint, sondern von Natur. Sein regelmäßig schönes, von vollen Locken umrahmtes Gesicht, aus dem zwei vergißmeinnichtblaue Augen strahlten, war klassisch, die Anmut und Würde seiner Körperhaltung und seiner Bewegungen war klassisch, jeder Satz, den er mit seiner volltönenden, wohl lautenden Stimme sprach, war klassisch klar und abgerundet. Leute, die kein Verständnis dafür hatten, daß die höchste Kunst bloß Nachahmung einer vollendeten Natur ist, haben sich eingebildet, er studiere seine Predigten vor dem Spiegel ein; ich

glaube aber, daß er sich auf der Kanzel nur so gegeben hat, wie er war. Der einzige Mangel seiner äußern Persönlichkeit war, daß ihm ein paar Zoll zum Stattlichen fehlten; das machte sich besonders im höhern Alter unangenehm bemerkbar, als er korpulenter wurde, während sich sein sonstiges Aussehen nicht veränderte. Von Natur heiter und ein liebenswürdiger Gesellschafter, hatte er damals, in den dreißiger Jahren, nicht nötig, sich durch klerikale Fragen zu entstellen. Er hielt sich ein Reitpferd und ritt täglich spazieren. Das erwähnte von ihm selbst gemalte Porträt zeigt ihn im braunen oder blauen Frack mit prächtiger Stirnlocke. Das ästhetische Interesse ließ er stärker hervortreten, als es sich für seine spätere hohe Kirchenwürde schickte. So soll er vor einem Bilde, das die Domherren für die Kathedrale stifteten, und mit dem sie ihn nach der Rückkehr von einer Reise angenehm zu überraschen gedachten, mit unverhohlenem Entsetzen ausgerufen haben: „Um Gottes willen, das sind ja polnische Pelzbauern!“ Es sollten, glaube ich, bethlehemitische Hirten sein. Als ich in Landeshut administrierte, und er einmal hinkam, bestand ich die ästhetische Prüfung sehr schlecht und hatte überhaupt viel Unglück. Er übernachtete bei dem Schulrat B. und hatte mir sagen lassen, er würde am andern Morgen um sieben Uhr zelebrieren. Ich bat demnach den Konrektor (diesen Titel führte der Kantor), er möchte beim Erscheinen des Fürstbischofs an der Kirchenthür, wenn er das Zeichen von unten erhalte, recht zart und lieblich zu präledieren anfangen, dann die Töne nach und nach anschwellen lassen und zuletzt die volle Kraft unsrer schönen Orgel zu einem gewaltigen Brausen entfesseln. Selbstverständlich übte sich der gute Mann in der Geschwindigkeit ein großartiges Präledium ein. Der Bischof erschien, der Wink wurde gegeben, aber kein Laut rührte sich. Unter dem Druck

einer unheimlichen Totenstille führten wir den Hochwürdigsten in Prozession zum Altar, wo er sich für die Messe ankleidete. Als ich mich dort einmal umwenden konnte, sah ich auf dem Orgelchore den Konrektor und seine Frau sich händeringend über die Brüstung beugen mit verzweifelten Geberden, als wollten sie sich herabstürzen. Alles nämlich, was sich sonst auf dem Chore herumzutreiben pflegte, war diesmal unten geblieben, um den hohen Gast zu sehen, darunter auch der Bälgetreter, der Weg aus dem Chor aber führte durch lange Klosterkorridore. Nach dieser verunglückten Messfeier wurde zuerst der Kirchenvorstand und dann die Geistlichkeit zu einer kurzen Audienz vorgelassen. Die beiden Kirchenvorsteher kamen heraus wie gehorrte Schuljungen und flüsterten mir zu, es würde mir schön gehen. Und in der That bestand die ganze Audienz in nichts, als in einer Reihe von Rügen: Können die alten häßlichen Leuchter hinter dem Altare nicht so gestellt werden, daß man sie nicht sieht? Ist dieses baßgeigenförmige Ding Ihr bestes Messgewand? Wie können Sie eine solche Bretterwand vor der Sakristei stehen lassen! Das Bild neben der Sakristei hängt ja schief u. s. w. Der Gastfreund Seiner Ungnaden, mein guter Freund, erlaubte sich einzuwenden, daß ich ja erst seit kurzem Administrator sei und unmöglich schon die ganze Kirche umgedreht haben könne. Die Ärgernisse seiner Stellung scheinen Förster im spätern Lebensalter grämlich gemacht zu haben. Einer seiner Sekretäre war ein frommer Jesuitenjüngling, der den Teufel fleißig mit Skapulieren bekämpfte, aber dabei nicht immer erfolgreich war; riß ihn der Zorn hin, so fluchte er wie ein Landsknecht, und auch in die Fallen, die der Erbfeind des Menschengeschlechts den Heiligen durch schöne Weiber stellt, tappte er mitunter hinein. Der klagte sehr, daß er einen wunderlichen Herrn am Bischof habe. So wurde er z. B. gescholten, so oft

ihn der Bischof im Vorzimmer nicht über den Akten fand, auch wenn es gar keine Akten gab; denn wo so viel Schreiber angestellt sind, da bleibt eben für den Oberschreiber wenig zu thun übrig. Als nun der Fürstbischof die Michaeliskirche in Breslau bauen ließ und der eine beinahe fertige Turm einstürzte, hatte der fromme Mann Mühe, seine Schadenfreude zu verbergen; wäre doch, sagte er zu Freunden bei einem Besuche, der andre auch eingestürzt! Als Pfarrer von Landeshut hatte Förster nicht gewußt, was üble Laune ist, und sich das Leben so angenehm gemacht, daß er später einigermaßen Gewissensbisse darüber empfand. Bei seiner ersten Visitation im Landeshuter Sprengel wagte ein sehr lustiger Pfarrer und Erzpriester, der als sein Kaplan manch heiteres Stündlein mit ihm verlebt hatte,\*) vor Zeugen zu sagen: „Es war doch eine schöne Zeit, als Fürstliche Gnaden noch bei uns waren!“ Förster erwiderte: „Ja; aber wir müssen uns doch gestehen, daß wir damals nicht im rechten Geiste gewirkt haben.“ Damit wollte er ohne Zweifel nicht bloß die alte Gemüthlichkeit, sondern auch die frühere kirchliche Richtung tadeln. In den dreißiger Jahren verstanden sich, zumal für weltfreundige Geistliche, der Rationalismus und die konfessionelle Gleichgültigkeit (Duldung ist nicht das richtige Wort) von selbst, für die Gemeinden, die städtischen wenigstens, natürlich ebenfalls. Gemischte Ehepaare gingen, wenn

---

\*) Dieser lustige Pfarrer hatte später seinerseits einen auf andre Art lustigen Kaplan, der, wohl nicht in Denunziantengefinnung, sondern als Witzbold, das Pfarrexamen zu Anklagen gegen jenen benutzte. Auf die Frage nach dem minister (Ausspender) des Taufsakraments lautet die Antwort: „Der zuständige Pfarrer, im Notfalle jeder Mensch“; der Kaplan aber sagte: „Der Kaplan, im Notfalle kann auch der Erzpriester taufen.“ Und auf die Frage, wo die Kirchentasse aufzubewahren sei (in der Sakristei), antwortete er: „Unter des Erzpriesters Bette.“

sie überhaupt die Kirche besuchten, mit einander „einmal naus und einmal nein“ (die katholische Kirche lag in der Stadt, die evangelische vor der Stadt). Das einzige, was zu einem Kirchengang bestimmen konnte, war die Erwartung einer guten Predigt; die katholische Kirche war, so oft Förster predigte, überfüllt; für die evangelischen Honoratioren wurden Stühle vor und in das Presbyterium gesetzt. Selbstverständlich enthielten Försters Predigten keinerlei Verlockung zum Katholizismus; haben ihm doch später katholische Gegner nachgesagt, er hätte sie aus protestantischen Werken gestohlen. Meine Mutter hat niemals zugegeben, daß seine Predigten unkatholisch gewesen seien. Auch an der Beseitigung kirchlicher Gebräuche, wie des heiligen Grabes, nahm sie keinen Anstoß; Försters Grundsatz, sagte sie, sei gewesen, nicht zu viel Äußerlichkeiten zu dulden, damit nicht die Leute „über dem Heiligen das Heiligste vergäßen,“ und damit habe er doch Recht gehabt. Mit den evangelischen Amtsbrüdern hielt er gute Freundschaft; etwaigen Neid wegen seiner Predigterfolge und seiner Stellung in der Gesellschaft konnten sie anstandshalber nicht äußern; das Volk aber setzte ihn als selbstverständlich voraus und nannte den Abschiedskuß, den ihm der Pastor Primarius Falk (der Vater des Kultusministers) öffentlich gab, einen Judaskuß. Etwa acht Jahre darauf sind der Domprediger Förster und der Generalsuperintendent Falk einander als offene Gegner, nicht ohne persönliche Schärfe, gegenübergetreten.

Klopsch, ein Bauernsohn und einige Jahre jünger als Förster, ist niemals Rationalist gewesen. Die französische Form der Frömmigkeit freilich, die nach 1848 Mode geworden ist, mit Rosenkranz- und Herz-Jesu-Andachten, hat wahrscheinlich auch ihm nicht gefallen, denn er war ein Kernmann: äußerlich ein wenig rauh, von polterndem Wesen und sich über-

folgender Sprache,\*) ein tüchtiger Pfarrer, der gute Ordnung hielt, ein treuer Berater und Helfer seiner Kirchkinder in allen Nöten, bei jeder gemeinnützigen Unternehmung auf dem Platze und von einer solchen Lauterkeit und Zuverlässigkeit des Charakters, daß ihm auch seine erbittertsten Feinde nie die Hochachtung versagt haben. Schönredner war er seiner Naturanlage nach nicht, auch viel zu ehrlich, um Wirkungen, die sich nicht von selbst ergaben, durch berechnete Künste zu erstreben, daher kein beliebter Prediger. Aber — und das ist etwas Großes — er hatte mit seinem Freunde Förster ausgemacht, daß dieser ihm stets tüchtige Kanzelredner als Kapläne schicke, und über deren Erfolge freute er sich neidlos.

Klopsch also ließ sehr viel Bücher binden, und soviel davon in deutscher Sprache abgefaßt und nicht gar zu gelehrt waren, die mußte ich meiner Mutter vorlesen, ehe sie abgeliefert wurden. (So viel Geduld wie Klopsch hätte ich heute nicht mit meinem Buchbinder.) Einmal wurde der Vater unwillig. Ich las aus einer Heiligenlegende vor, wie etlichen Märtyrern spitzes Rohr unter die Fingernägel getrieben und geschmolzenes Blei in den Mund gegossen worden sei, wie man sie endlich geschunden und in Öl gesotten habe. Nein, sagte er, so hört doch einmal auf mit diesem gräßlichen Zeuge; an solcher Menschenschinderei kann doch unser Herrgott unmöglich Wohlgefallen haben! Es war auch viel konfessionelle Polemik darunter, machten doch gerade damals die Nachwehen

\*) Er versprach sich oft, z. B. „der Dohs kennt seinen Esel“ (der Dohs kennt seinen Herrn, und der Esel die Krippe seines Herrn). Außerdem hing ihm die Slogauer Mundart an; die Leute sprechen dort Slangau und Auder (Oder). Folgendes Geschichtchen verspottet diese Mundart. Eine Frau begegnet ihrer Freundin, die zwei Päckchen über die Schulter trägt. „Was hast denn dau?“ (da). „Mau“ (Mohn). „Und dau?“ „Au Mau.“ „Au Mau? Au dau, dau!“

des Kölner Streites und der Deutschkatholizismus der Gemütlichkeit der Aufklärungsperiode bei uns ein Ende, während die englische Traktarianerbewegung den Katholiken die Aussicht auf die „Befehrung“ Englands zu eröffnen schien. (Diese Bewegung war in meinem Geburtsjahre, 1833, ausgebrochen und 1846 schon so weit gediehen, daß am Schlusse dieses Jahres einhundert- undfünfzig anglikanische Geistliche und angesehene Laien übergetreten waren.) Solche Lektüre mußte mich zusammen mit den mündlichen Belehrungen meiner Mutter zum überzeugten Katholiken machen. Kinder sind strenge Logiker, selbstverständlich; läuft doch das Denken so notwendig nach den Denkgesetzen, wie die Wanduhr nach den Fallgesetzen ab. Je älter der Mensch wird, desto mehr nimmt sein Denken und Handeln den Schein des Unlogischen an, weil dann beides unter dem Einfluß von Leidenschaften und Interessen steht, die einander oft widerstreiten, und weil sich Erfahrungen häufen, die zu verarbeiten sind, zwischen denen aber einen logischen Zusammenhang stiften zu wollen meistens eine vergebliche Mühe ist. So spricht denn das logisch tadellose Lehrgebäude des römischen Katholizismus den jungen Geist an, sobald er es kennen lernt; einmal eingeführt, fühlt er sich so behaglich und sicher darin, wie nach der Überwindung der ersten Schwierigkeiten in der Mathematik. Von den geschichtlichen Thatsachen und Lebenserfahrungen, die den logisch unanfechtbaren Schlüssen widersprechen, weiß er noch nichts.

Im Kopfe also entsprang diese katholische Überzeugung, im Gemüte hatte sie keine Wurzeln. Fromm im Sinne der Mystiker bin ich niemals gewesen. Ich glaube nicht, daß meine Kindergebete jemals etwas anderes gewesen sind als gewohnheitsmäßiges Lippenwerk. Von tiefen Gemütsbewegungen ist mir aus jener Zeit nur eine einzige erinnerlich, und die hatte mit der

Religion nicht das mindeste zu thun. Ein Stelzfuß im Soldatenfrack, wie sie damals von Anno 1813 bis 1815 her noch herumzogen, spielte die Drehorgel vor unserm Hause, und sein Weib sang mit einem kräftigen Kontralt: „Denkst du daran, mein tapfrer Jagienka.“ Das, nicht etwa das Schicksal des alten Feldherrn, sondern die Melodie des Liedes und die Stimme des Weibes ergriff mich so, daß ich mich in meine Kammer zurückziehen und weinen mußte — ich mag damals im zwölften Jahre gestanden haben. Es sind meine letzten Thränen gewesen; seitdem habe ich nicht mehr geweint. Nur die Musik hat mir in späterer Zeit hie und da noch zwei oder drei Thränlein ausgepreßt. Bald nach jener ersten Offenbarung erschlossen sich mir ihre Geheimnisse noch vollkommener. Wir Schüler hatten in zwei Konzerten die Ehre zu singen, und die Stimme der einen Solofängerin, Fräulein Milde, ging mir durch Mark und Bein; heute noch klingt mir das „Meine Seele dürstet nach Gott“ (Mendelssohns 42. Psalm) und „Graf Lysiart, edler Ritter, seid willkommen“ (Gurjanthe) im Ohr; die eigentliche Offenbarung lag in den Tönen zu den zwei Worten: meine Seele, denn da fühlte ich meine Seele von einer andern durchströmt. Das mag man ja auch religiös nennen; aber ein Verhältniß zum persönlichen Gott stiftet es nicht,\*) und mit dem Katechismus hat es gar nichts zu schaffen, im vorliegenden Falle nicht einmal mit dem Gottesdienste. Denn die Musik in der katholischen Kirche war erbärmlich und zog mich nicht im geringsten an. Überhaupt zog mich nichts in die katholische Kirche; ich begleitete meine Mutter hinein, weil sie es wünschte. Einmal bereute ich es sehr, nicht in die evangelische gegangen zu sein, an der Trauerfeier für Friedrich Wilhelm III. Eine

\*) Die Theologen allerdings benutzen die in solchen Augenblicken erwachende Ahnung eines unendlichen Glücks und die Sehnsucht darnach, indem sie sie als Sehnsucht nach dem persönlichen Gott deuten.

der evangelischen Tanten beschrieb mir nämlich den prachtvollen Katafalk mit unzähligen Lichtern, der da aufgestellt gewesen sei, während beim Requiem in der katholischen Kirche gar nichts zu sehen gewesen war. Auch die Christnacht gefiel mir in der evangelischen Kirche sehr gut. Diese Kirche, eine der sechs Gnadenkirchen, deren Erbauung Kaiser Joseph I. im Jahre 1709 bewilligt hatte, ist wie die Hirschberger Gnadenkirche in Kreuzesform gebaut. An den Wänden hin, ihren vier Ausbuchtungen folgend, laufen Doppelchöre, und die Stände dieser Chöre sitzen wie im Theaterparterre auf einer nach hinten aufsteigenden Diele. In der Christnacht nun sind diese Chöre voll besetzt, und jeder Besucher hat mindestens einen Wachsstock vor sich, viele aber bringen auch allerlei Gestelle mit aufgesteckten Lichtern mit, sodaß die vier sich in der Mitte begegnenden Ecken acht Lichterberge zeigen. Ein aus vierzeiligen Strophen bestehendes Weihnachtslied wird nun so gesungen, daß jede der vier Ecken einen Vers singt, worauf dann alle vier Doppelchöre zusammen einen Choral anstimmen. Dieses majestätische Herüber- und Hinübertönen der Lichterberge über das dunkle Schiff der Kirche hinweg ist mir später oft bei den Psalmenworten eingefallen: *Abyssus abyssum invocat*, ein Abgrund ruft dem andern zu. Im übrigen zog es mich auch nicht in die evangelische Kirche. Noch als „Prinzipal“ und dreizehn Jahre alt habe ich wegen Kirchenschwänzens eine Ohrfeige von der Mutter bekommen. Sie hatte mich an einem schönen Sommernachmittage in die evangelische Kirche zur sogenannten Kinderlehre geschickt — ungeheißenerlei ging keiner —, und ich hatte mich von bösen Buben verlocken lassen, mit baden zu gehen. Das war meine letzte Ohrfeige.

In der Schule war von irgend welchen religiösen Eindrücken keine Rede. Der evangelische Religionsunterricht der Unter- und Mittelklassen bestand im

Lesen und Auffagen von biblischen Geschichten, im Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Katechismusantworten, im Einüben von Kirchenliedern. Alles dieses hat in mir nicht den geringsten Eindruck hinterlassen, auch das Neue Testament nicht. Im Alten mit seinen interessanten Geschichten las man ja ungeheißer, aber im Neuen machte bloß ein einziger Abschnitt Eindruck auf mich: der von Johannes dem Täufer; die Erzählungen im ersten und dritten Kapitel des dritten und im ersten Kapitel des vierten Evangeliums erzeugten mit ihrer Anschaulichkeit ein lebendiges, beinahe greifbares Bild in meinem Innern. In Sekunda und Prima hatten zwei von den drei Pastoren, der Diakonus und der Senior, den Religionsunterricht. Der Diakonus that nur zwei Dinge, die zur Sache gehörten: er ließ Bibelsprüche hersagen — wer sie nicht lernte, dem geschah weiter nichts — und gab uns auf, an jedem Sonntage den Hauptinhalt der Predigt niederzuschreiben. Das nötigte mich nun, jeden Sonntag die evangelische Kirche zu besuchen, denn meine Mutter hätte nicht geduldet, daß ich eine aufgegebenne Schularbeit nicht gemacht hätte, und abzuschreiben, dazu war ich doch zu stolz. Die andern machten sich meistens bequem und schrieben mit Variationen ab, besonders von mir. Einmal, bei einem furchtbaren Sturme, war ich fast der einzige Zuhörer des alten Pastor Primarius; da ich aber vor dem Geklapper der unzähligen Fensterscheiben kein Wort verstand, ging ich endlich auch fort. Das Abschreiben war ungefährlich, denn der Diakonus las nur selten eine unsrer Predigten durch; für gewöhnlich begnügte er sich damit, die Hefte flüchtig anzusehen. Anfänglich waren die Burschen so frech, daß nur so viel Hefte angelegt wurden, als Schüler auf der vordern Bank saßen; jeder, bei dem er gewesen war, reichte sein Heft einem Hintermanne, sodaß der Geistliche jedes Heft mehreremale vorgelegt bekam. Das merkte er

natürlich bald und setzte seitdem sein *vidi* unter jeden Aufsatz; die übrige Zeit sprach er im Plauderton über alles mögliche, und beschäftigte er sich einmal mit religiösen Gegenständen, so geschah es in der ungeeignetsten Weise. Namentlich machte er viel in Polemik gegen die Katholiken und gegen die Orthodorie. Drei seiner Äußerungen sind mir im Gedächtnis geblieben. „Die Katholiken sind Esel, bleiben Esel und müssen als Esel behandelt werden.“ Das empfand ich natürlich als persönliche Beleidigung. Ich war so gut wie Katholik, und da ich in jeder Klasse der beste Schüler gewesen war, konnte ich mich nicht für dumm halten; auch meine Mutter, meine Tanten, die katholischen Geistlichen, die ich kannte, die katholischen Bücher machten nicht den Eindruck der Dummheit auf mich. „Die Jesuiten umklammern die Menschheit gleich einem geheimnisvollen Kleide oder Panzer, aus dem sie nicht herauskann.“ Wahrscheinlich meinte er eine Art Nessusgewand. Das kam mir schon damals so lächerlich vor, wie heute noch; ich habe niemals an allgemein wirkende Einflüsse geglaubt, von denen kein einzelner etwas spürt. „Wenn du einer Obstfrau drei Pfennige gibst, dafür drei Äpfel forderst, und sie giebt dir einen Apfel und spricht: das sind drei, wirst du so dumm sein, ihr zu glauben?“ Obwohl ich in der Mathematik sehr tüchtig war, imponierte mir doch diese arithmetische Widerlegung des Trinitätsdogmas nicht im mindesten, sondern ekelte mich nur an.

Zu Ostern 1846 kam ich, dreizehn Jahre alt, in die Prima unsrer Bürgerschule. Da wir in der Stunde, die für Religionsunterricht angesetzt war, mehreremal vergebens auf den Pastor Senior warteten, ging eines Tags eine Deputation hin, um Auskunft zu holen. Der Senior, ein sehr großer, sehr schöner, sehr stolzer Mann, sagte kalt und gleichgiltig: „Ich habe dieses Jahr die Konfirmanden und keine Zeit für euch; wenn

ihr wollt, könnt ihr ja in den Religionsunterricht der Sekunda gehen.“ Damit waren wir entlassen und besuchten von da ab gastweise die Sekunda, so oft wir Lust hatten, das Geplauder des Diakonus anzuhören. Zum Predigt-schreiben waren wir als Gäste nicht verpflichtet, und so besuchte ich nun wieder regelmäßig die katholische Kirche. Auch eröffnete ich meinem Vater, daß ich katholischer Geistlicher werden wolle, und bat ihn, mich zu Michaelis auf das Gymnasium zu Glaz zu bringen, wo das Jahr zuvor einer meiner Schulkameraden hingekommen war. Der Vater willigte, seiner Gewohnheit nach, ohne weiteres ein und nahm mit dem Pfarrer Rücksprache. Dieser war sehr erfreut, versprach seine Empfehlung, damit ich dort Unterstützung bekäme, und machte den Vorschlag, ich möchte an dem lateinischen Unterricht teilnehmen, den er eben einem Sohne seines Freundes, des Kreisphysikus Strauch, zur Vorbereitung auf das Breslauer Gymnasium erteilte. Das nahm ich gern an, denn wir lasen zwar in der Prima bereits *Daedalus interea Creten longumque perosus exilium* und lernten es sogar auswendig, aber von den unregelmäßigen Verben und der Satz-bildung hatten wir nur verschwommene Vorstellungen. Und so ging denn zwar das Übersetzen des *Cornelius Nepos* — in der Schule lasen wir *Cäsar* — bei Klopsch ganz leidlich von statten, aber wenn er ein Spezimen schreiben ließ, dann fuhr er sich jedesmal beim Durchsehen mit oft wiederholtem: *ei ei ei ei!* in die Haare und paffte dicke Wolken um sich herum. Er trank nämlich in der lateinischen Stunde seinen Nachmittagskaffee und rauchte dazu einen Knaster, der köstlich roch.

Diese Besuche auf dem Pfarrhose wurden aber doch von meinen Mitschülern bemerkt — wahrscheinlich habe ich ihnen gegenüber auch aus meiner Absicht kein Gehl gemacht —, und endlich führte der Geschichtsunterricht zu einem Krach. Es that mir leid, daß es gerade da

geschah, denn Höger war ja unser beliebtester Lehrer, und in der Prima, wo er auch den Unterricht im Deutschen hatte, las er uns mit seiner schönen Tenorstimme im melodischen sächsischen Tonfall — er war Sachse — aus Don Carlos vor, daß es uns ergriff. Er behandelte gerade das Mittelalter, und da war natürlich von Päpsten und Mönchen die Rede. Ob er bloß gesagt hat, was wahr ist, oder noch einiges darüber, weiß ich nicht mehr — kurzum, ich fühlte mich gekränkt. Wer einen vorgefaßten Glauben hat, sei es ein kirchlicher, oder ein philosophischer, oder ein politischer, der kann die Wahrheit nicht mehr ertragen; er hält alle Angaben von Thatsachen, die seinem Glauben widersprechen, für Lüge und Verleumdung, überall und immer überwindet das Dogma die Geschichte. Ich blieb also aus dem Geschichtsunterricht weg. Die Mitschüler berichteten dem Lehrer den Grund, und dieser sagte achselzuckend: Ich kann doch dem zu Gefallen die Geschichte nicht ändern. Mir selbst sagte er nichts. Meinen Mitschülern wurde die Sache jetzt doch zu bunt. Mit Katholiken von Geburt, die unsre evangelische Schule besuchten, hatten sie sich immer ganz gut vertragen, diese wurden sogar als Gäste geehrt und mit einer gewissen Auszeichnung behandelt. Von einem positiven Interesse an der eignen Konfession war auf keiner Seite die Rede, daher kam es auch zu keinen Erörterungen über Glaubenssachen. Vielmehr fanden es die katholischen Jungen sehr hübsch, daß sie in der evangelischen Schule Bibeln in die Hände bekamen, und lasen mit den evangelischen zusammen fleißig das Hohe Lied. Im Jahre 1845, wo Konge nach Landeshut kam, entzündete sich ja natürlich auch hier der Eifer gegen die in der katholischen Welt wiedererwachten ultramontanen Regungen. Die Bewegung wurde vorzugsweise von evangelischen Damen getragen, die ganz verseffen waren auf den nun heiratsfähigen Konge und

seine Amtsbrüder. Einem von ihnen hing eine reiche Kaufmannsfrau, da sie ihn nicht selbst heiraten konnte, wenigstens ihre Tochter auf. Ronge wurde wie ein Messias empfangen; ich glaube nicht, daß der Jubel von 1871 in irgend einem Orte von derselben Einwohnerzahl etwas ähnliches von Begeisterung hervor gebracht hat. Meine Mutter lachte über den Kummel und schickte mich in Ronges Predigt, die, wie überall, das Thema behandelte: Rom muß und wird fallen. Unter diesen Umständen war es daher kein Wunder, daß mir meine Mitschüler einmal, als es bei Gelegenheit des Geschichtsunterrichts zur gegenseitigen Aussprache kam, eine Szene machten. Sie veranstalteten eine förmliche Verspottung, indem sie mich als Papst anbeteten. Zwei mußten mich oben auf einem Treppenaufsatz festhalten, und die andern rutschten auf den Knien die Treppe herauf und thaten, als ob sie mir den Fuß küßten.

Da ließ mich der Rektor kommen, um mich wegen der Dinge, die er über mich vernommen hatte, zur Rede zu stellen. Bei diesem Verhör war es, als ob mir jene Feigheit aus Leibesschwäche, die mich vom Sprunge über Gräben und Hecken zurückhielt, auch die Seele und die Kehle gefesselt hätte; die Kehle war zusammengeschürzt, ich brachte nichts heraus als einige schwache ja und nein und hörte die Vorhaltungen des gar nicht furchtbaren Mannes, mit dem ich sonst auf dem besten Fuße stand, mit brennenden Wangen und in tödtlicher Verlegenheit an. Ein zweitesmal aber ging es besser; ich überwand die Beklemmung und disputierte wohl eine Stunde lang mit dem Rektor. Ich erinnere mich noch, daß ich die englischen Konvertiten und den Schriftbeweis für die katholische Abendmahllehre gegen ihn ins Gefecht geführt habe. Er schüttelte oft den Kopf und sagte endlich: „Es steht schlimm mit dir; aber einen Rat will ich dir geben; setze die Gründe

des Schrittes, den du vorhast, schriftlich auf, das wird dir zu größerer Klarheit verhelfen.“ Das that ich denn auch und gedachte den Aufsatz, der daraus wurde, zunächst beim Pastor Senior zu verwenden. Diesem sollte ich den endgiltigen Entschluß zum Übertritt melden, und da ich mich einigermaßen vor ihm fürchtete, so wollte ich die Meldung mit einem kurzen Satze abmachen, das Manuskript mit der Bemerkung, darin werde er das weitere finden, auf seinen Tisch legen und verschwinden. Ich steckte also das Heft in die Rocktasche und begab mich hinaus auf den Kirchhof. Dort begegnete ich ihm unglücklicherweise, er war eben im Ausgehen begriffen. Ich redete ihn an, und nun gings los. Ach, dachte ich, hättest du doch das Geschriebne in der Hand und könntest es ihm überreichen, da stehen alle Antworten auf das, was der Mann sagt, so schön in Reih und Glied beisammen! Aber erst in die Rocktasche fahren und dadurch gewissermaßen bekennen, daß ich nicht imstande sei, mündlich zu antworten, das erschien mir schimpflich. So wagte ich es denn und biß mich tapfer mit ihm herum, das Dackel mit der Dogge, denn meine kurzsichtigen Augen trugen kaum hinauf bis zu dem dräuenden Gesicht auf der turmhohen schwarzen Säule. Zuletzt schnitt er die Debatte mit den zornigen Worten ab: „Was deine Mutter an dir gethan hat, das wird ihr beim Sterben auf der Seele brennen; du aber bist noch nicht vierzehn Jahre, dich werden wir zwingen.“ Zwingen? sagte ich mir, nun gerade nicht! und erklärte, als ich nach Hause kam, meinem Vater, daß ich von Stund an nicht mehr in die Schule ginge, was der Vater, folgsam wie immer, ganz natürlich fand. Ich machte also Ferien bis zum Abgange nach Glaz. Es war vor Achtundvierzig, noch hatte uns keine Revolution die moderne Freiheit gebracht, und wir lebten noch ganz in der mittelalterlichen Barbarei, wo es weder

Schulinspektoren noch Schulräte gab. Ich setzte also meinen Kopf durch und blieb ungeschoren.

Später hat mir die Mutter mitgeteilt, der Vater habe damals zu ihr gesagt: „Der Junge will sich für uns opfern, das können wir nicht annehmen.“ Da hatte mich nun der gute Vater arg überschätzt. Erstens hat ja doch ein Junge von dem keinen Begriff, was das Leben des katholischen Geistlichen unter Umständen zu einem Opfer macht. Ich glaube sogar, daß mich das gerade Gegenteil von Opfer, die Vorstellung eines Herrenlebens, wie es nach meiner kindischen Erfahrung die katholische Geistlichkeit zu führen schien, gelockt hat; genau weiß ich nicht mehr, was ich damals gefühlt und gedacht habe. Zweitens dachte ich gar nicht an den Kummer meiner Eltern; denn es giebt kein Mitgefühl für Leiden, die man nicht an sich selber erfahren hat. Ich selbst hatte bis dahin noch nichts zu entbehren gehabt, hatte daher auch keine Vorstellung von den Entbehrungen, die meinen Eltern bevorstanden, und die sie sich vielleicht damals schon auflegten. Von Nahrungsforgen aber hatte ich erst recht keine Ahnung, da ich selbst für nichts zu sorgen hatte und alles bekam, was ich brauchte. Der erste Begriff davon stellte sich das Jahr darauf ein, als der Vater eine Geldsumme, die ich brauchte, nicht schicken konnte. Erst von da an habe ich die Sache kennen gelernt, und zwar je länger, desto gründlicher.



## Das Gymnasium. Die Über- bürdungsfrage

**E**s war ein schöner Herbstmorgen, als der Vater mit mir in des Hauswirts Korbwägelchen die Reise nach Glas antrat. Die Chaussee führte über Waldenburg und Neurode. Bei Charlottenbrunn senkt sich die Straße in eine mildere Zone hinab, und ich konnte das erstemal die Herbstpracht rot und gelb gefärbter Laubwäldchen bewundern. In Eckersdorf bei Neurode unterhielt damals der Graf Magnis einen Wildpark, und ich war so glücklich, ganz nahe am Zaun einen weißen Hirsch zu sehen, der sich bei unsrer Annäherung in mächtigen Sätzen entfernte. So brachte ich noch einige freundliche Bilder mit in die düstere Zeit, die mir zunächst bevorstand.

Düster und bedrückend war schon die Einfahrt durch die finstern, dröhnenden Festungsthore in die hohlwegartigen Gassen (die Stadt liegt sehr schön am Festungsberge, eben deswegen aber fallen die Straßen steil ab) bei beginnender Dunkelheit. Gleich links am böhmischen Thor, im Becher, kehrten wir ein, und am andern Tage wies mir der Vater das Quartier bei einer Witwe Kratochwill an, die von ihren Pflöglingen hinter dem Rücken natürlich Frau Krokodil genannt wurde. Sie war übrigens eine kreuzbrave Frau, für uns mütterlich besorgt, und hielt streng auf Ordnung.

Da in den Privatquartieren dieselbe Hausordnung innegehalten werden mußte wie im Konvikt, wir also im Sommer früh von fünf bis sieben, im Winter von halb sechs bis sieben am Arbeitstische zu sitzen hatten, so holte sie unsern Ältesten, der im Winter ihren Ruf gewöhnlich nicht gleich hörte, manchmal mit dem Rohrstöckchen aus dem Bett; aus diesem und andern Gründen zog er am Schluß des Schuljahres aus. Jeden Sonntag Abend ging sie um sechs Uhr, also drei Viertelstunden vor Schluß der „Studien,“ zu einem verwandten Saalbesitzer Aushilfe leisten. In dem Augenblick, wo man die Hausthürklinke hinter ihr einschlagen hörte, flogen die Bücher in alle Ecken, und es wurde eine Balgerei veranstaltet, über die sich am andern Morgen gewöhnlich der Hauswirt beschwerte. Seitdem dabei einmal die Lampe zu Falle gekommen war, wurde diese regelmäßig vor der Heze auf den Kleiderschrank gestellt.

Ich hatte anfänglich keine gute Stellung unter meinen Stubenkameraden. Sie hatten schon mehr Berührung mit der „Gesellschaft“ gehabt als ich und Umgangformen weg, die mir abgingen. Ihre Kritik schüchterte mich ein, und so erschien ich nicht allein körperlich, sondern überhaupt ungeschickt und wurde schweigsam, bis ich dann später unter anderer Kameradschaft wieder auftaute. Gleich in den ersten Tagen machten mich einige Fremdwörter lächerlich. Bei der Aufnahmeprüfung werden Sie komponieren (eine Komposition, ein Exerzitium schreiben) müssen, sagte ein Junge. Das werde ich wohl nicht können, sagte ich bestürzt, ich kenne ja nicht einmal die Noten. Im Konvikt, wo ich mich dem Religionslehrer vorzustellen hatte, sah ich durch einen Thürspalt eine Reihe weißer Gestalten schimmern. Aha, dachte ich, das ist das Museum (so hieß die größte, nicht im geringsten musisch ausgestattete Studierstube), ich hatte in meiner Kurzsichtig-

feit die zusammengerafften weißen Bettvorhänge des großen Schlaffsaals für Gipsfiguren gehalten. Bei der Aufnahmeprüfung (in die Quarta) sagte mir der Geschichtslehrer: Du mußt dich mit der Chronologie besser vertraut machen! Was ist nun das wieder, dachte ich; den Lehrer zu fragen, wagte ich nicht; ich war in dieser mir fremden und mich bedrückenden Umgebung nicht so feck wie zwanzig Jahre später ein kleiner Junker, dem ich das Sextanerlatein eingepaukt hatte, und der bei der Aufnahmeprüfung auf die Ankündigung des Direktors: Nun wollen wir sehen, wie es mit der Geographie steht, fragte: Ge—o—gra—phie — was ist denn das? Ist das die Erdbeschreibung, oder find's die Keenige, die regiert haben?

Zu diesem Druck kam die Not des Lebens, die in Doppelgestalt, als allgemeine und als besondere, an mich herantrat. Dem Vater ging es von Monat zu Monat schlechter, und ich geriet in gräßliche Geldverlegenheit. Ein Jahr später sah ich mich genötigt, bei mildherzigen Bürgerleuten, an denen es nicht fehlte, um Freitische zu bitten. Gleichzeitig wurden die Lebensmittel — es war der Winter 1846/47 — sehr teuer; im Winter darauf, wo die Teuerung ihren Höhepunkt erreichte, habe ich gleich andern armen Schülern öfter Kommisßbrot von Soldaten gekauft, denn unter diesen befanden sich viele Bauernsöhne, die von zu Hause besseres Brot bekamen. Jeden Sonnabend sah man eine Prozession armer Leute, die Frauen in Mänteln von grober marineblauer Leinwand, den Rosenkranz betend — das war dort damals die Form des Gabenheischens — von Haus zu Haus ziehen. In Oberschlesien brach der Hungertyphus aus, und der Religionslehrer forderte uns zu einer Beisteuer für die Notleidenden auf, die wir uns jedoch, wenn sie Wert vor Gott haben sollte, am eignen Munde abgedarbt haben mußten. Unter diesen Umständen mußten die

Erbauungsbücher, die ich damals zu lesen bekam, den tiefsten Eindruck auf mich machen. Und gleich im ersten Vierteljahre hatte ich auch noch das Unglück, zweimal wegen Nichtanfertigung einer aufgegebenen schriftlichen Arbeit nachsitzen zu müssen. Noch erinnere ich mich lebhaft des Entsetzens, das mich ergriff, als ich die Schlüssel des Pedells klirren hörte, der mich einschloß. Das war ein wirklicher Arrest! Dazu empörte sich mein Inneres bei dem Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit. Ich arbeitete auch an der neuen Anstalt mit Vergnügen und meiner Ansicht nach mehr, als die Pflicht forderte. Die beiden Kleinigkeiten, die mich ins Gefängnis brachten, hatte ich vergessen zu machen, und was kann man dafür, dachte ich, wenn einem etwas nicht einfällt? Aber die Strafe wirkte. Das Wort „vergessen“ war seitdem für die Praxis aus meinem Wörterbuche gestrichen, und so widerlegte ich mich selbst durch einen Fortschritt in der psychologischen Erfahrung.

Beim Nahen des ersten Weihnachtsfestes sehnte ich mich sehr nach Hause. Der Zeichenlehrer Förster, der Bruder des spätern Fürstbischofs, in dessen gemüthlicher Familie (sie bestand aus seiner eignen schalkhaften Persönlichkeit, seiner engelguten Frau, deren geistreicher Schwester, einem Söhnchen und einem Pflegling, meinem Landsmann und Freunde P.) ich noch manche Wohlthat genießen und angenehme Stunden verleben sollte, streckte mir das Fahrgeld bis Waldenburg vor. Dort, wo die Post „alle war,“ kam ich am heiligen Abend nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr an, und war nicht wenig erfreut, als ich die rauhe Stimme unsers Landeshuter Hauswirts nach mir fragen hörte. Der Mann war aber wütend darüber, daß er am heiligen Abende herausgemußt hatte, fluchte den ganzen Weg über fürchterlich und peitschte seine langbeinige Mähre, die zur Rache dafür den

Schlitten einhalbduzendmal umwarf. Darauf schmeckten dann die elterlichen Willkommenküsse und die schönen Striezel, die die Mutter gebacken hatte, gar köstlich. Es war das letzte mal, daß wir im trauten Familienkreise vollzählig beisammen gegessen haben. Im Hinblick auf meine in der Zensur vermerkte Bescholtenheit, deren ich mich sehr schämte, und auf die bedrängte Lage der Eltern, die ich zu begreifen begann, sagte ich gelegentlich: Nun will ich aber auch recht fleißig studieren, ich habe ja sonst weiter nichts zu thun. Auf der Rückreise machte ich, um ununterbrochne Verbindung zu haben, einen großen Umweg. Ich fuhr mit dem Vater, der nach Breslau reiste, auf der Post nach Freiburg, von da auf der Bahn nach Schweidnitz — in Königszelt nahm ich Abschied vom Vater, den ich zehn Jahre lang nicht wiedersehen sollte —, von da mit der Post über Neurode nach Glaz. Zu Ostern machte ich dann den Weg zu Fuß. In der Gegend von Neurode, deren blutarne Weberbevölkerung den Sozialpolitikern bis auf den heutigen Tag Kopfzerbrechen verursacht, gesellte sich eine Frau zu mir. Es mag einen Begriff von der Enge des damaligen Gesichtskreises der dortigen Bevölkerung geben, daß es mir einige Mühe kostete, ihr meine Antwort auf ihre Frage: Was treibt har (er) denn eegentlich für eene Hantierung? verständlich zu machen. Ich gab ihr meine Butterschnitte, die mir meine Wirtin eingesteckt hatte, und da geschah etwas merkwürdiges: einen solchen Erguß von Freude und Dankbarkeit, wie ihn diese winzige Gabe hervorbrachte, habe ich seitdem nicht wieder erlebt; ihre Kinder, versicherte sie, würden mich bis an ihr Lebensende segnen, denn ein Stück Weißbrot mit Butter gestrichen, das hätten sie noch niemals genossen. Zum Dank wies sie mir ein billiges Nachtquartier in Neurode an, bei ein paar alten Leuten, die mich am andern Morgen — es war der

Palmsonntag — mit in die Messe nahmen, ehe sie mir das Frühstück reichten und mich entließen.

Der Gegendruck, der meiner Federkraft im Widerstande gegen diese drückende Außenwelt zu Hilfe kam, war anfangs rein innerlich und ganz idealer Natur. Zunächst schwellte mich das stolze Bewußtsein, mit meinem Konfessionswechsel keinen Irrtum begangen zu haben. Dieses Bewußtsein flößte mir der Religionslehrer ein, eine imponierende Gestalt von würdevoller Haltung. Was er lehrte und was er gebot, das war alles von dem Bewußtsein der Unfehlbarkeit getragen. „Ich bin starr, wie die Dogmen meiner Kirche,“ pflegte er zu sagen. Wenn vom Papst die Rede war, so versäumte er nicht, zu bemerken: seine Unfehlbarkeit ist noch nicht Dogma, aber ich für meine Person glaube daran. Er konnte, wenn er in guter Laune war, auch angenehm plaudern und erzählen. So erzählte er denn einmal: er sei als junger Mensch nach Münsterberg berufen worden, um die dortige Präsektenschule\*) in Ordnung zu bringen, deren Schüler als nicht zu bändigende Rangen verschrienen gewesen seien. Er habe sie aber schon in der ersten Stunde in fromme Lämmer umgewandelt, und bald hätten die Münsterberger Mütter mit seinem Namen unartige Kinder geschreckt. Ein andermal sagte er: Wenn ich meinen Sextanern drohe: ich fahre mit euch durch die Wand, und mit dem Finger auf die Stelle deute, wo ich hindurchzufahren gedenke, so sehen sie alle hin, denn sie glauben mir unbedingt und verstehen meine Worte buchstäblich. Mit dem Direktor und drei andern Lehrern, die einer freieren Richtung huldigten, stand er schlecht, ja er warnte die Schüler ausdrücklich vor diesen Herren. Die Schüler aber wußten, daß der Religionslehrer

\*) So nannte man in Schlesien Schulen, in denen zu der Zeit, wo es erst wenige Gymnasien in der Provinz gab, begabtere Knaben für die Quarta des Gymnasiums vorbereitet wurden.

stets seinen Willen durchsetzte, nicht mit Hilfe einer Behörde — es stand keine hinter ihm —, sondern bloß durch seine Unbeugsamkeit; sie wußten, daß es ihnen nichts nützte, wenn sie den Direktor für sich hatten, so lange der Unfehlbare gegen sie war, und daß sie umgekehrt auf diesen, der nie ein Wort zurücknahm oder einen Schritt zurückthat, wie auf einen Felsen bauen konnten. Die Schüler der Oberklassen nannten ihn daher den Chef; ich weiß es, pflegte er zu sagen, daß das ein Spottname sein soll, aber ich höre ihn gern. Ein solcher Mann flößt den Schülern unbedingte Sicherheit und Glaubensfreudigkeit ein, solange ihre Seele im Strome der Gläubigen schwimmt, fordert aber den heftigsten Widerspruch heraus, sobald sie sich von einer andern Strömung ergriffen fühlen. Und so kam es, daß ihn zwar die Schüler der Unterklassen abgöttisch verehrten, die der Oberklassen aber bloß fürchteten und entweder in offene Konflikte mit ihm gerieten oder klug versteckten Haß im Busen hegten. Ich stand später eine Zeit lang schlecht, zum Schluß aber wieder besser mit ihm, und da gestand er mir einmal im Vertrauen, er sehe ein, wie verhängnisvoll seine Wirksamkeit in den Oberklassen sei: „die meisten Schüler brechen mit mir, und brechen sie mit meiner Person, so brechen sie auch mit der Religion.“ Daß es auch bei mir so kommen würde, ahnte ich als Quartaner noch nicht, und als ich bei der ersten Kommunion — der einzige in einem schon getragenen Rock und in erbsengelben Hosen\*) — im Namen der übrigen das

---

\*) Meine lateinischen Mitschüler waren duldsamer, als ich in spätern Jahren einmal die Erstkommunikanten einer Volksschule fand, von denen keiner auf dem Wege zur Kirche mit dem einzigen gehen mochte, der in seinem alten Rocke gekommen war, obwohl er, glücklicher als ich, einen neuen zu erwarten hatte, die Mutter kam ihm damit nachgeeilt und erlöste ihn noch vor dem Eintritt in die Kirche aus seiner Pein.

Glaubensbekenntnis mit solchem Ausdruck und von solcher innerer Erregung zitternd ablas, daß sich die Zuhörer wunderten, da schien ich mir selbst und den andern auf ewig gebunden.

Die Religion war mir jetzt doch auch nicht mehr bloß Verstandessache. Zu den oben erwähnten verdüsternden Gemütseinflüssen gesellten sich andre, freundlichere, die mit jenen parallel auf eine religiöse Stimmung hinwirkten. Ich bekam jetzt schöne Kirchenmusik zu hören. Unser Gesang in unserm „Sacellum“ bei der Wochen- und Sonntagsmesse und die Festtagsmusik unsers Kirchenchors ließen freilich in künstlerischer Beziehung viel oder eigentlich alles zu wünschen übrig. Die Leitung hatte ein Primaner, und der vermochte den Schwung seiner Kameraden nicht zu bändigen: es ging alles fortissimo und allegro furioso. Aber dreihundert Knabenstimmen in einem engen Raume übten eine elektrifizierende und die schönen Festtagsmelodien vom Chor herab eine schmelzende Wirkung aus. An solchen hohen Festtagen, wo der Chorrektor der Pfarrkirche die Mitwirkung der Gymnasiasten erbat, hatten wir die „große Kirche“ zu besuchen, und in der bekam ich nun auch künstlerisch untadelhafte Aufführungen zu hören. Gleich am ersten Allerseelentage Mozarts Requiem; das Mark und Bein durchschütternde Tabamirum war das gelungne Werk eines unsrer Mitschüler, dessen Stimme mit wunderbarem Wohlklang eine für sein Alter seltne Kraft verband. Aber es war nicht die Musik allein, die in dieser großen Kirche zur Ansdacht stimmte. Das Hin- und Herwogen von Menschenmassen, die alle, wie man an ihren Gesichtern und ihrem Benehmen sah, innerlich beschäftigt und ganz bei der Sache waren, machte einem diese unsichtbare Sache gewissermaßen greifbar, denn ein Nichts, meint man, kann es doch nicht sein, was solche Massen so ernsthaft betreiben, und dieselbe Wirkung übt auch außer-

halb der Kirche eine rein katholische Umgebung. Das bürgerliche Jahr findet sich mit seinen weltlichen Verrichtungen in das Kirchenjahr eingekapselt, dessen Geheimnisse das ganze Leben beherrschen; Christus, die „Mutter Gottes,“ die Heiligen, die Engel umgeben in Bildern und Symbolen die Gläubigen, werden mit allerlei Bräuchen geehrt und gleich fleischlichen Personen begrüßt, bestimmen die Tages- und Wochenordnung, regeln den Tisch, begleiten bei der Arbeit, unterbrechen diese durch Vergnügungen, und man würde sich nicht besonders wundern, wenn sie einem einmal leibhaftig auf der Straße begegneten. Den Schülern sind selbstverständlich Unterbrechungen des Unterrichts stets willkommen, und so freuten sich auch die ältern, unfrommen der Bittungänge am Martinstag und an den drei Tagen vor Himmelfahrt. Ein Spaziergang ins Freie ist namentlich im Frühling angenehmer als das Sitzen in der Schule, und beim Durchziehen durch die Thore unterbrachen auch die gottlosesten Burschen ihre Unterhaltung und brüllten aus Leibeskräften das *Torogamus, audi nos* oder *libera nos, Domine* wegen des betäubenden Wiederhalls. Auch thaten sie auf dem Rückwege gewöhnlich sehr fromm und schlichen, scheinbar in Andacht versunken, so langsam wie möglich, um zehn Uhr heranzubringen. Denn kamen wir vor zehn zurück, so hatten wir noch zwei Stunden Schule, wars aber eine Minute nach zehn, so hatten wir auch den Rest des Vormittags frei.

So erhob sich also in meinem Herzen ein Tempel für Christus, aber gleichzeitig einer daneben für die Heidengötter. Dessen Baumeister war Dr. B. Er führte uns ins Reich der alt- und neuklassischen Ideale ein, und seine geistvolle Erklärung der Lehrgedichte Schillers gab mir die bleibende Richtung aufs Ästhetische. Namentlich ein Gedicht, dessen Sinn mir im spätern Alter immer unklarer geworden ist: „Das Ideal

und das Leben," baute mir die Brücke zum Verständnis der Prosaschriften des großen Dichters, und meine Mutter hat dann in den Ferien öfter als einmal verwundert den Kopf geschüttelt, wenn ich ihr beim Stubenscheuern eine Vorlesung über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts hielt. Der Religionslehrer hatte Gelegenheit, meine „Ideale“ zu belächeln, als ich sie einmal in einer Schulrede ausstramte, das Leben werde mich wohl von den „Schulphrasen“ kurieren, meinte er; aber die Kur hat nichts genützt, Schillers „Gestalt“ hat mirs für immer angethan.

Am Ende des Tertianerjahrs war die innere Spannkraft schon so kräftig und das Heidentum schon so weit gediehen, daß ich mich an einer kleinen Revolution beteiligte. Die Schwächern konnten bei Dr. B.s Unterrichtsmethode nichts lernen. Die Folge davon war ein ungemütliches Verhältnis zwischen ihm und der Mehrzahl der Schüler, und seine Zornesausbrüche gingen bei manchen Gelegenheiten weit über die ihm so heilige Schönheitslinie hinaus. Einige Schüler aus vornehmen Familien wollten sich das nicht gefallen lassen und stifteten eine Verschwörung an. Ich ließ mich durch Eitelkeit und Kameradschaft verleiten, den Wortführer zu spielen, es wurden Versammlungen im Freien abgehalten — man schrieb damals 1848 — und allerlei Bosheiten geplant. Was daraus geworden ist, weiß ich nicht mehr, nur dessen erinnere ich mich genau, daß ich mich nachträglich geschämt und diese Beteiligung an Ränken gegen einen Lehrer, der mir und dem ich von Herzen gut war, als einen Schandfleck auf meinem Leben empfunden habe. Der Religionslehrer hatte uns übrigens unter der Hand aufgemuntert. Ich war das ganze Jahr hindurch von allerlei körperlichen Plagen heimgesucht worden, und eine davon, ein Magenübel, explodierte kurz vor den Ferien an meines Gönners Förster Tische in einem

furchtbaren Erbrechen, zum Ergötzen des spaßliebenden Mannes, während ich vor Scham in die Erde zu versinken wünschte. Noch mehr schämte ich mich, als mich die Damen nicht allein abputzten, sondern auch auskleideten und zu Bett legten. Am Tage vorm Schluß stand ich auf; die guten Leute wollten mich durchaus nicht nach Hause gehen lassen, ich aber behauptete, vollkommen gesund zu sein, obwohl ich mich kaum auf den Beinen halten konnte, und mein Landsmann B., dessen Eltern reich waren, der also, wenn er wollte, stets fahren konnte, begleitete mich auf der Fußwanderung. Wir gingen, wie seitdem immer, über die böhmische Stadt Braunau. Es ist das der geradeste Weg von Glaz nach Landeshut, nur etwa acht Meilen lang; in Braunau pflegte man zu übernachten. Diesmal wars nun eine sehr elende Burschenschaft. Die glühende Hitze (um den 15. August) war nicht geeignet, mich frischer zu machen. Aller Viertelstunden mußte ich mich an den Straßenrand legen, und mein treuer Kamerad wartete jedesmal geduldig, bis ich mich wieder aufrappelte. Es wurde stockfinster, wir fielen einigemal auf Steinhäufen und zerschlugen uns die Glieder (der andre war ebenfalls kurzichtig), und ein Mann, den wir fragten, ob wir noch weit hätten bis Braunau, wollte uns mit tschechischer Liebenswürdigkeit totschlagen, weil er glaubte, wir hätten ihn zum besten; wir waren nämlich schon mitten drin im Städtchen. Zu Hause mußte ich noch ein paar Tage das Bett hüten, dann wurde es wieder besser.

Da kamen drei Kameraden, die mich mit aufs Riesengebirge nahmen, wozu mir die Mutter den letzten Thaler gab; mehr brauchte damals ein Gymnasiast zu einer drei- bis viertägigen Ferienwanderung nicht. Wir marschierten in gehobener politischer Stimmung bei schönstem Wetter auf die Grenzbauden. Die Rechte bestand aus einem Förstersohne, der später als Offizier

— zu Grunde gegangen ist, und einem großen, dicken Jungen, von dem ich nicht weiß, was aus ihm geworden ist; sie brüllten unaufhörlich: Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben. Links marschierten mein Freund K., jetzt ein sehr konservativer Mann und Generalarzt, und ein Korbmachergefell aus Stettin, der sich zu uns gefunden hatte; diese brüllten ebenso unermüdlich die Marseillaise. Ich wanderte lachend im Zentrum, denn da ich von Politik gar nichts verstand und niemals imstande gewesen bin, mich für oder gegen ein unbekanntes Wesen zu erhitzen, so machte mir dieses Duett ungeheuern Spaß. Am andern Morgen krochen wir im Nebel auf die Koppe, wo wir die einzigen Frühstücksgäste waren — Ende August! — und tappten dann den ganzen Tag im Nebel weiter. Nur einmal, an den Schneegruben, trat die Sonne ein wenig hervor und bereitete uns das Schauspiel, das unter dem Namen Brocchengespensst bekannt ist, aber mit einer Zugabe, die selten vorzukommen scheint, wenigstens habe ich noch niemals davon gehört oder gelesen. Jeder von uns schaute nämlich um den Kopf seines auf die Nebelmasse geworfnen Schattens eine regenbogenfarbige Glorie, und die Ziegen, die neben uns standen, müssen dasselbe beobachtet haben, denn sie schauten alle auf den Grubennebel und meckerten. Oberhalb Schreiberhau verirrten wir uns im Walde; es wurde stockfinster, und der Stettiner sagte: Kinder, wenn wir nicht den Hals brechen wollen, so müssen wir hier liegen bleiben. Wir legten uns also in unsern Rattunkitteln (Sommerüberzieher und Plaids gabs damals noch nicht) auf den nassen Boden, und ich teilte das Stück Brot und Käse, das ich in der letzten Baude zum Abendbrot gekauft, aber nicht hatte aufessen können, unter die Kameraden. Während der Nacht kam ein starkes Gewitter, und wir schwammen auf unsrer Lagerstatt; ich schlief vor Ermattung ganz fest, während die übrigen wachten.

Das war, abgesehen von Besuchen bei Verwandten und Bekannten, die einzige Ferienreise, die ich gemacht habe; später habe ich nie mehr über einen Thaler für solche Zwecke verfügt.

Die Fußwanderungen von Glaz nach Landeshut und zurück gestalteten sich meistens durch allerlei Hindernisse mehr interessant als angenehm. Das einmal fiel in der Nacht zum Palmsonntag ein so tiefer Schnee, daß wir (meine Begleiter waren diesmal zwei Dorfjungen aus der Gegend von Schömburg) unausgesezt, bis über die Kniee einsinkend, waten mußten, und daß uns in den Dörfern zwischen Braunau und Friedland keine Menschenseele und kein Schlitten begegnete. Vor Friedland trennten sich unsre Wege; von den andern beiden erfuhr ich später, daß sich der jüngere wiederholt mit den Worten: ich kann nicht mehr! in den Schnee gelegt habe, und daß der ältere jedesmal große Mühe gehabt habe, ihn mit Zureden, Schelten und Stoßen ein Stück weiter zu bringen. Ein andermal, auf der Rückkehr nach Glaz, kam ich so durchnäßt in Braunau an, daß ich am andern Morgen im nassen Hemd und in nassen Strümpfen und Stiefeln weiter marschieren mußte. Zwar schien jetzt die Sonne, aber es wehte ein kalter Wind, und das Steinethal war überschwemmt, sodaß man nicht auf der Straße gehen konnte, sondern auf den Anhöhen zur Seite weiterklettern mußte; halbjährige Heiserkeit war das Andenken, das ich von dieser Partie mitbrachte. Ein drittesmal, wo ich bei starker Kälte ein paar Meilen auf offnem Wagen gefahren war, brachte ich ganz erfrorene Füße mit heim. Ein viertesmal sollte ich auf der Rückkehr nach Glaz bei einem der vorhin erwähnten Bauernsöhne übernachten, dessen Vater uns am andern Tage bis Braunau fahren lassen wollte. Auf einer mit Schnee bedeckten Ebne verlor ich den Weg und war sehr erfreut, als ich eine Menschengestalt an einem langen Stabe daherschwanfen

sah. Es war ein Bettler, eine hohe, hagere Greisengestalt; das lange weiße Haar und sein weites Gewand aus Sackleinwand flatterten im Winde, der leibhaftige König Lear auf der Heide. Er wies mich zurecht und bat mich um eine Gabe und wiederholte auf meine Entschuldigung, ich hätte nichts, seine Bitte in flehentlichen Klagetönen. Hätte ich zwei Bier Groschenstücke gehabt, ich hätte ihm eins gegeben, aber ich hatte nur ein Achtgroschenstück und sonst keinen Pfennig. Das war einer der schrecklichsten Augenblicke meines Lebens; übrigens einer von denen, in denen sich meine innerste Natur enthüllte, die keine Heiligennatur ist. Wäre ich, wie mich später fromme Männer haben überreden wollen, zum Heiligen geschaffen, so würde ich dem Manne das Achtgroschenstück gegeben haben, und die peinliche Empfindung, die sich einstellte, würde ausschließlich durch das Mitleid erregt worden sein, nicht, wie es thatsächlich der Fall war, hauptsächlich durch den Gedanken, daß mich der Mann für einen Undankbaren oder für einen Geizhals halten müsse.

Im Herbst Achtundvierzig war ich nach Sekunda versetzt und ins Konvikt aufgenommen worden, und der lebhafte Gedankenaustausch unter der zahlreichen Knaben- und Jünglingschar brachte auch bei mir die Revolutionsstimmung zum Durchbruch. Ich wurde — mit Maß jedoch — faul und liederlich. Ich verfiel noch einmal — das letztemal in meinem Leben — der Romanleserei; diesmal waren es besonders die berühmtesten großen Romane von Sue und Alexander Dumas, die mich fesselten. Jedoch benutzte ich sie zugleich zur Förderung im Französischen; außerdem zogen mich die Sachen der Schwedin Flygare Carlen sehr an. Auch las ich einiges von Scott und Bulwer, einige Bändchen der französischen Encyclopädie und Buffons Naturgeschichte, die schon die Entwicklungslehre enthält. Daß ich im deutschen Aufsätze, der sonst immer „gut“ und „recht

gut" ausfiel, einmal „ziemlich befriedigend“ kriegte, bereitete mir Freude, und zwar aus zwei Gründen; erstens, weil das die gewöhnliche Zensur meines Freundes L. war, den ich leidenschaftlich liebte, und zweitens, weil ich mich als politischen Märtyrer fühlte. Denn stilistisch war der Aufsatz gewiß nicht schlecht; aber ich hatte darin das begeisterte Lob der nordamerikanischen Republik gesungen, und das hatte dem guten Regens Langer sehr schlecht gefallen, er hatte viel rote Tinte daran gewandt, am Rande meine Irrtümer zu widerlegen.

Von revolutionären Bewegungen bekamen wir, außer einem kleinen Milch- und Butterkrawall, den die Hausfrauen aufführten, nichts zu sehen; Glaz ist ja eine Festung mit starker Garnison. Unsere hauptsächlichste politische Informationsquelle war natürlich der Kladderadatsch. Einen lebendigen Kladderadatsch hatten wir an einem lustigen Burschen, der unermüdlich sang: Kladderadatsch die Russen kommen, Papst hat sich ne Frau jenommen. Er war ein Sohn des Berliner Maschinenfabrikanten Egels. Dieser Mann hatte, ohne Zweifel in Vorahnung unsrer heutigen schönen Zeit, wo die Weltgeschichte und verschiednes andre von hinten angefangen wird, seinen Sohn zuerst als vierzehnjährigen Jungen nach Paris geschickt und dann den Siebzehnjährigen ins Glazer Konvikt gesperrt. Gleichzeitig brachte er auch noch zwei kleine Wienerer dort unter, die Söhne seines Schwagers Michen, dem in der Revolution seine Fabrik niedergebrannt worden war. Die zwei Wiener wurden ihrer Drolligkeit wegen sehr bald die allgemeinen Lieblinge. Eines Sonntags kam der Jüngere, ein kugelrunder kleiner Bengel mit dunkelroten Pausbacken, sehr betrübt nach Hause. Sie waren bei einem Freunde gewesen, dessen Schwester die Flamme der beiden Brüder war. Wir haben, erzählte er, Pfänder gespielt, und der Anton

hat der Jda sechzig Küffel geben dürfen, und ich habe zählen müssen.

Der arme Anton ist über das Alter der schullosen Küsse nicht hinausgekommen. Er war kaum ein Jahr bei uns, da erkrankte er am Typhus und starb. Vor seinem Tode aber hat er mir noch eine interessante Bekanntschaft verschafft. Sein Vater kam, ihn zu pflegen. Einige von uns, darunter auch ich, brachten einen großen Teil ihrer freien Zeit im Krankenzimmer zu (ein Schüler war übrigens ex officio Krankenwärter, das war eines der Ehrenämter unsers kleinen auf self-government beruhenden Staats\*), theils um dem Kranken Gesellschaft zu leisten, theils um den Weisheitslehren seines Vaters zu lauschen, der uns mit Enthusiasmus bearbeitete — er war nämlich ein Brandroter. Eine seiner Lehren ist mir in der Erinnerung geblieben, und je älter ich werde, desto öfter muß ich an sie denken. Sie lautet: Alles Unheil kommt von den vier Fakultäten, die als die Wurzeln des Übels ausgerottet werden müssen; die Theologen und Mediziner sind Volksbetrüger, die Philologen unnütze Peiniger der Jugend, die Juristen Rechtsverdreher. Einmal legte er mir plötzlich die Hände segnend aufs Haupt und rief: Werden Sie ein zweiter Luther! Das war nun freilich unmöglich, aber ein ganz klein wenig ist von diesem Segen doch an mir hängen geblieben; als ich ihn später kennen lernte, den Luther, da hat er mir gefallen, und ein oder zwei Äderchen mag ich wohl von ihm haben.

Welcher Untersekundaner des Jahres Achtundvierzig würde gegen die Ehre, zum Eintritt in einen

---

\*) An Absperrung solcher Kranken, deren Leiden für ansteckend gehalten wurde, dachte damals niemand bei uns; auch ich bin in einem Choleraanfalle von meinen Kameraden besucht und von einem gepflegt worden. Wer sich fürchtete, der blieb eben weg, und wer sich nicht fürchtete, der kam. Keiner hat sich in solchen Fällen angesteckt.

geheimen politischen Verein eingeladen zu werden, unempfindlich gewesen sein? Ich nicht! Es war Rudolf L., der einen gründete und mir die Ehre erwies. Seine Mutter, eine Professorwitwe, die mir das Jahr vorher einen Tisch gewährt hatte, räumte uns jeden Mittwoch Nachmittag für ein paar Stunden ihr Speisezimmer ein. Rudolf und der schneidige Sohn unsers schneidigen und ob seiner Strenge gefürchteten Griechen bildeten die Linke. Freund P., Rudolfs Bruder, ich und der dicke Kunze saßen im Zentrum, und die Rechte wurde durch zwei leere Stühle bezeichnet, auf die sich zu setzen für die größte Schande gegolten haben würde. Hauptredner war der Griechensohn, der mit seiner schnarrenden Stimme und mit gewaltigem Herumwerfen seiner Arme und Beine in jeder Sitzung sämtliche Tyrannen umbrachte. Ich vermute, daß er der eigentliche Gründer gewesen ist und sich des guten Rudolfs nur bedient hat, weil seine väterliche Wohnung für so etwas nicht zu haben war. Leute von seinem Rednertalent und Rednerdrange empfinden stets das Bedürfnis, sich ein Publikum zu verschaffen, und das ist wohl auch heute noch ein sehr gewöhnlicher Beweggrund zur Vereinsbildung. Als Bürgermeister und schneidiger Führer der „Reichstreuen“ seiner Stadt ist Robert Sch. vor einigen Jahren gestorben. Auch Rudolf sprach viel, wenn auch minder leidenschaftlich. Wir vom Zentrum mit unsrer mangelhaften politischen Bildung beschränkten uns gewöhnlich auf beifälliges Gemurmel, Bravorufen und kurze Begründungen kleiner Amendements; einer war immer als Schriftführer beschäftigt. Als das Frühlingswetter ins Freie zu locken anfing, wurde uns die Sache zu langweilig, und da es hieß, der Religionslehrer sei einer geheimen Verbindung auf die Spur gekommen, so benutzten wir mit Vergnügen die Gelegenheit, in einem feierlichen Schlußprotokoll zu erklären, daß wir in der Hoffnung auf

bessere Zeiten der Übermacht der Tyrannei wichen und uns auflösten. Übrigens scheint es nicht unsre Verbindung gewesen zu sein, der der Chef auf der Spur war; keiner von uns hat seinen intimsten Freunden eine Mitteilung gemacht — erst vier Jahre später, auf der Universität, hat Rudolf L. einem meiner Freunde gegenüber geplaudert —, und auch unsre gütige Herzbergsmutter und deren Tochter haben kein Sterbenswörtchen verraten. Die Bewahrung des Geheimnisses war eine um so anerkennenswertere Leistung, als der Auflösungsprozeß einen dramatischen Abschluß erhielt, der unter den Schülern allgemein bekannt wurde. Das Karnickel war Kunze. Dieser urwüchsige Jüngling, dessen Nase beinahe so lang und dick war wie er selbst, entstammte dem entlegensten aller Dörfer der Grafschaft Glaz — damals gab es nämlich in Europa, und sogar mitten in Deutschland, noch entlegene Dörfer. Sein Vater hatte die Begabung des Knaben erkannt und ihn dem Gymnasialdirektor mit den Worten zugeführt: „Herr Drector, mei Sepper\*) is Jhn schunn der pure Pater.“ Dem kräftigen Dialekt seiner Heimat blieb Sepper treu, auch der Gewohnheit, so oft ihm ein zu lesender Satz oder eine Antwort Schwierigkeiten bereitete, zwischen je zwei Silben mehrere ä ä einzuschieben, sodaß man noch in der Prima den Eindruck hatte, als könnte er noch gar nicht lesen; sein Vortrag des Homer und Sophokleischer Chöre bereitete uns jedesmal einen Hochgenuß. Auch stammt von ihm die denkwürdige Definition, die er in einem Repetitorium der Naturgeschichte als Oberprimaner gab: Ge — ä — ä — ologie ist die Art und Weise, wie sich die Tiere ernähren. Sein Vater war einmal in die Stadt hereingekommen, sein Söhn-

\*) In den Dörfern der Grafschaft Glaz kommen außer Sepper noch folgende Koseformen des Namens Joseph vor: Seffe, Seffla, Josla, Jusla und Juscher.

lein zu besuchen. Als er nun im Gasthause von Bekannten um dessen Fortschritte befragt wurde, antwortete er (zu Seppers Unglück in Gegenwart einiger Schüler): „Is gihnt m wull ant (etwa), m Sepper, blußig de Kimpeniere (das Komponieren) und de Livia (der Livius), die wihl m Sepper goar nee schlauma“ (schlaumen = gut bekommen). In Böhmen, nahe der Grenze der Grafschaft, liegt das Kloster Grulich, dessen Mönche damals wegen ihrer Verlotterung berüchtigt waren; der Kardinal Schwarzenberg hat später das Nest ausgeräumt und Mönche einer strengen Observanz hineingesetzt. Als nun Sepper das Abiturientenexamen bestanden hatte, sagte sein Vater beim Abschiede: „Herr Drecter, jekt sohl nu der Sepper uf die Ferschetät; doas kuzt halt doch sihr viel Geld, ich dächte halt, ich thät n uf a Grulich; die Patern versthens halt doch au, die wern a wull vult (vollends) fertig macha.“ Er ist jedoch auf die Universität gegangen, der Sepper, ist dort sogar sehr fein geworden und hat staatswissenschaftliche Kollegia mit solchem Eifer gehört, daß ihm seine Kommilitonen einmal nachsagten, er wolle in der Grafschaft den Seehandel einführen. Dieser kräftige Jüngling also übertrug, wie das bei temperamentvollen Politikern vorkommt, in unsrer Schlußverhandlung eine theoretische Meinungsverschiedenheit ins Persönliche und schleuderte eine tödtliche Beleidigung gegen sämtliche übrige Vereinsgenossen, sodas wir genötigt waren, ihn zu fordern. Nicht auf tödtliche Waffen, wohl aber auf ein paar Rufen, wie damals die Seidel hießen. Ein älterer Freund, R—r, der sich meiner oft väterlich annahm, beschwor mich, die Forderung fallen zu lassen, da ich, wenn es herauskäme, die Unterstützung verlieren würde, die ich genoß. Ich mußte ihm Recht geben, hatte aber doch nicht den Mut, der „öffentlichen Meinung“ zu trozen, und stellte meine Dummejungenehre durch Hinabstürzen der vor-

geschriebnen Menge Bier wieder her. Üble Folgen hat mir diese Albernheit nicht zugezogen, denn es kam bei uns sehr selten etwas heraus; den Lehrern war, wo es sich nicht um sehr grobe Dinge handelte, an Angebereien nichts gelegen.

Den studentischen Komment hatte ich gleichzeitig in einer andern geheimen Verbindung erlernt, die ebenfalls nur einige Wochen dauerte. Freundschaft und Weltverbesserungspläne verklärten mir die verräucherte Bude, in der wir unsre Studentenlieder sangen, und ich legte mir den Kneipnamen Posa bei. Aber ich bekam das nichtige Treiben bald satt, und es hat über dreißig Jahre gedauert, ehe ich wieder einen Kommerz mitgemacht habe. Alte Herren werden sich vielleicht durch dieses „wieder“ beleidigt fühlen, das unsre heutigen großartigen Kommerse auf eine Stufe stellt mit einer Kneiperei von sechs oder acht Sekundanern, aber ich finde keinen wesentlichen Unterschied. Als nach 1870 das Kommerzieren bei den akademisch gebildeten Männern Mode wurde und ich einigemal teilzunehmen veranlaßt ward, bin ich dabei trocken und kalt bis ins Innerste hinein geblieben und habe die üblichen Formen, den Salamander eingeschlossen, sonderbar und bedeutungslos gefunden. Daß die Griechen das Weintrinken als einen Gottesdienst nach liturgischen Regeln betrieben haben, finde ich verständlich und gerechtfertigt, denn die Gabe des *Ouaios* ist göttlich an sich und in ihren Wirkungen, der Hauch der Poesie umschwebt die Rebe, die Traube, die Traubensammlerinnen, die Kelternden, und das flüssige Gold oder der flüssige Rubin im Krystallglas ist selbst ein verkörpertes Stück Poesie; ist doch der Saft der Rebe sogar würdig befunden worden, mit der Gabe der Ceres zusammen den sichtbaren Mittelpunkt des christlichen Gottesdienstes zu bilden. Aber wie das Bier zu solchen Ehren kommt, begreife ich nicht; wenn es gut ist, so ist es ein ebenso

geeignetes Mittel zur Löschung des Durstes wie Milch oder Wasser, und wenn der Durst gelöscht ist, wozu bei heißem Wetter zwei Glas und bei kühlem ein halbes Glas genügen, dann hört man eben auf zu trinken. Was ist da Poetisches dran?

Die Leser werden geneigt sein, mich für einen schlechten Kerl zu halten, da ich bei der Not meiner Eltern auch noch Geld verkneipt habe. Das war jedoch nicht schlimm; bei jeder dieser Kneipereien, deren ich sechs mitgemacht haben mag, werde ich einen ganzen Silbergroschen für zwei Glas Faßbier und einen halben für eine Cigarre verbraucht haben. Dazu hielt ich mich für berechtigt, weil ich keinen Kaffee trank. Zum Frühstück bekamen wir im Konvikt nur ein trocknes Stück Brot und zur Vesper gar nichts. Kaffee wurde von der Köchin sowohl des Morgens wie des Nachmittags verkauft, und die meisten holten sich ein Löpfchen, des Morgens fast alle. Ich trank niemals welchen, und da mir das trockne Brot früh nicht schmeckte, so hob ich mirs zur Vesper auf; ein Glas Wasser hat vier Jahre hindurch mein ganzes Frühstück ausgemacht, und mit nichts als einem Glase Wasser im Magen habe ich alle Abiturientenarbeiten angefertigt; vor der mündlichen Prüfung jedoch habe ich, wenn ich nicht irre, gefrühstückt. Auch wenn ich als Primaner, wo ich mir mit Stundengeben Taschengeld verdiente, ab und zu ein Glas Bier trinken oder in der Konditorei ein Stück Apfelfuchen essen ging, geschah es nicht der Gaumenlust wegen sondern um, namentlich bei schlechtem Wetter, in einer gemüthlichen Ecke ein heiteres Plauderstündchen zu verbringen. Als einmal einer meiner Kameraden erzählte, daß er sich an Kommuniontagen ein kleines Fest zu bereiten pflege, indem er da für zwei Groschen Konditorwaren zum Frühstückskaffee esse, fand ich diese Verbindung eines sinnlichen Genußes mit der heiligen Feier im höchsten Grade anstößig, und der Kamerad

sank bedeutend in meiner Achtung. Ich halte diese Gemüthsverfassung für die normale bei geistig angelegten jungen Leuten; sie werden viel zu sehr von zahlreichen geistigen Interessen bewegt, als daß sie der Gaumenlust, die noch dazu durch die Stillung des Hungers in wenigen Minuten befriedigt wird und dann sofort in Unlust übergeht, besondere Aufmerksamkeit schenken sollten; daher kommt es, daß junge Leute, wie Goethe sagt, nicht wissen, was gut schmeckt. Daß heutzutage so viele von ihnen aufs Rauchen und aufs Sausen erpicht sind, beweist nichts gegen meine Ansicht, sondern bestätigt sie. Denn das Rauchen wird von den Knaben nur betrieben, weil es für einen Beweis von Männlichkeit gilt, und weil es ihnen verboten ist. Ebenso müssen sich die Jünglinge zum Bollsaufen zwingen, weil das die studentische Ehre gebietet. Erst durch mehrjährige Gewohnheit wird das, was anfangs wider die Natur war, diese verderbend und fälschend, zu einer zweiten Natur. So behält Herbart Recht mit seiner Meinung, daß dem Menschenleibe aus seiner engen Verbindung mit dem Geiste mehr Nachteile als Vorteile erwachsen, indem dieser jenen bald im Namen wirklicher oder vermeintlicher Pflichten, bald leeren Einbildungen und unzweifelhaften Lastern zuliebe mißhandelt, und die Alten behalten Recht mit ihrer Regel: lebe nach der Natur, an der gemessen sehr viele Sitten einer angeblich höhern Kultur als Verschrobenheit und Barbarei erscheinen. Zu allen solchen Verschrobenheiten, mögen sie die Sinnlichkeit ungebührlich beeinträchtigen oder ebenso ungebührlich steigern und zum Unnatürlichen reizen, muß die Jugend erst „erzogen“ werden. An sich ist diese, geistig anregende Umgebung vorausgesetzt, das Lebensalter, worin Geist und Sinnlichkeit ganz von selbst das richtige Verhältnis zu einander finden. Je älter der Mensch der höhern Klassen wird, desto mehr interessiert er sich

für Inhalt und Länge der Menus, und in den untern Klassen habe ich alte Frauen kennen gelernt, die, ohne Spur von Interesse für irgend einen Gegenstand, den ganzen Tag Brot kauten — ein wahrer Ekel! Wir haben als Gymnasiasten oft meilenweite Ausflüge gemacht, ohne das Bedürfnis einer Erfrischung zu empfinden. Eine Zeit lang hatte sich ein Quartett zusammengesunden, das herumzog, auf den schönsten Plätzchen der Umgegend Volkslieder zu singen, die einer meiner Freunde in einem geschriebnen Hefte von zu Hause mitgebracht hatte; darunter war auch „Putzhähneken,“ das später der Kladderadatsch in weitem Kreise bekannt gemacht hat, als Putzamerken es mit dem Apfeln der von Falk gepflanzten Blömken allto graf machte. Um mich aber nicht unverdienter Ehren anzumaßen, muß ich bekennen, daß ich nicht als ausübender Künstler, sondern nur als Publikum mitzog.

Der mit den Volksliedern hieß Spillmann, und wahrscheinlich ist es der Jesuit Joseph Spillmann, dessen „Wunderblume“ in Nr. 45 der Grenzboten (Jahrgang 1894), Seite 272 zerpfückt worden ist; zwar führte mein Jugendfreund den Vornamen Wilhelm, und ich weiß nicht, ob auch bei den Jesuiten die Sitte herrscht, den Taufnamen mit einem Klostersnamen zu vertauschen, aber der Familienname Spillmann ist so selten, daß kaum zwei Jesuiten dieses Namens existieren dürften. Ehe ich ihm ein paar Worte widme, muß ich erst über meine damaligen Freundschaftsverhältnisse im allgemeinen etwas sagen. In meinem und den beiden benachbarten Kursen bildeten sich neben den einsam oder paarweise lebenden oder flugsandartig hin- und herschiebenden Burschen drei „Blasen,“ die ich die ideale, die harmlos gemütliche und die studentisch angehauchte nennen will; strenge Moralisten würden die dritte vielleicht die lasterhafte nennen, weil ihre Mitglieder mancherlei Genüsse vorausnahmen, die als ein Vor-

recht späterer Lebensalter angesehen zu werden pflegen. Ich gehörte gleichzeitig den ersten beiden Blasen an, ohne mit der dritten auf dem Kriegsfuße zu stehen. Dem bei uns herrschenden liberalen Geiste gemäß dachten auch die frömmsten nicht daran, Übertreter der Schulgesetze zu verklatschen, und die bösen Buben versuchten keinen zu sich hinüberzuziehen, der nicht von selber kam. Die für mich wichtigsten Mitglieder des idealen Kreises gehörten dem nächsthöheren Kursus an, der in den vier untern Klassen einen andern Ordinarius gehabt und von ihm ein ganz andres Gepräge erhalten hatte als ich. Es ist interessant, zu beobachten, wie die Vorsehung, augenscheinlich um eine ganz bestimmte Wirkung zu erzielen, gleichartige Einflüsse auf ein und dieselbe Person zu richten weiß. Jene jungen Leute, die nachmals Stützen des Katholizismus geworden, also auch dazu bestimmt gewesen sind, stammten aus rein katholischen Gegenden und aus streng, aber nicht bloß äußerlich katholischen Familien, in denen die väterliche Autorität stark war, und hatten vier Jahre hindurch einen Ordinarius, der, aller Schöngesterei und vorwitzigen Kritik abhold, das vorgeschriebne Pensum gründlich einpaukte und auf nichts als hausbackne Tüchtigkeit und strenge Korrektheit sah; ich, aus gemischter Ehe und aus einer vorherrschend protestantischen Gegend stammend, frühzeitig genötigt, zwischen entgegengesetzten religiösen Meinungen selbst zu wählen, durch die häuslichen Verhältnisse in jungen Jahren Kritiker meines Vaters und Stütze meiner Mutter geworden, sodas das Pietätsgesühl sehr bald in eine Art Autoritätsgesühl übergang, wurde ein Zögling des Heiden und Schöngesties B. Der erste von ihnen, anfänglich Stubenältester in meinem ersten Quartier, der schon erwähnte K—r, ein paar Jahre älter als ich, bemühte sich sehr um meine Erziehung, durch grobe Prüffe, mit denen er meine Muskeln zu stärken suchte, durch Spott über

meine Unbeholfenheit, durch unzählige „Reinfälle,“ die mir sein witziger Kopf bereitete, durch Schärfung meines Urtheils — er ist einer der scharfsinnigsten Logiker, die ich kennen gelernt habe, und hat einen schlagfertigen Witz zur Verfügung — und durch Einführung in das Verständniß der Musik; er war schon damals ein sehr tüchtiger Klavierspieler, und später, in der Studentenzeit, habe ich ihn fast täglich üben hören. Auch hat er mich zum Selbstunterricht im Englischen angeleitet. In seinem und seines mir ebenfalls befreundeten Vetter's Vaterhause habe ich als Primaner und als Student ein paarmal die Weihnachtsferien zugebracht. Man lebte da in einem Kreise der besten, liebenswürdigsten, heitersten und geistvollsten Menschen; nirgend anderswo habe ich seitdem eine so gehaltvolle Geselligkeit gefunden, die zudem gar keine Kosten verursachte, mit kleinen Ausnahmen; so wurde z. B. ein Ball besucht, der einzige, den ich in meinem Leben mitgemacht habe. Die Schwester meines Gastfreundes, später K—r's Gattin, bewilligte mir mehrere Tänze. Ich höre noch, wie sie das einermal seufzend sprach: Nun möchten wir wohl wieder! Erst viel später habe ich das Opfer würdigen gelernt, das sie dem unbeholfnen Freunde ihres Bruders brachte. Mit K—r bin ich in freundschaftlichem Verkehr geblieben, bis mein Bruch mit der katholischen Kirche das äußere Band zerriß.

Der zweite war Spillmann. Ein sehr merkwürdiger Mensch. Heiter, tüchtig, aber aller Pedanterie abgeneigt, sodaß er zwar das für die Schule notwendige machte, aber sich die Zeit für seine Kunstübungen: Musik und Zeichnen, nicht verkürzen ließ. In der Vorbereitungszeit vorm Abiturientenexamen verwandte er täglich mehrere Stunden auf eine Kreidezeichnung: eine hüßende Magdalena, die wegen des großen, dunkeln, mit Laub überzognen Hintergrundes viel Arbeit verursachte, und ich las ihm dabei *Les trois Mousquetaires*

von A. Dumas vor. Aber wenn wir allein zusammen spazieren gingen oder nach dem Abendgebet noch allein zusammensaßen, etwa mit gemeinsamer Lektüre eines Werkes über Ästhetik beschäftigt, da leitete er das Gespräch immer bald auf den Kern und den Zusammenhang der Dinge und erzeugte eine religiöse Stimmung. Einmal äußerte er: Wenn ich ein schönes Mädchen sehe, so sehe ich hinter ihrem Gesicht einen Totenkopf, hinter diesem aber ein zweites, weit schöneres Gesicht. Bei seiner entschiednen Richtung auf den Kern der Dinge und bei seinem Triebe, die äußersten Folgerungen zu ziehen, war es nicht zu verwundern, daß ihn die Stellung eines Weltgeistlichen; die vom streng katholischen Standpunkte aus schon dem Namen nach nur als ein Kompromiß zwischen dem christlichen und dem Weltgeist erscheint, nicht befriedigte. Er machte eine Reise, um die Einrichtungen verschiedner Klöster kennen zu lernen, und dachte eine Zeit lang daran, Dratorianer zu werden. Aber, erzählte er mir, der Obere, den er befragt habe, habe ihm gesagt, die Eintretenden müßten sich verpflichten, auf die Beschäftigung mit irgend einem von jedem frei zu wählenden Wissensgebiet zu verzichten; da das Wissen des Menschen ohnehin so beschränkt sei, so erscheine ihm diese Bedingung unerträglich, und so habe er schließlich den Jesuitenorden gewählt. Ob ihn dieser gerade in dem fraglichen Punkte befriedigt haben mag? Daß Spillmann (seine Identität mit dem Joseph Spillmann vorausgesetzt), wie in der erwähnten Rezension gerügt wird, dem Protestantismus und namentlich der jungfräulichen Königin\*) nicht gerecht zu werden vermag, glaube ich gern; wie könnte das ein Mann, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre in rein katholischen Umgebungen gelebt hat und

\*) An der übrigens auch neuere protestantische Forscher kein gutes Haar mehr lassen.

dann, ohne je vorher mit Protestanten in nähere Berührung gekommen zu sein, in den Jesuitenorden eingetreten ist! Auch bei Protestanten, deren Leben entsprechend verläuft, wird man Verständnis für die Gegenpartei vergebens suchen. Ein jüngerer Freund unsers Kreises, der jetzt Staatsanwalt ist, erzählte mir einmal von einem Studenten aus Pommern, der mit ihm die Kneipe der Glazer besucht hatte. Beim Nachhausegehen sagte der Pommer: Hier in Breslau soll es ja viel Katholiken und auch katholische Studenten geben, könntest du mir nicht einen zeigen? J. erwiderte lachend: Wir sind ja sämtlich Katholiken, ich und die Kommilitonen, mit denen wir gekneipt haben! Das wollte der andre schlechterdings nicht glauben: Ihr seid doch alle ganz nette und gescheite Leute, und den Katholiken, hat man mir zu Hause immer gesagt, sieht man die Dummheit schon am Gesicht an. Nun, so grobe Vorurteile hat wohl seitdem der Weltverkehr zerstört,\*) aber wirkliches Verständnis der Gegenpartei kann nur durch intimen persönlichen Verkehr, nicht durch flüchtige Bekanntschaften und auch nicht durch Bücher erschlossen werden. Spillmann bewog noch einen unsers Kreises, einen Bruder des eben erwähnten J., Jesuit zu werden. Von keinem der beiden habe ich, seitdem sie die Welt verlassen haben, je ein Lebenszeichen erhalten; ich kenne ihren Aufenthaltsort nicht; auch habe ich von Spillmanns Büchern, die ich ab und zu in der Germania angezeigt finde, noch keines zu Gesicht bekommen.

Ein dritter, Pr., war eigentlich nur Freund der beiden vorgenannten, und nur mittelbar der meinige. Er war ein äußerst gediegner, übermäßig bescheidner Junge von seltner Kindlichkeit. Mit einem Kameraden

\*) Doch sagte mir auch ein vielgereifter Jesuit einmal, er erkenne die Protestanten auf den ersten Blick, sie hätten alle, weil sie des innern Lebens ermangelten, so leere Gesichter.

besuchte ich ihn einmal in den Pfingstferien, die ich zu Ausflügen in die Berge der Grafschaft zu benutzen pflegte. Sein Vater war Förster am Schneeberg, oberhalb eines Dorfes, das damals für Wagen noch nicht zugänglich war. In dieser Weltabgeschlossenheit gehörte Fleisch zu den Seltenheiten; wir wurden mit Forellen bewirtet, die wir täglich dreimal in verschiedner Zubereitung bekamen! Auch Pr. wurde Geistlicher. Als er drei Jahre im Amte war, besuchte er mich einmal; er war traurig, weil ihm, wie er klagte, Umgang mit gebildeten Menschen und Gelegenheit zu geistiger Beschäftigung gänzlich fehlten. Ein paar Wochen darauf erwiderte ich seinen Besuch und sah zu meinem Schrecken, wie er schon am frühen Morgen, gleich nach der Messe, mit seinem Pfarrer Karten spielen mußte. Als ich dann nach einigen Jahren erfuhr, daß er, der kerngesunde Sprößling einer urkräftigen Försterfamilie, an der Schwindsucht gestorben sei, habe ich mich nicht gewundert; ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß die geistige Auszehrung die leibliche zur Folge gehabt haben möge.

Meine freiere Richtung verwickelte mich darum in keinen Konflikt mit diesen frommen Freunden, weil deren Religiosität damals nicht auf einer klar erkann- ten dogmatischen Grundlage, sondern auf anerzognen Vorstellungen und Empfindungen beruhte, die, als Geschmacksache, nicht leicht Gegenstand eines ernstlichen Streites werden können. Wo ein von dem meinen abweichender Geschmack hervortrat, erregte er mein Befremden, aber ich hätte nichts darüber oder dagegen zu sagen gewußt. So war ich z. B. einmal mit R—r in der Wohnung eines Geistlichen und nahm ein Bre- vier in die Hand, daß ich auf dem Sofa liegen sah, um darin zu blättern. R—r nahm es mir aus der Hand und sagte: „So etwas rührt man nicht an!“

⌋ Ehrfurchtsvolle Scheu vor toten Gegenständen (ausge-

nommen sofern sie Wunder der Natur oder der Kunst (sind) ist mir stets fremd und unverstänglich gewesen; darin bin ich stets echter Protestant geblieben. Einige Jahre später, als ich schon Geistlicher war, trafen wir uns bei der Primiz unsers Freundes F., des spätern Jesuiten. Nach der Feier sagte R-r zu mir: „Stelle dir einmal vor, daß F. heiratete, der ganze Nimbus wäre weg.“ Für mich hat nie irgend eine geistliche oder weltliche Person einen Nimbus gehabt. Also die dogmatische Grundlage fehlte damals — später wird sie sich ja gefunden haben — auch meinen gläubigen Freunden, dank unserm Chef, der wegen Kränklichkeit den Religionsunterricht manchmal wochenlang ausfallen und sich ein halbes Jahr lang vertreten ließ,\*) dessen Unterricht aber, so weit er ihn erteilte, schlimmer als gar keiner war. Er diktierte uns eine auch für die Frömmsten völlig ungenießbare Dogmatik und eine Kirchengeschichte — hu! Die Kirchengeschichte in einer für die Schüler der Oberklassen anziehenden Weise zu behandeln, ist das leichteste von der Welt; mir haben, als ich sie später an verschiedenen Gymnasien zu lehren hatte, die Jungen immer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört. Aber während die Märtyrerakten von Ruinart einen blühenden Novellenkranz darbieten, und die Biographien eines Tertullian, Cyprian, Origenes, Chrysostomus, Augustinus beinahe spannende Romane sind, gab er als Geschichte der Christenverfolgungen eine trockne Aufzählung von kaiserlichen Edikten und von Hinrichtungen, und die Väter kamen nur in der greulichen Geschichte der orientalischen Ketzereien vor, aus der uns kein Unsinn und keine Nichtswürdigkeit erspart blieb, sodasß sie auch den Geduldigsten zum Eckel wurde. Mit dem Monotheletismus schnappte die

\*) Sein Vertreter, der sonst so geachtete Regens Danger, beging die unglaubliche Ungeschicklichkeit, die Zeit mit der Vorlesung der Geschichte des Tridentiner Konzils von Pallavicini auszufüllen.

Kirchengeschichte ab, sodaß Voltaire auf allgemeine Zustimmung zu rechnen gehabt hätte, wenn er unter uns getreten wäre und gesagt hätte: Da seht ihr doch, daß die ganze Kirchengeschichte weiter nichts ist als ein Ragout aus Bahnwitz und blutigen Verbrechen! Da ich nun in der Prima vorzugsweise deutsche Klassiker las, und da der Direktor Schober im Geiste B.s, nur gründlicher und methodischer wirkte, vor allem auf selbständiges Denken drang und zu unbefangener kühner Kritik aufmunterte, so lag nichts in den Verhältnissen, was die von mir in Tertia angenommene Richtung hätte nach rechts hin umbiegen können. Trotzdem dachte ich an keine Änderung meiner Berufswahl. Das Glazer Gymnasium besuchen und sich auf den geistlichen Stand vorbereiten, war damals beinahe eins; man gab seinen Sohn hin, damit er „ein Vater“ würde, und wurde das einer schließlich nicht, so setzte es gewöhnlich schwere Kämpfe mit der Familie. Unter zehn Schülern war kaum einer, dessen Eltern von vornherein eine andre Laufbahn im Auge hatten. Auch ich war gekommen, den Pfarrhof als Lebensziel im Auge, und da ich ganz mittellos war, so hätten mich nur sehr zwingende Gründe bestimmen können, es aufzugeben. Ein solcher wäre die entschiedne Neigung zu einem andern Stande gewesen, davon aber war nichts vorhanden. Für technische Fächer, die körperliche Geschicklichkeit verlangten, taugte ich nichts. Alle Künste erregten mir zwar großes Wohlgefallen, aber zu ihrer Ausübung hatte ich wenig Anlage. Vom juristischen Fache hatte ich keine Vorstellung. An die Medizin dachte ich gar nicht, und es machte daher keinen Eindruck auf mich, als der Direktor in der „Hodegetik“ sagte: Wenn ein völlig mittelloser Jüngling entschiedne Neigung zum Berufe des Arztes hätte, so würde ich ihm sagen: wage es in Gottes Namen! Damals war nämlich das Studium der Medizin das kostspieligste.

Das Lehrfach und die Philologie aber schienen mir so unerfreulich, daß ich nach der Abiturientenprüfung, nur um verhaßte Gegenstände loszuwerden, sofort meine hebräische Grammatik „verflopfte,“ die griechische aber, um zugleich den groben Griechen zu ärgern, diesem, der die Schülerbibliothek verwaltete, als Geschenk fürs Gymnasium übergab. Ein Jahr darauf habe ich eifrig hebräische Grammatik studiert, und wieder ein paar Jahre darauf eifrig griechische Klassiker gelesen und mir eine neue griechische Grammatik gekauft.

Aber freilich, daß meine Gemütsverfassung nicht eben sehr geistlich sei, empfand ich wohl, und in solchen Fällen sucht man sich vor sich selber zu rechtfertigen. In dem Lebenslauf, den die Schüler als ersten Aufsatz in der Unterprima abzugeben hatten, teilte ich meine innere Entwicklung in drei Abschnitte, von denen jeder den Entschluß, geistlich zu werden, zum Endergebnis hatte; im ersten ging dieser Entschluß aus einem ahnungsvollen dunkeln Drange hervor, im zweiten aus dem Verlangen, meinen Mitmenschen zu helfen, also aus der Nächstenliebe, im dritten aus dem Verlangen nach der Erkenntnis der Wahrheit, die doch am reinsten in der Theologie zu finden sein müsse. Ein Freund des zweiten Kreises, des harmlos gemüthlichen, dem ich einmal diese meine Auffassung mündlich entwickelte, lachte darüber und sagte: „Das ist ja alles Unsinn! Du willst katholischer Geistlicher werden, weil du bei deiner Mittellosigkeit in keinem andern Stande ein großes Tier werden kannst.“ Möglich, daß er den mir selbst verborgnen Kern meines damaligen Ich richtig erkannt hat. Für spätere Zeiten trifft jenes Urteil ganz gewiß nicht mehr zu; um ehrgeizig zu sein, bin ich viel zu sehr Epikureer geworden, nicht im größten Sinne des Wortes, aber im Sinne Epikurs, und selbst wenn ich für ein hohes Kirchenamt fähig gewesen wäre, würde ich keine Sehnsucht darnach verspürt haben.

Kurz vor meinem Abgange erschien der Kanonikus Balzer, den der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Diepenbrock, im Einvernehmen mit der königlichen Regierung beauftragt hatte, den Religionsunterricht an den katholischen Gymnasien Schlesiens zu visitieren. Für unsern Chef war dies das erste und letztemal — er hatte sein Amt schon gekündigt —, daß er einen Vorgesetzten über sich anzuerkennen hatte. Direktor und Schulrat galten ihm nicht als solche, hätten auch gar nicht gewagt, ihn als Untergebenen zu behandeln. Die kirchlichen Vorgesetzten aber wußte er sich vom Leibe zu halten. Die Grafschaft Glatz gehört kirchlich zum Prager Sprengel und wird im Namen des Prager Erzbischofs von einem Großdechanten verwaltet. Kam nun eine Verfügung von diesem, so schickte er sie mit der Bemerkung zurück, er sei Lehrer an einem königlich preussischen Gymnasium, der Prager Bischof gehe ihn nichts an; kam aber eine von Breslau, so schrieb er zurück, Glatz gehöre zum Prager Sprengel. Diesmal aber hatte der Breslauer Bischof die ausdrückliche Erlaubnis seines Prager Amtsbruders eingeholt, und so erlitt der stolze Mann kurz vorm Scheiden noch die Kränkung, daß seine Souveränität ein Ende nahm und die Schüler ihn einmal als Untergebenen eines Höhern sahen. Balzer war ein sehr großer, hagerer Mann mit feurigen Augen, einer gewaltigen Nase und einem Gesicht, dessen obere Hälfte mulattenbraun war, während die untere, mit dichten Bartstoppeln besetzt, beinahe schwarz erschien. Als er in der Thür sichtbar wurde, flüsterte mein Nachbar: Hurrjeh, das ist wohl gar der Herr von Mopsvestia (ein Bischof Theodor von Mopsvestia spielte in der uns so verhaßten Rehergeschichte eine Rolle). Balzer stellte sich uns vor, und nachdem wir unsre Dogmatik heruntergehaspelt hatten, hielt er eine längere Ansprache, die mich begeisterte und in freudige Erregung

versetzte. Sie übte auf dieser höhern Stufe dieselbe Wirkung aus, die ich auf einer niedern vom Chef erfahren hatte, sie flößte Sicherheit ein. Nun bin ich aufs neue überzeugt, sagte ich nach Schluß der Visitation zu meinem Nachbar, daß der Katholizismus der Inbegriff der Wahrheit ist, und ich gehe mit freudiger Zuversicht ans theologische Studium.

Da ich bei der Schilderung der Landeshuter Schulzustände die Überbürdungsfrage angeschnitten habe, so will ich zum Schluß noch einiges Pädagogische aus der Gymnasialzeit nachtragen. In der Quarta machte sich mir gleich zu Anfang der kategorische Imperativ mit einer Schärfe bemerkbar, wie ich ihn bis dahin noch niemals gespürt hatte. Die erlittenen Schulstrafen hatten zwar den beabsichtigten Erfolg, aber sie ließen in meinem Herzen einen Stachel zurück; ich konnte zu den beiden Lehrern, die die Strafe über mich verhängt hatten, niemals Zuneigung fassen, wobei allerdings noch andre Gründe mitwirkten. Der eine der Herren war der Mathematiker, ein guter und liebenswürdiger, aber reizbarer junger Mensch und damals wenigstens der Aufgabe, die Jugend in die Geheimnisse der Mathematik einzuführen, noch nicht gewachsen. Später an eine Gewerbeschule versetzt, soll er ein sehr tüchtiger Lehrer geworden sein. Ich ließ ihn fühlen, daß ich diese Dinge trotz seiner Erklärung verstand, er aber konnte mir nichts anhaben, weil ich der einzige in der Klasse war und beinahe blieb (mit der Zeit entwickelte sich in einem Schüler unsers Jahrgangs mathematisches Genie, und der wurde dann des Dr. F. Liebling), der von Mathematik einen Begriff hatte. So bildete sich zwischen uns ein Kriegszustand aus, der bis zur Abiturientenprüfung, wenn auch durch gegenseitiges höfliches Benehmen verdeckt, unverändert fort dauerte. Bei den schriftlichen Arbeiten für die Abgangsprüfung reichte mir der erwähnte Mitschüler, der vor mir

faß, sein Konzept zur Vergleichung der Resultate. Dr. F. erspähte es und schoß wie ein Habicht auf mich zu; ich reichte ihm lächelnd meine eigne fertige Arbeit, und so kam er um die letzte Aussicht auf einen Triumph.

Der andre war der Grieche, das unübertreffliche Muster eines philologischen Pedanten. Einst stand er neben mir, während ich schrieb, und entdeckte einen Accentfehler. „Du stink-madig fauler Kerl!“ brüllte er mich mit seiner Löwenstimme an, „ich werde dir aufs Fell steigen!“ Im Benehmen nämlich hatte er nichts Pedantisches, sondern war ein ganz urwüchsiger Wilder. Ungekämmt und ungewaschen, die ungebürsteten Kleider gar nicht oder schief zugeknöpft, so kam er in die Klasse gestürzt. Seine meist urkomischen Bewegungen kennzeichneten sich als Wirkungen unabgeschwächter animalischer Antriebe und standen nur ganz im allgemeinen unter der Oberleitung eines zwecksetzenden vernünftigen Willens. Hatte man nur erst den anfänglichen Schrecken überstanden, so bildete dann die abwechslungsvolle wunderliche Erscheinung einen nie versiegenden Quell täglicher Unterhaltung; bei jedem neuen Tableau, das er darbot, stießen wir einander, das Lachen verbeißend, leise an, und so standen sich beide Teile gut, denn er legte die seiner Person gewidmete Aufmerksamkeit als Interesse für den spiritus asper aus und nahm sie mit wohlgefälligem Schmunzeln entgegen. Zu leiden hatte man ja weiter nichts, wenn man sein tägliches Pensum erledigte, was für die Begabtern keine Hererei war; die Schwächern freilich mußten viel nachsitzen und Strafarbeiten machen, bei der Versetzung war er es meistens, der ihnen das Genick brach. Zweimal habe ich ihn rasen gesehen, und da geriet man wirklich in Angst. Das einmal, in der Sekunda, hatte er den Herren der Galerie zugerufen, sie benähmen sich wie Pferdejungen, und da

sie dagegen murrten, geriet er in Wut; er war ganz rasender Herakles. Der zweite Tobsuchtsanfall ereignete sich in der Prima. Der Direktor war an einem schönen Sommertage erkrankt, und wir freuten uns auf den freien Nachmittag. Da kam Sch. und übersekte uns aus Theokrits Idyllen häusliche und Marktscenen vor, in der Überzeugung, uns damit einen Hochgenuß zu bereiten, und wären wir in besserer Stimmung gewesen, so würden wir wohl, wenn auch unfähig, den großen Idylliker zu würdigen, doch wenigstens an Sch.s urkomischer Rezitationskunst, seiner Nachahmung der Frauenstimmen und seinen Geberden unsern Spaß gehabt haben. Aber wir zeigten ihm nur verdrießliche und gelangweilte Gesichter, und da brach es denn los, das Gewitter, über die Häupter der Undankbaren, der Banausen. Von spätern Besuchern des Gymnasiums wurde erzählt, er habe einmal gerufen: „Was bildet ihr euch denn ein, ihr faulen Kerls, daß ihr euch im Griechischen so wenig Mühe gebt? Glaubt ihr denn, ihr werdet durchs Leben kommen ohne Griechisch? In den bessern Kreisen, da — da spricht man jetzt mehrstenteils nur noch griechisch.“ An seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum hat ihn einer seiner Schüler daran erinnert, er aber verlegen lächelnd geantwortet: Sollte ich das wirklich gesagt haben? Übrigens ist er in seinem Alter noch manierlich geworden; seine zweite Frau hat ihn gewaschen, gekämmt und zurecht gerückt. Er war ein grundehrlicher Charakter, streng gerecht, und barg aufrichtiges Wohlwollen in der rauhen Schale. Großes Vergnügen hat er uns noch beim Abiturientenexamen gemacht. Ein paar Monate vorher diktierte er uns lange grammatische Abhandlungen zu Stellen der griechischen Lektüre in lateinischer Sprache, die wir auswendig lernen sollten. Ein halbes Duzend von uns fand sich bereit, je eine zu übernehmen; die andern, die sich ausschwiegen, wenn er sie aufrief, ließ

er ungeschoren. Die längste, über  $\sigma\upsilon\ \mu\eta$  und  $\mu\eta\ \sigma\upsilon$ , paukte ein gewisser Ardel ein. Bei der Prüfung im Griechischen fing Sch. von hinten an in der alphabetischen Reihenfolge, sodaß Ardel, der auch sonst sein Paradeferd war, zuletzt dran kam. Der Schulrat langweilte sich entsetzlich und suchte vergebens die Marter abzukürzen. Als Ardel schon eine Viertelstunde lang vorgeritten worden war, rief der Schulrat entschieden: „Ich bin sehr befriedigt von den vortrefflichen Leistungen; bitte, Herr Professor, schließen Sie nun.“ Was du dir einbildest, guter Schulrat, dachte ich. Sch. aber sagte: „Erlauben Sie!“ legte den Plato auf den Tisch, kreuzte die Arme und sprach feierlich: „Ardel, welches ist der Unterschied von  $\sigma\upsilon\ \mu\eta$  und  $\mu\eta\ \sigma\upsilon$ !“ Abends dann, in Gesellschaft, hat der Schulrat gefragt: „Herr Professor, Sie haben wohl Ihre Dissertation über  $\sigma\upsilon\ \mu\eta$  und  $\mu\eta\ \sigma\upsilon$  geschrieben?“

Damit ist das Schlimmste erzählt; die andern Lehrer waren mild und genügsam. Unser Ordinarius, der Heide und Schöngeist, forderte zwar viel, war jedoch für mich wenigstens geradezu der gute Genius, der mich durch seine freie Auffassung und Behandlung aller Dinge in die Bürgerschulatmosphäre zurückzauberte. Für die vier Unterklassen (die Tertia war einjährig) bestand die Einrichtung, daß jeder Ordinarius seinen Jahrgang von Sexta bis Tertia führte und dann zur Sexta zurückkehrte, um eine neue Familie in Empfang zu nehmen, sodaß sich die vier Ordinarien immer hinter einander im Kreise herum bewegten. Unser Ordinarius B., den wir also auch noch in der Tertia hatten, unterrichtete uns in Latein, Deutsch und Naturgeschichte. Er war nicht bloß Humanist, sondern nebenbei auch noch ein wenig materialistisch angehauchter Naturwissenschaftler und abgesagter Feind alles pedantischen Regelwesens, von Leibesgestalt klein, aber rund und stark, schön von Angesicht, elegant und tüch-

tiger Turner. Im Vorlesen, Erzählen und Schildern war er Meister. Bald zauberte er uns italienisches Straßenleben, bald eine Theatervorstellung vor (z. B. eine von König René's Tochter). Da er manchmal zwei oder drei Stunden hinter einander hatte, so benutzte er das, um uns längere Sachen, wie Hermann und Dorothea und Iphigenie auf Tauris, in einem Zuge vorzulesen. Ob der Stundenplan inne gehalten werde, darum kümmerte sich glücklicherweise kein Mensch. Seine Schilderung des perikleischen Zeitalters, wozu der Cornelius Nepos Gelegenheit gab, begeisterte mich zu einem Aufsätze, der wiederum ihn förmlich begeisterte — er las ihn der Klasse vor —, und wir wurden von dem Tage an die dicksten Freunde. Im Latein proklamierte er den Grundsatz, Grammatiklernen sei Unsinn, das Sprachgefühl müsse jedem die Grammatik eingeben, und wer keins habe, dem könne der Zumpt nicht helfen. Zur Einübung der nicht gelernten, nur durchgelesenen Regeln ließ er uns sehr viel aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen, und zwar schriftlich, sodaß wir in der Tertia ungemein viel zu arbeiten hatten. Ich litt das ganze Jahr hindurch an Augenentzündung und auch noch andern Krankheiten, habe aber nicht eine Stunde Schule versäumt, am Ende des Schuljahres eine Prämie bekommen und — mich niemals überbürdet gefühlt. Für die Lektüre wählte er in Tertia den Justin — die Lehrer hatten darin freie Hand. Es wurde rasch hinter einander weg übersetzt und zu Anfang jeder Stunde das in der vorhergehenden durchgenommene lateinisch frei wieder erzählt, so gut oder so schlecht es gehen wollte. Anfangs ging es natürlich schlecht, mit der Zeit besser. Die Specimina oder, wie sie damals hießen, Kompositionen fielen freilich nicht besonders glänzend aus. Einmal bestellte Dr. B. seine besten Lateiner in seine Wohnung und verteilte die Hefte der

ändern zum Korrigieren unter uns (die Klassen waren sehr stark). Zuerst ging er unsre eignen Arbeiten mit uns durch; ich hatte dreizehn Fehler. Außer einigem Erröten meinerseits und Kopfschütteln seinerseits hatte das weiter keine Folgen.

Die Schwachen haben von seinem Unterricht nicht viel profitiert, aber die gehören ja auch gar nicht aufs Gymnasium. Wir Bessern trugen einen solchen Vokabelschatz und eine solche Gewandtheit im Übersetzen davon, daß wir in der Untersekunda gründlich ausruhen konnten. Versetzung nach Obersekunda gab es nicht, es war also nicht der geringste Grund vorhanden, uns in denjenigen Fächern anzustrengen, die uns nicht interessierten. Dazu gehörte in erster Linie das Latein, wie der Ordinarius es betrieb. Der war auch Pedant, aber von ganz andrer Art als der Grieche: ein kleines, schwächliches, sehr furchtsames, sehr zierliches, herzengutes und sehr kurzächtiges Männchen. Von der Zeit her, wo er geschnupft hatte, war sein rechter Daumen noch ein wenig gelb geblieben, und an dem roch er zuweilen. Er stand gewöhnlich auf dem linken Beine, das rechte darum geschlagen, vor der ersten Bank, auf deren Pult er eine Hand stützte; in der andern hielt er den Livius oder Cicero oder Zumpt. Die Schüler kamen fast genau der alphabetischen Reihe nach dran, sodaß man seine Schonzeit in aller Seelenruhe mit Romanlesen oder Unterhaltung zubringen konnte. Auf den letzten Obersekundanerbänken, deren Insassen große Seelenverwandtschaft mit den Bürgerschulquartanern zeigten, wurde auch Karte gespielt, gefrühstückt und sogar die Schnapsflasche herumgereicht, natürlich nicht aus Neigung zum Schnaps, sondern nur des Unfugs wegen. Kam man unversehens dran, so wurde einem von dem ersten Besten, der gerade aufgepaßt hatte, gezeigt, an welcher Stelle der Vorgänger stehen geblieben war, und man übersetzte seinen Livius oder pro Roscio

Amerino ex tempore herunter, daß es eine Freude war. Hatte der Herr Professor genug, so sagte er: „'s ist juht!“ und zeichnete in seinen Katalog ein. Die Zensur, die man bekam, erkannte man deutlich an der Betonung des „'s ist juht!“ Sie zeigte folgende Abstufungen: wohlklingender Flötenton (cantabile) mit Verbeugung; halbwarm von freundlichem Kopfnicken begleitet; kalt; scharf, freischend, Abscheu ausdrückend, mit einem abwehrenden Beistiftbolchstich in die Luft.

Ordinarius der Prima war der Direktor Schober, der bei aller sonstigen Verschiedenheit mit dem Bürgerschulrektor Kaiser das gemein hatte, daß er, ohne irgend welche Disziplinar Mittel zu brauchen, bloß durch seine Persönlichkeit und seinen Unterricht tiefe und aufrichtige Hochachtung einslöpfe. Als ersten Aufsatz forderte er von den Unterprimanern jedesmal eine Selbstbiographie, die den innern Entwicklungsgang mit der Aufrichtigkeit einer Generalbeichte darlegen sollte. Ich habe darin unter anderm erzählt, daß ich schon vor dem zwölften Jahre eine Menge für mein Alter höchst unpassende Romane verschlungen hätte (nebenbei bemerkt das beste Mittel, um im deutschen Aufsatz „gut“ zu bekommen), und habe die Lehrer des Gymnasiums gerade so kritisiert, wie hier an dieser Stelle. Direktor Sch. wirkte vorzugsweise auf zweierlei hin: auf organische Verknüpfung aller Erkenntnisse (zu welchem Zwecke er unter anderm die Gegenstände, in denen er unterrichtete: lateinische und griechische Dichter, Französisch, deutsche Litteratur, deutschen Aufsatz, philosophische Propädeutik, in vielfache Verbindung mit einander zu bringen wußte) und auf selbstständiges Urtheil. Das letztere wurde dadurch geübt, daß er uns daran gewöhnte, über Gegenstände, die uns nicht ohne weiteres klar waren, namentlich in der Logik und Psychologie, ganz frei mit ihm zu disputieren. Nicht selten behielten wir Recht gegen ihn; zu-

weilen gestand er es in der nächsten Stunde zu mit den Worten: „R—r (dieser mein Freund nämlich hat ihn besonders oft auf den Sand gesetzt), ich habe mir die Sache überlegt, Sie haben doch Recht!“ Er richtete auch eine Stunde für freien Vortrag ein. Der Vortragende hatte seine Behauptungen gegen die Angriffe der Opponenten zu verteidigen, und einer protokollierte die Verhandlung. Für die ganze Anstalt war Freitag von elf bis zwölf eine ästhetische Stunde im großen Saale angelegt, die aus abwechselnden Gesängen und Vorträgen oder Deklamationen bestand. Die Schüler, die nichts dabei zu thun hatten, saßen vor dem Podium und hörten zu oder trieben, was sie Lust hatten.

Der große Saal, in dem auch die feierlichen Akte des Schullebens vor sich gingen, war unser größtes Heiligtum. Da der bei weitem größte Teil der mehr als dreihundert Schüler des Gymnasiums aus Auswärtigen bestand, so trat für uns Gymnasiasten das Familienleben hinter dem Schulleben weit zurück; wir fühlten uns nicht als filii familias, sondern als Bürger eines akademischen Staates. Das Schuljahr gab den festen Rahmen ab, in dem sich dieses Leben bewegte. Das Neujahr hatte für uns gar nichts zu bedeuten; das Kirchenjahr mit seinen Festen schon mehr, aber das Schuljahr war die wichtigste Zeitgliederung, nach der wir rechneten. In neuerer Zeit ist der feste Rahmen zerfallen, und seit zwei Jahrzehnten wird unaufhörlich mit den Ferien experimentiert. Unter anderm haben Bürokraten, für die es nichts Nützliches zu thun giebt, und die sich daher mit unnützen Dingen beschäftigen müssen, die Entdeckung gemacht, daß es höchst unchristlich sei, die Schule am Sonnabend zu schließen und dadurch die Schüler zum „Reisen“ am Sonntage zu zwingen, und das zu einer Zeit, wo die meisten Gymnasiasten ihre Eltern am Ort haben, die „Reise“

der übrigen aber in einer halbstündigen Bahnfahrt besteht. Damals also begann das Schuljahr mit dem Montage, der dem 1. Oktober zunächst lag. Das Schuljahr, nicht die Schule; ganz allmählich wurden wir aus der Ferienstimmung ins Schulleben übergeleitet. Der Montag und der Dienstag wurde mit den Anmeldungen und den Aufnahmeprüfungen ausgefüllt. Jeder Schüler hatte sich dem Direktor und sämtlichen Lehrern seiner Klasse als glücklich zurückgekehrter vorzustellen. Die übrige Zeit wurde mit Büchereinkäufen, Spaziergängen und dem Austausch der Ferienerinnerungen verbummelt; ich hatte immer nicht viel angenehmes mitzuteilen. Mittwochs früh wurde im Saccellum das Heilige Geist-Amt gefeiert und darnach das Veni Sancte Spiritus angestimmt, hierauf im großen Saale die Anfangsfeierlichkeit begangen, die hauptsächlich in einer Rede des Direktors und in Gesängen bestand. Nachmittags machte man, wenn es das Wetter erlaubte, einen Ausflug aufs Land. Dann aber wurde das Winterhalbjahr hindurch stramm gearbeitet; die Weihnachtsferien dauerten nur eine Woche. An Ostern war die Hauptarbeit gethan; das Sommersemester, das bei spätem Oftertermin zum Vierteljahr zusammenschrumpfte, war der Wiederholung gewidmet. Mitte August wurde das Schuljahr geschlossen, und die Thätigkeit hörte ebenso allmählich auf, wie sie angefangen hatte. Die letzte Woche gehörte eigentlich schon zu den Ferien. Nur am Montag wurde noch Schule gehalten, der Dienstag, Mittwoch und Donnerstag waren den öffentlichen Prüfungen gewidmet; die Schüler der Klassen, die nicht dran waren, konnten nach Belieben die Prüfung anhören oder bummeln. Freitags war Zensurkonferenz, und wir konnten nach der Schulmesse, d. h. von acht Uhr ab, den ganzen Tag machen, was wir wollten; den schlechtern Schülern versalzte den Genuß der Freiheit der Gedanke an

Konferenzzimmer (das den Schülern der Oberklassen offen stand, wenn sie nach Modellen zeichnen wollten; es gab da Büsten und Gemälde, unter andern eine Leda, über der allerdings ein Vorhang hing). Am Sonnabend endlich war die große Schlußfeierlichkeit. Aus dem Hochamte ging es in den großen Saal. Auf dem Podium nahmen das Lehrerkollegium, die Abiturienten, die Sänger und Musiker Platz, unten die übrigen Schüler und deren Verwandte; viel Väter und Mütter vom Lande, die ihre Söhne mit eigenem Wagen abholten, fanden sich ein. Nach dem Eröffnungsgesange hielt der Direktor seine Rede, nach einem zweiten Gesange sprachen ein Abiturient und ein Unterprimaner, worauf noch eine lateinische Rede folgte, dann wurden die Abiturienten mit einer zweiten Rede des Direktors und Überreichung der Zeugnisse entlassen. Es folgte die Austeilung der Prämien, endlich, nach dem Schlußgesange, die Verkündigung der Versetzungen. Jeder Redner und jeder Prämiantus wurde mit einer „Intrade,“ einem Kirchentusch begrüßt, und wenn man das erstemal unter solchen Feierlichkeiten von so viel hundert Augen verfolgt zum Gnadenthron hinzuwandeln hatte, da bebten einem die Kniee, und die Verbeugungen, mit denen man die Gabe in Empfang nahm und sich da droben empfahl, und die Schwendung zum Rückmarsch fielen gewöhnlich weder graziös noch schneidig aus. Am Schluß löste sich die Feierlichkeit in ein Chaos auf. Denn die Schüler der Unterklassen, die sitzen geblieben waren, singen an zu weinen, manche murrten, die Eltern beteiligten sich mit Klagen und Vorwürfen, die nichts mehr zu erwarten hatten, liefen hinaus. Einmal ereignete es sich, daß zwei Brüder, die einander zärtlich liebten, den Saal verließen, der eine lachend, der andre weinend; der lachende war sitzen geblieben, der weinende hatte das Prämium bekommen. Nun war das Schuljahr zu

Ende; die folgenden sechs Wochen lagen außerhalb seines Kreises und gehörten der Familie.

Die letzten vier Jahre hindurch wohnte ich im Konvikt. Hier herrschte eine strenge, auf Selbstregierung, genauer gesagt, Regierung der jüngern Schüler durch die ältern, gegründete Hausordnung, im übrigen völlige Freiheit. Die freie Zeit war sehr reichlich bemessen, und niemand kümmerte sich darum, was wir in ihr trieben. Die einzige Beschränkung bestand darin, daß wir des Winters in der Zeit von sieben bis neun Uhr abends nicht ausgehen durften. Aber gearbeitet wurde da nicht, sondern geplaudert, oder Schach gespielt, oder gelesen, oder in dem geräumigen Hofe gespielt, oder auch gebalgt; im Speisesaale wurde oft gesungen und musiziert, zuweilen auch getanzt. Der Lärm im „Museum“ war vor und nach den Studien meistens betäubend, aber der gegenüberwohnende Regens hatte nichts dagegen. Kam er einmal herein, um irgend etwas anzuordnen, so machten wir natürlich Honneurs. Wurde um fünf Uhr das Glockenzeichen zum Studium gegeben, so war es im ganzen Hause augenblicklich mäuschenstill. Der Knabe, der zu läuten hatte, wurde Attendens genannt, und „Attendens“ lautete der Kommandoruf, womit ihn der Museumspräsekt an die Glocke schickte, das Zeichen zum Beginn und zum Schluß der Studien, zum Gange nach dem Speisesaal und in die Kapelle zu geben. Früh vom Aufstehen (im Sommer um halb fünf, im Winter um halb sechs) bis zur Frühstückspause um sieben Uhr durfte nicht laut gesprochen werden. Der Gewohnheit des frühen Aufstehens und des Stillschweigens in den Morgenstunden bin ich bis heute treu geblieben. Nach dem Abendgebet verstummte das laute Gespräch wieder. Die Jüngern mußten zu Bett gehen und, falls sie noch arbeiten wollten, die Genehmigung des Zimmerältesten (Präsekten) dazu nachsuchen, auch ihr eignes Licht

brennen. (Der Schüler, der alle Zimmer mit Lichtern zu versorgen hatte, führte den Titel Candelar.) Die Sekundaner und Primaner hatten das Recht, so lange sie wollten, aufzubleiben, zu arbeiten oder sich leise zu unterhalten. Gewöhnlich wurde die Zeit zu irgend einem Lieblingsstudium benutzt, das einige Freunde gemeinsam betrieben. An Allotriis zu dieser und zu andern Zeiten fehlte es auch nicht, doch wurde darin verständig Maß gehalten. Übertretungen der Hausordnung, wie Zuspätkommen, das Morgen- oder Abendgebet versäumen, in den Studien Störung machen, Bücher und Kleider herumliegen lassen wurden mit Geldstrafe gebüßt. Es ist dieses das beste Zuchtmittel; es kränkt das Ehrgefühl nicht und wirkt ganz unfehlbar bei Jungen, die alle nur über ein knappes Taschengeld verfügen. Die Strafen wurden in die „Konduitenliste“ eingetragen, die jeder Zimmerpräsekt führte und Sonnabends dem Regens zur Durchsicht vorlegte. Da die Konduitenliste sonst nichts enthielt, so hatte die Einrichtung nichts von gehässiger Angeberei an sich. Beim Schulspaziergange wurden die Straf gelder zu gleichen Teilen unter die Konviktoristen verteilt.

Wenn man unter Erziehung die stete Beaufsichtigung und eine planmäßige Einwirkung auf die Sitten versteht, so haben wir gar keine genossen, und das ist, glaube ich, für Knaben und Jünglinge die denkbar beste. Was den Gehorsam anlangt, so haben wir jenen männlichen gelernt, der in der Unterordnung unter das Gesetz und in der Einfügung in eine vernünftige Ordnung besteht, im Unterschiede von dem kindlichen und weiblichen, der einer gebietenden Person geleistet wird. Und was den Charakter anlangt, so kann er doch nur durch Behauptung des eignen Willens und der eignen Grundsätze gegenüber den verschiednen einander widerstreitenden Einflüssen des Lebens gebildet werden, mag sich dieses Leben auch vorläufig auf die

kleine Schülerwelt beschränken. Der gesellschaftliche Schliff, der uns vor der Hand abging, war später leicht nachzuholen. „Br., Sie sind ein ungeschliffener — Diamant!“ sagte der Direktor einmal zu einem von uns. Was nützt hingegen ein vorzeitiger Schliff, wenn er, wie oft geschieht, den werdenden Diamanten, den noch nicht gehärteten Willen selber mit fortnimmt? Ganz verlassen waren wir übrigens in dieser Beziehung doch nicht. Der Regens, der ein sehr feiner Mann und dabei sehr väterlich gesinnt war, machte uns gelegentlich mit feinen scherzhaften Andeutungen auf diese oder jene Ungeschicklichkeit oder Unschicklichkeit aufmerksam,\*) zog auch Schüler, die wegen der

---

\*) Er hatte sehr scharfe Augen und Ohren und einen sehr feinen Geruch. Wenn man zu ihm kam, fand man ihn gewöhnlich, den Rücken der Thür zugekehrt, an seinem Schreibtisch stehend. Er beantwortete den Gruß und schrieb noch ein Weilchen weiter, beobachtete aber den Schüler im Spiegel. Nahm dieser eine nachlässige Haltung an, so fragte er: Wobon bist du denn so müde? oder ähnlich. In der Klasse setzte er sich, wenn er Gedächtnisse vom Ratheder aus vortragen ließ, in die erste Bank, sah aber alles, was hinter ihm vorging, in seiner spiegelnden Brille; kam eine Unordnung vor, so machte er ihr durch eine Bemerkung wie: „Wohl zu speisen, Schenk,“ ein Ende. Beim Zurückgeben einer Konduitenliste bezeugte er einmal Unwillen in Miene und Geberde. Der betroffene fragte draußen seine Kameraden: Was mag er nur haben? Sie ist doch schön und sauber geschrieben. Man besah sie, und einer rief aus: Sie riecht ja nach Tabak! Ach so! Demselben Präjekten sagte er später einmal, als er nur am Rode den Duft bemerkte: „Lieber Adolf, Sie rauchen regelmäßig, das taugt nicht für Ihre Konstitution.“ An und für sich hatte er nichts dagegen, daß die Schüler der Oberklassen hie und da zum Biere gingen und eine Cigarre rauchten. Überraschte er Schüler zufällig bei einer Übertretung der Schulgesetze, die ihm unanstößig dünkte, so sah er nichts; trug auch nichts nach. In der Klasse bemerkte er manchmal, es sei ungehörig und unvernünftig, daß für Kinder und junge Männer dieselben Schulgesetze bestünden. Er war Priester, aber erst als Wittwer in den geistlichen Stand getreten. Aus seiner Ehe hatte er zwei Kinder, die Tochter war an einen Sanitätsrat am Orte verheiratet, der Sohn wurde Mediziner. Charakteristisch für den Religionslehrer, der ebenfalls im Konvikt wohnte und stell-

weiten Entfernung von zu Hause über Weihnachten in der Anstalt blieben, wie ich es zweimal gemacht habe, an seinen Familientisch. Diese Selbsterziehung hat sich bewährt; es sind, soweit ich den Lebensweg meiner Schulkameraden zu verfolgen vermag, aus den meisten tüchtige Männer geworden. Von den weit sorgfältiger beaufsichtigten jungen Leuten heutiger Zeit scheinen mir verhältnismäßig mehr unterzugehen; freilich trägt daran auch der Umstand mit die Schuld, daß das Leben täglich schwieriger wird.

vertretender Konviktsvorstand war, und den Regens war die verschiedene Art ihrer Namenstagsfeier. Der Religionslehrer gab ein großes Fest, wobei die Primaner und Sekundaner des Konvikts Theater spielen mußten; die vier vorhergehenden Wochen kamen sie weder in der Religion noch im Hebräischen dran. Zu den Gesangsaufführungen wurden wohl auch einige Schüler der Mittel- und Unterklassen zugezogen. Ein reichliches Buffet und eine Botole bildeten den materiellen Lohn, zu dem dann noch Beifall und anerkennende Worte der Herren und Damen unsers Publikums kamen. Der Regens aber sagte am Sonnabend vor seinem Namenstage zu den Präsesen: Ich danke Ihnen schön für die Gratulation, die Sie in petto haben, ich werde mich revanchieren. Am darauffolgenden Sonntag wurden wir dann zum Thee besohlen, und zwar abends um neun Uhr, nach dem Abendgebet. Er ließ uns allein, und wir unterhielten uns, bis der Wein alle war, dann gingen wir in sein Arbeitszimmer, uns zu verabschieden. Während wir zur Thür hinausgingen, warf er einen Blick ins Festzimmer und rief uns nach: „Sie haben ja eine ganze Babe (es ist das Gebäck, das man in Süddeutschland Guglhupf nennt) stehen gelassen; Herr Richter, holen Sie sie doch!“ Herr Richter, der längste und vom Weingenuß ein wenig schwankend, hatte dann einige Mühe, mit dem befrachteten Teller in der Hand die beiden großen Zimmer in eleganter Haltung zu durchschreiten und eine regelrechte Verbeugung zustande zu bringen. In der großen Teuerung hat Sanger die Regierung um eine Zulage zu dem zwar aus dem Stiftungsfonds fließenden, aber durch die Säkularisation in die Verwaltung des Staates übergegangenen Kostgeld für die Fundatisten, erhielt aber zur Antwort, dafür sei kein Geld vorhanden, er möge so viel Zöglinge aus der Anstalt entlassen, daß das Kostgeld für die zurückbleibenden reiche. Voller Entrüstung rief er: Jetzt soll ich die Schüler hinauswerfen, wo sie es am nötigsten brauchen, und setze das Fehlende aus seiner Tasche zu.

Keine Aufsichtsbehörde belästigte uns und die Lehrer. Der Schulrat, ein beinahe kindischer alter Mann, wurde, wenn er die Abiturientenprüfung abhielt, von Lehrern und Schülern als Null behandelt. Inspektionen gab es nicht; auch dachte der Direktor nicht daran, den Unterricht der ihm untergebenen Lehrer zu inspizieren. Im Jahre 1853 trat ein neuer strammer Provinzialschulrat sein Amt an, und das gemüthliche „Ländlich, sittlich“ hatte in seinem Reich ein Ende. Ich schätzte mich glücklich, daß ich die Abgangsprüfung schon ein Jahr vorher gemacht hatte.

Die Leser wissen nun schon, was ich meine. Die alten Sprachen sind nicht schuld an der Überbürdung, obwohl ihre falsche Behandlung allerdings dazu beiträgt. An sich aber macht den kleinen Knaben das Auswendiglernen Vergnügen, und es ist ihnen ziemlich gleichgiltig, ob sie deutsche Verse oder lateinische Vokabeln oder das Linnésche System oder die Beschreibung des Pferdes auswendig lernen und herplappern müssen: „Der Kumpf ist walzenförmig.“ (So steht nämlich in manchen Beschreibungen; als ob nicht mit Ausnahme der Auster und Seesterne alle organischen Wesen die Grundform der Walze zeigten, und als ob nicht gerade bei einem fein gebauten Pferde diese Grundform am wenigsten erkennbar wäre!) Auch das Übermaß der häuslichen Arbeiten macht es noch nicht, obwohl allerdings darin viel gesündigt wird, namentlich wenn die Lehrer nicht auf den Stundenplan Rücksicht nehmen, und manchmal auf den einen Tag eine nicht zu bewältigende Menge, auf einen andern gar nichts fällt. Auch heute giebt es, wie ich bestimmt weiß, Gymnasien, an denen die talentvollen Schüler mit ihren Arbeiten ganz bequem fertig werden; unbegabte Knaben aber gehören eben nicht aufs Gymnasium. Stramme Arbeit ist dem gesunden Menschen Bedürfnis. Staatsmänner und politische Agitatoren

pflegen bei ihrer „aufreibenden“ Arbeit täglich dicker zu werden. Ihre Nerven fangen sie erst dann an zu fühlen, wenn die Widerstände, auf die sie stoßen, unüberwindlich sind, und wenn der „Erfolg“ ausbleibt.

Was — um mich naturwissenschaftlich auszudrücken — so viel Ermüdungsstoffe in den heutigen Schülergehirnen anhäuft, das ist die Freiheitsberaubung und die Vernichtung der Individualität. Vom sechsten bis zum neunzehnten Jahre, oder wenn er einigemal sitzen bleibt, bis zum einundzwanzigsten Jahre wird der heutige Sohn besserer Familien in einen geistigen Schraubstock eingezwängt, der zeitweise auch zum körperlichen wird, und in dem er sich nicht rühren noch regen, oder doch nur nach Vorschrift rühren und regen darf. Es ist alles vorgeschrieben, bis auf die Farben der Schreibhefte, die Zahl der Blätter darin und die Zahl der Linien auf jedem Blatt; nichts bleibt der freien Wahl überlassen. Ob dumm oder klug, schnell oder langsam, phantasievoll oder zum Rechnen und Beobachten angelegt, der Knabe muß täglich mit den übrigen genau dasselbe Pensum durchmachen, in jedem Fache genau dasselbe leisten wie seine Kameraden und von seinem Wissen und Können genau in der vorgeschriebenen Form Rechenschaft ablegen. Alle müssen genau dasselbe Klassenziel erreichen oder wenigstens erreicht zu haben scheinen, indem sie durchschnittlich nicht mehr als vier Fehler im deutschen (orthographischen), lateinischen, französischen und Rechenspezimen haben dürfen, wenn sie weiter kommen wollen. Zuweilen wirkt die Ungleichheit des Alters einigermaßen ausgleichend, wenn nämlich schwächer begabtere ältere und talentvolle jüngere Knaben in einer Klasse sitzen. Kommen dagegen talentvollere ältere und unbegabtere jüngere Schüler zusammen, so multiplizieren sich die Ungleichheiten, und die talentvollern, die zu Dingen

gezwungen werden, über die sie hinaus sind, fühlen sich ganz ebenso „überbürdet“ wie die schwachen. Dazu kommt die ungleiche Begabung für die verschiedenen Fächer. Das Verständnis für den Sinn des mathematischen Beweises, für den Bau einer Sprache, für die Schönheit eines Gedichts, für Naturschönheit und Kunstschönheit, für das Spiel der im menschlichen Leben wirksamen Kräfte, wie die Weltgeschichte es darstellt oder darstellen soll, das alles geht, jedes zu seiner Zeit, dem Schüler oft ganz plötzlich auf, wie die Knospe über Nacht aufplatzt, und was bis zu diesem Zeitpunkte an Lehre und Übung aufgewendet wurde, ist verlorne Mühe. Und zwar gehen diese Lichter weder allen in demselben Lebensalter, noch allen in derselben Reihenfolge, noch überhaupt alle allen auf; wie ja auch die Blumen verschiedene Zeiten des Aufblühens haben und an Gestalt, Größe, Duft und Farbe verschieden sind. Der Zwang zur Gleichartigkeit kann nicht anders als verkrüppelnd wirken, und diese gewaltsame Verkrüppelung wird als Überbürdung empfunden.

Dazu kommt ferner die eiserne Disziplin und die kriminalistische Behandlung jeder Übertretung, jeder Kinderei, vielleicht auch schon jeder unbequemen Äußerung eines selbständigen Willens. Während man heutzutage im allgemeinen geneigt ist, den Staatsbürger bis an sein Lebensende als ein unmündiges Kind zu behandeln, das nicht für sich selbst zu sorgen verstehe und daher vom Staate bemuttert werden müsse, fordert man vom zwölfjährigen Knaben in Beziehung auf alles gebotene und verbotene die volle Umsicht und Selbstbeherrschung des männlichen Alters, indem man jugendliche Vergehungen und Vergeßlichkeiten zu Verbrechen stempelt, die seinen zukünftigen Lebensgang nachteilig beeinflussen, die er also, wenn er nicht gewissenlos sein will, unbedingt meiden muß. Wie könn-

ten heutige Eltern die gesunde Erziehungspraxis der Frau Regel Amrhein beobachten, die ihren Georg, wenn sie sah, daß er im Begriff stand, eine Dummheit zu begehen, ruhig hineintappen ließ? Das alles zusammengenommen erzeugt die Empfindung eines beständigen Druckes, ähnlich dem Druck bei beginnender Gehirnerweichung, die oft mit Angst gemischt ist. Der Lehrer kann sich diese Empfindung sehr gut vergegenwärtigen, wenn er sich vorstellt, es wohnte jeder seiner Stunden ein Schulrat bei, der fortwährend auf etwaige pädagogische Schnitzer lauerte, die ihm Straflektionen, Sizenbleiben auf derselben Gehaltsstufe und schließlich Ausstoßung aus dem Lehrerstande eintragen könnten. Und er wäre immer noch besser dran als der Schüler, denn erstens würde bei ihm der Zwang nur zwanzig bis vierundzwanzig Stunden in der Woche dauern, und zweitens ist er ein Mann, muß also weit mehr Trag- und Widerstandskraft besitzen.

Und das alles geht nun jahraus jahrein gleichmäßig, ohne Abwechslung und — von den Ferien abgesehen — ohne Ruhepause fort! Früher konnte einer in der Untersekunda ein wenig ausruhen, sich sammeln, mit Rückblicken und Vorblickten beschäftigen, auch wohl in Allotriis seine Neigungen und Fähigkeiten erproben. Wo das bisher noch möglich war, hat es vollends aufgehört, seitdem die neue Prüfung am Schlusse des Untersekundanerjahrs eingeführt worden ist. Früher hatte der Schüler noch zuweilen das Vergnügen, einmal sagen zu können: „Herr Doktor, in meinem Buche stehts anders!“ Ein sehr harmloses Vergnügen, aber im Schulleben wird schon jede Abwechslung und Unregelmäßigkeit zum Vergnügen. Auch damit ist's nichts mehr. Sobald vom Plöz die fünfunddreißigste Auflage erscheint, darf sich bei Strafe kein Exemplar der vierunddreißigsten mehr sehen lassen, wenn auch vielleicht der ganze Unterschied darin besteht, daß in einem

Übungssätze nach den Museen und Kirchen unsrer Stadt, anstatt nach den Kirchen und Museen gefragt wird. Noch weniger wird den Schülern heutiger Zeit das Vergnügen gegönnt — es war ein unaussprechliches Vergnügen! —, sich über die Herren Lehrer lustig machen zu können. Wo sind sie hin, die Originale! die komischen Käuze, von denen das Wort galt: Jedes Tierl hat sein Manierl! Unsre heutigen Lehrer, auch die Volksschullehrer, sind alle ohne Ausnahme schön gewachsene, stattliche Herren mit wohlgepflegten und nach der neuesten Mode geschnittenen Voll- oder Schnurrbärten und kleiden sich mit vollendeter Eleganz. Jeder von ihnen könnte, so wie er geht und steht, einen Geheimrat vorstellen, und um den Offizier zu spielen, braucht er nur die Uniform anzulegen, wie denn viele Gymnasiallehrer wirklich Reserveoffiziere sind. Keinem von ihnen haftet eine Spur von Lächerlichkeit an. Vom Standpunkte der Rassenveredlung aus müssen wir bekennen, daß der Lehrerstand seit dreißig Jahren einen wunderbaren und höchst erfreulichen Fortschritt gemacht hat. Vom schülerpsychologischen Standpunkte aus betrachtet aber ist es ein Nachteil. Tag für Tag nichts als Muster der Vollkommenheit vor sich zu sehen, das ist — entsetzlich langweilig, und es ist Höllenpein, sich an dem Manne, der einen mit freundlich wohlwollendem Lächeln und ohne äußerlich sichtbare Gewaltthat tagtäglich in den Schraubstock spannt, nicht einmal mit Spott rächen zu können. Die Welt ist einmal so komisch eingerichtet, daß jeder vollkommene Zustand auf die Dauer unerträglich wird. Also — sagen wirs nur gerade heraus — die unübertreffliche Vollkommenheit, namentlich die musterhafte Ordnung unsrer Schulen ist es, was die Schüler tot macht.

Eine der heutigen annähernd ähnliche Schulordnung habe ich nur sechs Jahre lang zu erdulden ge-

habt. Aber obgleich ich mich auch in diesen sechs Jahren recht glücklich und, wie gesagt, gar nicht überbürdet gefühlt habe, hatte ich doch gerade genug davon. Wäre ich auf vierzehn Jahre in eine Lehrmaschine heutiger Konstruktion eingespannt gewesen, ich wäre entweder dumm oder ein verbissener Revolutionär geworden, oder hätte mir das Leben genommen.

Aber, wird man einwenden, der junge Mensch muß doch seine Pflichten erfüllen lernen, auch unangenehme Pflichten. Ganz recht, das habe ich auch gelernt und glaube, bis heute die mir unangenehmen Arbeiten mit derselben Treue erledigt zu haben wie die angenehmen. Dagegen kommt es jetzt nicht selten vor, daß junge Leute während der Schulzeit in erzwungener Pflichterfüllung ihre ganze Kraft verbrauchen, sodaß sie für die freie Pflichterfüllung im Leben keine mehr übrig haben.

Daß die modernen Verhältnisse auch im Schulleben auf Zwang und Uniformität hindrängen, ist leider wahr. Schon Herbart hat es ausgesprochen, daß das Elterninteresse und das Staatsinteresse einander vielfach entgegengesetzt seien. Dem Staate liegt daran, für alle Fächer taugliche Beamte zu bekommen. Ob sie dabei auch vollkommene und glückliche Menschen werden, und was aus den übrigen wird, die bei der vielfachen Vorfelung zu leicht befunden werden, das ist ihm an sich gleichgiltig. Seitdem sind wir einen Schritt weiter gekommen. Heute haben die Prüfungen und die Vorschriften über Qualifikation weit weniger den Zweck, dem Staate die erforderliche Zahl der geeigneten Anwärter zu sichern, als vielmehr deren Andrang abzuwehren. Zwischen dem Schalterdienst auf einem Bahnhof und dem Primanerzeugnis besteht keinerlei innerer vernünftiger Zusammenhang; man fordert dieses, damit nicht gar zuviel junge Leute um den Platz am Schalter ringen. Die beliebte Redens-

art, durch die Qualifikationsvorschriften sei das Bildungsniveau des ganzen Volkes höher geschraubt worden, enthält eine starke Übertreibung. Die Fähigkeit, eine vorgeschriebne Anzahl von Prüfungsfragen beantworten zu können, ist noch keine höhere Bildung. Karl Vogt, der „Affenvogt,“ hat vor ein paar Jahren seine Erfahrungen mit dem Bildungsniveau in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ niedergelegt. Er sagt da ungefähr: Ich habe ein in jeder Beziehung erbärmliches Gymnasium besucht. Naturgeschichte wurde da gar nicht gelehrt, aber wir haben aus freien Stücken sehr viel davon gelernt; Zeit zum Botanisiren und dergleichen hatten wir genug. Meine heutigen Studenten dagegen kommen alle so wohl vorbereitet, auch in den Naturwissenschaften, vom Gymnasium, daß man sich, was das Buchwissen anlangt, ordentlich vor ihnen genieren muß; aber selbständig beobachten und selbständig denken, das können sie nicht. Sie sind allesamt Musterjünglinge, aber nicht zu gebrauchen; die Wissenschaft werden sie nicht bereichern.

Die aus der Ungleichheit der Anlagen für die verschiedenen Fächer entspringenden Schwierigkeiten hat Pestalozzi auf folgende Weise überwunden. Möglichst viele Klassen nahmen in derselben Stunde denselben Gegenstand durch. Ein Sekundaner nun z. B., der in der Mathematik seinen Mitschülern voraus oder hinter ihnen zurückgeblieben war, nahm an dem Mathematikunterrichte der Primaner oder Tertianer teil. Herbart empfahl dieselbe Einrichtung, deren Durchführung allerdings auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. Unser Regens in Glaz bedauerte sehr, daß nicht noch, wie in seiner eignen Schülerzeit, ein ganzer Tag in der Woche, die Mittwoch, frei sei; jeder habe da sein Lieblingsstudium getrieben und irgend etwas, z. B. eine neuere Sprache, erlernt, die an der Anstalt nicht gelehrt wurde. Diese Einrichtung

würde es auch möglich machen, einen Schüler zu versehen, der bei sonstiger Tüchtigkeit in einem Hauptfache zurückgeblieben ist, denn er würde später, wenn ihm das Licht aufgeht, an dem freien Tage das fehlende nachholen können.

Auch verdient Herbarts Ansicht Beachtung, daß in der Schule eigentlich nichts gelehrt werden sollte, was der Schüler ohne fremde Hilfe erlernen kann. In die alten Sprachen und in die Mathematik kann der Schüler ohne Hilfe des Lehrers nicht eindringen, aber Geschichte, sagt Herbart, ist gar kein Lehrfach; die kann sich jeder Schüler aus Büchern aneignen, und die meisten thun es sehr gern. Was man an Jahreszahlen, Namen und Begebenheiten wissen müsse, um für einen gebildeten Mann zu gelten, darüber sind die Gelehrten ohnehin uneins, und, würde er heute hinzufügen, für alle Fälle haben wir ja jeder den Auszug von Plöz zur Hand; mit der Beantwortung des Einwurfs, daß der Geschichtsunterricht zur Pflege patriotischer Gesinnung notwendig sei, würden wir auf ein andres Gebiet abschweifen. Auch Englisch gehört meiner Ansicht nach nicht in die Schule, weil es so leicht ist, daß es jeder für sich allein, etwa mit Hilfe der Langenscheidtschen Briefe, erlernen kann. Zur Übung im Sprechen kann einer dann, wenn ers nötig hat, ein paar Wochen Konversationsstunden nehmen.

Meiner persönlichen Auffassung nach ist es zum Totlachen, wenn sich die Bürokratie gegen die Sozialdemokratie ereifert; mir kommt es wie Konkurrenzneid vor. Das eigentlich Verwerfliche an der Sozialdemokratie, die durch Vernichtung der Individualitäten herzustellende Uniformität, ist ja durch die Bürokratie schon weithin verwirklicht worden. Wir wachsen nicht hinein in den sozialdemokratischen Staat, aber wir werden hineingepreßt. Das Gymnasium ist die Stelle,

wo die höhern Stände an ihren Söhnen den Druck der Presse, die zerrende und verstümmelnde Arbeit des Prokrustesbettes empfinden, daher der Schmerzensschrei: Überbürdung! Der Grundfehler des modernen Staatslebens besteht darin, daß man Einrichtungen, die an ihrem Ort und für ihren Zweck vortrefflich sind, aufs Ganze ausdehnen zu müssen glaubt. Auf militärischem Gebiet giebt es gewiß in der ganzen Welt nichts Vollkommneres als ein preußisches Regiment, aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß die Verfassung eines Linienregiments auch die beste Verfassung für eine ganze Nation sei. Unsre Schulen tragen ein schon zu starkes militärisch-bürokratisches Gepräge. Neue Reglements, auch in der besten Absicht erlassen, könnten leicht das Übel verschlimmern, sofern sie sich nicht auf Bestimmung derjenigen Dinge beschränken, die beseitigt werden sollen. Will man gründliche Besserung, so mag man zunächst den pädagogischen Geist wieder frei walten lassen in freien Privatanstalten und später nach dem Muster derer, die sich bewähren, die Staatsschulen verbessern. Neue Reglements müßten der Eigenart der Lehrer wie der der Schüler einen möglichst weiten freien Spielraum lassen.

Vor allem aber muß der jetzige Zustand aufhören, wo das Berechtigungswesen mit der Eitelkeit und den Standesvorurteilen der Eltern zusammenwirkt, den Gymnasien alljährlich tausende von Knaben zuzuführen, die nicht hingehören. Dem ingenium rusticum soll man, mag es auch noch so hoch geboren sein, gestatten, ein tüchtiger und glücklicher Bauer oder harmloser Rentner zu werden, und der Staat soll nicht mehr fragen, von welcher Anstalt der junge Mann herkommt, und wie lange er die Schulbank gedrückt hat, sondern probieren, ob er in dem Fache, wozu er sich meldet, zu gebrauchen ist. Was die mangelhafte Körperpflege und das zu Ungunsten des Leibes ge-

störte Gleichgewicht zwischen der körperlichen und geistigen Entwicklung betrifft, so wird ja dieser Fehler der heutigen Jugenderziehung von einflußreichen Männern seit Jahrzehnten und, wie es scheint, nicht ganz ohne Erfolg bekämpft.



## Die Universität. Professoren. Anstudentisches Studentenleben

**K**urz vor meinem Abgang zur Universität hatte der Fürstbischof Diepenbrock ein Konvikt gestiftet, worin arme Studenten der Theologie freie Wohnung, Frühstück, Abendbrot und zwei Mittagstische die Woche erhielten. Da ich darin aufgenommen wurde, war der Präsekt der Anstalt, Stern, der erste Professor, den ich zu Gesicht bekam. Der zweite war der Prälat (Domdechant) Ritter, dem ich mich vorstellen und für die Aufnahme danken mußte, weil er Kurator des Konvikts war. Ritter hat in der Rückkatholisierung des am Anfange unsers Jahrhunderts rationalistischen schlesischen Klerus eine hervorragende Rolle gespielt; nicht durch Arbeit an der Umwandlung der Gesinnungen, sondern durch Schaffung der äußern Bedingungen einer solchen. In dem kurzen Abriß, den ich von dieser Thätigkeit zu geben versuchen will, muß ich mich auf mein Gedächtnis verlassen, weil ich die Denkschrift, die Movers über den Zustand der katholischen theologischen Fakultät verfaßt hat, nicht zur Hand habe, und von andern Quellen nur wenig.

Diese Fakultät bestand in den zwanziger Jahren zeitweilig aus zwei bis drei ordentlichen Professoren, von denen einer der rationalistische Greget Dereser war. Die preußische Regierung zeigte den besten Willen, sie zu ver-

vollständigen, und bemühte sich unter anderm zweimal, 1828 und 1832, Adam Möhler, den berühmten Verfasser der Symbolik, zu gewinnen — man denke! nicht etwa unter Friedrich Wilhelm IV., sondern unter dessen Vater, den später die Katholiken Preußens als ihren ärgsten Feind zu betrachten gelernt haben —, aber diese Bemühungen scheiterten an dem Widerstande der Fakultät selbst, die erklärte, man brauche keine Ergänzung; jeder der Herren besorge mehrere Fächer, und die übrigen könnten bei den evangelischen Kollegen gehört werden, die ihre Sache ganz vortrefflich machten. Der Tod riß aber in diese kleine Phalanx Lücken, die unbedingt ausgefüllt werden mußten. Ritter kam hin, und dieser ruhte nicht, bis die Fakultät vollständig war; zwei der berufenen, Movers und Balzer, waren sehr bedeutende Männer. Ritter war zugleich Kanonikus und stieg zur Würde des Domdechanten empor. Als solcher hat er auch die Interessen der ganzen Diözese sehr energisch vertreten. Er war ein- oder zweimal Bistumsverweser, und die Regierung wollte ihn nicht anerkennen — ich glaube es war noch in der Zeit des Streites über die gemischten Ehen. Über seine Haltung im Konflikt wußte man allerlei Anekdoten zu erzählen. Der Oberpräsident sei einmal bei ihm vorgefahren und habe den Pförtner gefragt: „Ist der Herr Kanonikus zu Hause?“ Ritter, in Hemdsärmeln zum Fenster heraussehend, habe gerufen: „Der Kanonikus ist nicht zu sprechen, aber der Bistumsverweser.“ Und dem Könige, der ihm bei einem Besuche in Breslau gesagt habe: „Sie sehen ja recht wohl aus,“ soll er geantwortet haben: „Ihre Schuld ist das nicht, Majestät.“ Ich kann mir ihn recht gut vorstellen, den großen breiten Mann, wie er, mit seinen säulenartig steifen und weit auseinandergespreizten Beinen auf den mächtigen Füßen nachlässig dastehend, in seiner olympischen Ruhe, aus der ihn der Weltuntergang nicht zu bringen vermocht.

hätte, mit seinem ganzen breiten Gesichte lächelnd und mit den klugen Augen blinzeln, die Höflinge durch sein geflügeltes Wort erschreckt haben wird. Er konnte denn auch noch weit später zu uns einmal im Kolleg sagen: „Ich und der Kollege Benedikt, wir sind die einzigen ordentlichen Professoren an der Universität, die keinen Orden haben.“ Benedikt, ein Augenarzt von Ruf, war ein ebensolcher richtiger alter Deutscher wie Ritter und hatte einen Sohn, der ihm nachschlug. Dieser Sohn ließ sich als Arzt in Landeshut nieder, und da wurde folgendes Geschichtchen von ihm erzählt. Graf Stolberg auf Kreppelhof hatte in der Nähe der Stadt ein Krankenhaus gestiftet und dem Kreisphysikus Benedikt die ärztliche Leitung übergeben. Bei einem königlichen Besuche der Anstalt machte der Arzt selbstverständlich den Führer und bekam dann ebenso selbstverständlich einen Orden geschickt. Er aber schickte ihn zurück mit der Bemerkung, da sein Vater, dessen Verdienste weltbekannt seien, noch keinen Orden habe, könne er unmöglich einen annehmen bloß dafür, daß er einmal mit einer hohen Person in Berührung gekommen sei. Gerade an Ritter konnte man sehen, wie in solchen Sachen das Höfische entscheidet, denn da er sich im Jahre 1848 im Sinne der Regierungspartei um den Staat verdient gemacht hat, so hätte die Staatskräson gefordert, seine Grobheit zu vergessen und ihn auszuzeichnen. Wie es sich bei einer solchen Natur von selbst versteht, war er vom Demagogen ebenso weit entfernt wie vom Höfling. „Im Jahre 1848, sagte er uns einmal, habe ich mit andern Ehrenmännern zusammen die Ehre gehabt, auf dem Ringe in effigie verbrannt zu werden.“ Unter anderm hatte er in diesem Sturmjahre antirevolutionäre Vorträge für ein gemischtes Publikum gehalten. Da er sich aber in die Stadt, wo die Universität liegt, nicht hineinwagen durfte, so ließ er die beiden Säle, die im Oberstock

seiner Kurie\*) hinten hinaus liegen, mit Bänken versehen und zu Hörsälen einrichten. Nach dieser Zeit zog er sich mehr und mehr sowohl von den politischen wie von den Diözesanangelegenheiten zurück und widmete sich ausschließlich der Universität und dem Konvikt, dessen wohnliche Ausstattung und gute Verwaltung ihm sehr am Herzen lag. Ins Kolleg ging er Sommer und Winter im Frack, gemächlich einher-schlüpfend, den Hut gewöhnlich in der linken Hand, und mit der rechten hie und da für einen Bettler oder ein Kind aus der Hosentasche einen Groschen hervorlangend. Den Studenten erwies er sich als Vater. Auch darüber gingen mancherlei Anekdoten um. Ein Student tritt in sein Arbeitszimmer und bleibt an der Thür stehen, während Ritter an seinem Tische schreibt. Nach einer Weile spricht dieser, immer fortschreibend: „Ich hör ja nichts!“ Darauf der Student, ein phlegmatischer Bauerjunge: „Ich hob ja ooch noch nischts gesoagt.“ Da dreht sich Ritter um, besieht sich ihn und sagt: „Sie sind ja ein schnurriger Kerl; wie heißen Sie?“ — „Zeisig.“ — „Was wollen Sie?“ — „Ich möchte Sie bitten, mir mein im nächsten Monat fälliges Stipendium jetzt schon anzuweisen; ich brauche Geld.“ — „Wie viel brauchen Sie?“ — „Zehn Thaler.“ — „Hier haben Sie zehn Thaler; das Stipendium können Sie sich holen, wenn es Zeit sein wird. Adjee.“ Ein andermal kommt einer und erzählt ihm irgend welche Mißethat von einem Kommilito. Da öffnet Ritter einen Schubkasten und sagt: „Sehen Sie, alle

\*) Kurien heißen die Domherrenhäuser, die die Domstraße bilden. Zwischen den beiden Sälen liegt ein Zimmer, in dem Ritter sein Billard stehen hatte. Wenn man von der Ziegelbastion (jetzt Holteihöhe) zur Dominfel hinüberseht, so hat man die Kurien der Südseite der Domstraße mit ihren Gärten vor sich. Die ehemals Ritterische steht links vom fürstbischöflichen Palais; man erkennt sie leicht an den sieben Bogenfenstern: je drei Saalfenster und in der Mitte ein einzelnes.

diese Papiere sind Denunziationen, damit könnte ich viel Leute unglücklich machen, wenn ich wollte; ich will aber nicht. Gehen Sie."

Von alledem wußte ich noch nichts, als ich im Herbst 1852 an seiner Pforte die Klingel zog; ich wußte bloß, daß ich vor einen großen Herrn treten sollte, der schon einmal zwei Millionen Menschen regiert habe. Als ich die Magd, die mir geöffnet hatte, bat, mich anzumelden, sagte sie: „Studenten treten ungemeldet ein.“ Ich trat also ein, Ritter kam aus einer hintern Ecke des großen Zimmers auf mich zu und pflanzte sich vor mir auf. Er war bloß mit Hosen, Hemd und Schlafrock bekleidet. Der Schlafrock stand weit offen, sodaß die Seitenklappen über die Schultern herabhingen. So stand er bequem da, den Daumen der linken Hand in den Hosenlaß gestützt, den rechten Arm wie leblos hängen lassend, und nachdem er mein Sprüchel angehört hatte, hielt er mir einen langen Vortrag. Selbstverständlich war ich entzückt von solcher Liebenswürdigkeit und fühlte mich sehr geschmeichelt ob der Ehre eines Privatissimums aus so hohem Munde. Ein Gedankenblitz, der mein Innerstes getroffen hätte, muß nicht darin gewesen sein, denn in meinem Gedächtnis ist auch nicht ein Sätzchen haften geblieben, obwohl ich den ganzen Vortrag ein paar Tage darauf noch einmal zu hören bekam, als Einleitung in die Kirchengeschichte im Kolleg.

Seine Kirchengeschichte, die er in Druck gegeben hatte, war damals ihrer Stofffülle wegen ein sehr schätzenswertes Buch, aber den denkenden und fühlenden Leser einer spätern Zeit berührt sie doch sonderbar. Der erste und zweite Teil, alte und mittlere Zeit, haben keine Seele, und manche Stellen überraschen durch einen unfreiwilligen Humor. Der Satz z. B. auf Seite 610 des ersten Bandes (fünfte Auflage): „Obgleich in diesem zwanzigjährigen Kriege [dem Albigenser-

kriege] Kezer genug verbrannt, gehenkt und auf andre Art umgebracht worden waren, so war dennoch eine reiche Machernte für den Frieden übrig geblieben; zu ihrer Einsammlung organisierte man das bischöfliche Inquisitionsgericht dergestalt, daß kaum einer entgehen konnte," dieser Satz könnte ebenso gut in einem Pamphlete Corvins stehen wie in einer bischöflich approbierten Kirchengeschichte. Ritter war eben selbst aus dem Rationalismus hervorgegangen und ist, ohne es zu wissen, Rationalist geblieben bis an sein Ende. Sein Wirken für die Wiederherstellung der katholischen Kirche Schlesiens erklärt sich daraus, daß er von Natur kein Grübler, sondern ein Praktikus war. Als solcher und als tüchtiger Mann konnte er nicht ruhig zusehen, wie die Körperschaft, der er selbst angehörte, verfiel und in Gefahr stand, durch Grübler und Kritiker vollends zersezt zu werden; er verteidigte also zunächst ihre Rechte und ihren materiellen Besitzstand und sorgte dann für so viel und so geartete Wissenschaft, wie sie eine katholische Körperschaft zu ihrem Bestande braucht. Wie er denn in jeder Beziehung ein echter deutscher Mann war, so erscheint er mir als einer der letzten jener alten deutschen Prälaten, die tüchtige Regenten ihrer Stifte und gute Haushälter ihres großen Mammons gewesen sind, die Rechte ihrer „Kirchen“ gegen die weltliche Macht, gegen böse Nachbarn, oft auch gegen den Papst mit Nachdruck gewahrt haben, und deren Gemüt niemals beunruhigt worden ist durch den ungeheuern Widerspruch zwischen ihrer Stellung und der Religion, in deren Namen sie durch die wunderbarste aller geschichtlichen Verkettungen zu dieser Stellung gelangt waren. In der Darstellung der neuern Zeit spürt man eine Seele, Ritters eigne Seele. Die alte und die mittlere Zeit der Kirche versteht er nicht; die neuere versteht er, denn in dieser, im Gegensatz zum Protestantismus und zum modernen

Staat, lebt er selbst, und in die neukatholische Strömung wußte er sich seiner Anlage nach auf folgendem Gedankenwege hineinzufinden. Die katholische Kirche ist ein Leib von unverwüßlicher Lebenskraft und von höchstem Wert für ihre Angehörigen. Ich selbst fühle mich als Glied dieses Leibes wohl; daraus ergibt sich für mich die Notwendigkeit, für die Erhaltung und Stärkung dieses Leibes zu sorgen. Dieser Leib bedarf zu seiner Erhaltung einer orthodoxen Lehre, also — ist diese orthodoxe Lehre wahr! So kann man schließen, nach dieser Überzeugung kann man handeln, ohne von der Lehre im Gemüte ergriffen zu werden. Und so läuft denn die ganze neuere Kirchengeschichte Ritters auf die zwei Sätze hinaus: zwischen Katholizismus und Atheismus giebt es kein drittes, was dazwischen liegt, ist unlogisches Gefasel,\*) und: die preussische Regierung ist uns, den Katholiken Schlesiens, noch die und die Rechte und so und so viel Millionen Thaler schuldig. Den ersten Satz glaubte ich schon als Gymnasiast selbst gefunden zu haben, und gegen den zweiten hatte ich natürlich nichts einzuwenden. Vom gedruckten Lehrbuch unterschied sich aber Ritters Vortrag ganz bedeutend. Für die Religion erwärmen konnte er freilich nicht, aber er war ein gemüthliches Geplauder und höchst amüßant. Ritter politisierte viel, und weil ihm mitten im Satze immer was anders einfiel und er so aus dem Hundertsten ins Tausendste kam, brachte er in mancher Stunde nicht einen einzigen Satz zu Ende; er trieb es darin noch weit ärger als Paulus, der, wie ein anderer Professor rügend zu bemerken pflegte, oft aus der Konstruktion fällt. Auch konnte er die Herzenserleichterung, die ihm das Kolleg verschaffte, gar nicht erwarten. Schon beim Öffnen

\*) Balzer pflegte den gläubigen Protestantismus eine liebenswürdige Inkonsequenz zu nennen.

der Thür fing er an: „'s ist unglaublich, meine Herren (seine stehende Redensart), da hat nun der Napoleon wirklich — Sie müssen nämlich wissen, daß die Lage des kranken Mannes und Rußland Ländergier — England hat nämlich schon längst u. s. w.“

In den Geist der ältern und mittlern Zeiten weihte uns Reinkens ein, damals ein sehr schöner junger Mann von bezaubernder Liebenswürdigkeit und Privatdozent. Er lehrte Patristik und die Entwicklung der Scholastik im Geiste Möhlers. Vollkommen faßte ich diesen Geist allerdings erst, als ich dann Möhler selbst las. Dessen Geschichte Anselms von Canterbury übte noch eine ganz besondere Wirkung auf mich. Es war eines Abends im großen Studierzimmer des Konvikts — zum breiten Fenster strömte prachtvolles Abendrot herein —, da erschloß sich mir bei der Schilderung der Lehrthätigkeit Anselms das Geheimnis des Lehrzaubers; von Stund an sehnte ich mich nach der Lehrthätigkeit und habe sie dann später ein paar Jahrzehnte hindurch mit Leidenschaft betrieben. Eigentlich müßte sich dieses Geheimnis jedem schon bei der Lektüre Xenophons und Platons offenbaren; aber abgesehen davon, daß einem bei pedantischer Behandlung der alten Klassiker überhaupt nichts offenbar wird, war doch des Sokrates Wirken von der modernen Schulmeisterei so grundverschieden, daß ein Schüler gar nicht auf den Gedanken verfällt, beides als verschiedene Arten derselben Thätigkeit mit einander zu vergleichen. Reinkens hatte einen kleinen Kreis warmer Verehrer, zu dem auch Spillmann und ich gehörten; die meisten von uns verhielten sich ablehnend ihm gegenüber.

Von Balzer fühlten sich alle ohne Ausnahme begeistert. Wenn er mit seiner klangvollen Stimme seine Schlußketten, Glied für Glied wohlgefügt, um uns spannte, dann dachte niemand an die Möglichkeit, ihnen jemals zu entrinnen, und jeder gab sich mit einer Art

von Wollustgefühl gefangen. Seine logischen Kunstwerke fühlten sich weder kalt noch trocken an, denn in jeden Satz legte er seine Feuerseele, und Humor und Phantasie umkleideten das logische Gerippe. Auf dem einzigen unerschütterlichen Baugrunde aller Philosophie, dem menschlichen Selbstbewußtsein, errichtete er sein Gebäude, dessen Säulen, die Offenbarungsthatsachen, harmonisch aufstiegen, bis der weise Baumeister den Schlußstein einsetzte: den Papst, um zuletzt — tragisches Schicksal! — von diesem Schlußstein zermalmt zu werden. Balzer hatte als Hermesianer begonnen und hatte sich nach Verurteilung des hermefischen Systems dem Wiener Philosophen Anton Günther zugewandt. Er wurde mit seinem Freunde Knoodt Günthers Apostel in Preußen, während in Oesterreich Veith und Pabst in demselben Sinne thätig waren. Gegenwärtig mögen wohl Balzers und Elvenichs Schüler Professor Weber und Dr. Ernst Melzer die einzigen noch übrigen Vertreter des Güntherianismus sein.\*) Günther geht, wie Cartesius vom Ichgedanken aus und schreitet nach Hegels Methode von Theseis durch Antithesis zur Synthesis fort. Im Selbstbewußtsein findet er die beiden Naturen, die körperliche und die geistige, deren keine von der andern abgeleitet werden könne, die daher beide ein höheres Drittes voraussetzen, einen übergeschöpflichen Schöpfer. Der Punkt, auf dem das Günthertum mit der römischen

\*) Melzer hat dem verehrten Lehrer ein Denkmal gesetzt: Johann Baptista Balzers Leben, Wirken und wissenschaftliche Bedeutung. Bonn, P. Neuffer, 1877. Diefem Buche entnehme ich folgende charakteristische Äußerung Balzers. 1846 schreibt er in einem Briefe an Knoodt: „Über Ihre mitunter sich regende Sehnsucht nach Breslau mußte ich lächeln, und ich kann, ein so glaubwürdiger Mann wie Sie sind, doch in diesem Punkte einen Anflug von Unglauben nicht bergen. Denn heimatisch fühlt sich nun einmal der Rheinländer in Breslau nimmermehr, besonders in einer Zeit, wie die unfrige ist. Wenigstens fühlt das katholische Gemüt einen unausgesetzten Druck, den die Negation des zum Nullpunkt des Christentums herabgesetzten Protestantismus ihm anthut.“

Orthodoxie zusammenstieß, war die Anthropologie. Während die Scholastiker den Geist für die Form, oder wie sich die Neuern ausdrücken, das Lebensprinzip des Menschenleibs erklären, lehrt Günther, die Natursubstanz habe ihr eignes Leben, das sich im Menschen zur höchsten Blüte der Verinnerlichung, zur bewußten, aber noch nicht selbstbewußten Leibseele steigere und eben dadurch fähig werde, mit einem vernünftigen Geiste die innigste Vereinigung einzugehen, sodaß die beiden wesensverschiednen Geschöpfe, der Menschenleib und der Geist, kraft der formellen Ähnlichkeit ihrer Lebensäußerungen zur Einheit der Person verbunden werden, ein Vorgang, der sich auf einer höhern Stufe noch einmal wiederholt, indem der göttliche Logos mit dem Geiste des Menschen Jesu die hypostatische Einigung eingeht, um der Schlüsselstein des AUs zu werden, in dem sich die drei göttlichen Personen mit der dreigliedrigen Kreatur verschlingen. Balzer vermochte die römischen Theologen, die ihn kaum verstanden haben mögen, von dieser Ansicht so wenig zu überzeugen, wie es Günther vermocht hatte. Es kam zu einem langwierigen Prozeß, der seine Lehrthätigkeit zuerst störte — durch mehrmalige längere Abwesenheit in Rom — und zuletzt abschchnitt. Er wurde suspendiert, schließlich exkommuniziert, verwickelte sich in die ärgerlichsten Streitigkeiten mit dem Domkapitel, das ihm 1845 für seine glänzende Verteidigung des katholischen Glaubens gegen einen Angriff des Konsistorialrats Falk eine von Förster verfaßte Adresse überreicht und dann als Mitglied in seinen Schoß aufgenommen hatte, Förster, der erst durch ihn „ordentlich katholisch“ geworden war, sah sich zuletzt in die Stellung eines Verteidigers der Orthodoxie gegen ihn gedrängt, und so mündete denn seine Opposition in die im Jahre 1869 durch Roms Schuld hervorgerufene antivatikanische ein, in deren erstem Stadium er gestorben ist. Der schlesische Klerus, der ihm die

dogmatisch begründete Überzeugung von der Wahrheit des römisch-katholischen Glaubens verdankte, folgte ihm nicht in die Opposition. Er hatte den Beweis für die Unfehlbarkeit des katholischen Lehramts verstanden, aber wie dieses Lehramt, zu dem doch nun einmal der Papst auch nach der Lehre Balzers gehörte, einem einzelnen Manne gegenüber, mochte es auch der verehrte Lehrer sein, in einer dogmatischen Frage Unrecht haben könne, das verstand er nicht. Er bedauerte aufs schmerzlichste diese „wissenschaftliche Rechthaberei,“ diesen „unbeugsamen Starrsinn“ des verehrten Mannes, ohne weder die Pietät gegen ihn zu verletzen, noch sich zur Nachfolge verleiten zu lassen. Übrigens hat Balzer der Diözese außer der dogmatischen Schulung ihres Klerus noch ein andres Vermächtnis hinterlassen, die Diözesanagende, die er in Diepenbrocks Auftrag abgefaßt hat. Die klassische, kernige, wahrhaft poetische, nirgends durch Schwulst, Floskeln oder sonstige Geschmacklosigkeiten entstellte Sprache ihrer Gebete, Ansprachen und Psalmen habe ich erst würdigen gelernt, als ich später die aus der Wessenbergischen Zeit stammende der Diözese Freiburg kennen lernte, die ein jammervolles Nachwerk ist. Sehr eifrig beschäftigte sich Balzer auch mit den Naturwissenschaften; sein Hexaëmeron, ein Versuch, die mosaische Schöpfungsgeschichte mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft in Einklang zu bringen, wurde von einer so großen Zuhörerschar besucht, daß sie der größte Hörsaal (die kleine Aula) kaum faßte, und seine Polemik gegen den Affenvogt fand auch in Fachkreisen Anerkennung. Während Balzers Aufenthalt in Rom vertrat ihn Reinkens, der als Kirchenhistoriker gar nicht auf dogmatische Vorlesungen vorbereitet war. Er hat sich jedoch das Verdienst erworben, uns nachdrücklich auf das Tridentinum und den Catechismus Romanus als die besten Quellen der katholischen Dogmatik verwiesen zu haben.

Der Moralist B. war mir in jeder Beziehung zuwider; als Charakter, weil er durch Spionieren, Denunzieren und Intriguieren unermüdlich an dem Sturze Balzers arbeitete — er hielt sich selbst berufen zum Dogmatiker —, und als Lehrer, weil seine Vorlesungen ein sinnloses Sammelsurium von Zitaten waren, und zwar von Zitaten aus den alten Klassikern; keinen Satz sprach er ohne: siehe Cicero, oder Seneca, oder Plato. Gewiß verdient die Moral der Alten unsre höchste Beachtung; ja sie ist viel zu gut dazu, zu Zitaten verpflichtet zu werden; wird sie ernsthaft behandelt, dann pflegt allerdings das Ergebnis nicht nach dem Geschmack orthodoxer Theologen auszufallen. Schon B.'s Vortragsweise war mir unausstehlich; er sprach ungeheuer schnell, und es hörte sich alles an wie das Schwätzen eines Waschweibes.

Movers hat sich durch sein Werk über die Phönizier, das ich sonderbarerweise nicht gelesen habe, einen bedeutenden Ruf unter den Orientalisten erworben. Er machte uns die Verwebung der Geschichte des Volkes Israel in die Geschichte der Weltmonarchien sehr klar und erwärmte uns für die Schönheiten der hebräischen Poesie, für die er selbst begeistert war. Sein Vortrag war so anziehend, daß er mich verlockte, eine Zeit lang sehr eifrig das Hebräische zu treiben und bei Schmoelers arabische Grammatik zu hören. Später bin ich jedoch zu diesen Dingen nie wieder zurückgekehrt, so daß ich heute kaum noch hebräisch, geschweige denn arabisch lesen kann. Movers war ein richtiger deutscher Gelehrter: er ging vollständig in seiner Spezialwissenschaft auf und war im übrigen ein liebenswürdiges großes Kind.

Auch ein richtiger Gelehrter, aber in einem andern Sinne, nämlich ein trockner Pedant und Buchstabenklaubler war der neutestamentliche Exeget F. Während Movers bei den schönsten Stellen des Jesaja und Ha-

bakul wie eine Primadonna sang, murmelte und lispelte F. sein: Codex A hat *ó* vor *θεός*, und was dergleichen interessante Dinge mehr sind, sehr stockend, und zwar ganz regelmäßig hinter jedem dritten Worte stockend, herunter wie ein Selbstgespräch. Der große Hörsaal liegt an einer belebten Durchfahrt und hat eine ausgezeichnete Akustik, leider auch für alles, was sich draußen rührt. Wenn er nun darin las — seine Kollegien waren Pflichtkollegien, und die Fakultät war stark —, so war das Nachschreiben sehr schwierig, denn er murmelte bei allen Geräuschen gleichmäßig weiter, ohne seine Stimme zu erheben; wir pflegten dann ins Hest zu bemerken: hier fährt ein Wagen durch. Nun, das ist ja nichts böses, wer kann für seine Natur? Etwas böses dürfte ich dem Manne allerdings nicht nachsagen, denn er hat mir soviel Wohlwollen erwiesen, als seine trockne Seele aufzubringen vermochte. Ich trat nämlich in sein Seminar ein, theils aus Freundschaft für Spillmann und Br., die — weiß der Himmel, wie — hineingeraten waren, theils durch allerlei Erwägungen bestimmt. Meine Neigung zog mich zu Balzer, gegen F. und sein Kolleg hegte ich den größten Widerwillen. Nach meiner damaligen Moral aber, die ich jedoch nicht aus Kant, sondern aus katholischen Erbauungsbüchern geschöpft hatte, hielt ich es für Pflicht, stets gegen die eigne Neigung zu handeln, wobei es sich von selbst versteht, daß ich dieser vermeintlichen Pflicht nur in einzelnen Fällen nachgekommen bin. In diesem Falle trat noch die Erwägung hinzu: Dogmatik wirst du ja aus freien Stücken eifrig studieren, die neutestamentliche Exegese dagegen könntest du unter so bewandten Umständen leicht vernachlässigen. Meine beiden größern Seminararbeiten: eine Geschichte der Reisen Pauli und der Nachweis der Echtheit des ersten Timotheusbriefes, mögen ein elender Kohl gewesen sein, denn der von der Tübinger Schule geweckte Sinn für die Unter-

scheidung der verschiedenen Geister und Zeiten, die aus den verschiedenen Schriften des Neuen Testaments sprechen, war mir ja noch nicht aufgegangen; aber der materielle Ertrag — ich bekam für die eine fünfzig, für die andre hundert Thaler — hatte großen Wert für mich. Auch an der Lösung einer Preisaufgabe habe ich mich beteiligt; sie war von Ritter gestellt und forderte die Darstellung irgend einer gnostischen Kezerei nach einer damals eben erst bekannt gewordenen Schrift (Philosophumena), die von einigen dem Origenes, von andern dem Hippolytus zugeschrieben wird. Auch diesem Gegenstande würde ich heute, allerdings nicht zur Erbauung der Fakultät, interessante Seiten abgewinnen können, da ich jetzt den Sinn der gnostischen Systeme, die ich damals für reinen Unsinn hielt, zu verstehen glaube. Ob ich den Preis bekommen hätte, wenn ich der einzige Bearbeiter gewesen wäre, kann niemand wissen; aber ich hatte einen Konkurrenten, der die Sache besser gemacht hat, und so konnte ich ihn natürlich nicht bekommen. Mein Freund R—r meinte: „Das hätte ich dir voraussagen können; was bei Preisaufgaben und Dissertationen verlangt wird, aus zehn Büchern das erste machen, kriegt keiner von uns Gläsern fertig.“ Er hätte noch hinzufügen können, daß keiner von uns ein ciceronianisches Latein aufbrachte.

Einen Begriff davon, wie die neutestamentliche Exegese behandelt werden könne und solle, brachte uns der Konviktspräsekt Stern bei, der als Privatdozent (oder Extraordinarius, was ich nicht mehr genau weiß) ein paar Kollegien über kleinere Schriften des Neuen Testaments las. Stern war ein Mann von umfassenden und gründlichen Kenntnissen, beherrschte auch das alttestamentliche Gebiet, wenn er auch neben Movers nicht darin aufkommen konnte, und fesselte durch schönen, geistvollen Vortrag. Leider hinderte ihn Krankheit am regelmäßigen Lesen und machte kurze Zeit

nachher den noch jungen Mann ganz unfähig für seinen Beruf.

Die praktischen Kollegien: Kirchen- und Eherecht, Pastoraltheologie, Homiletik, Pädagogik und Katechetik schwänzte ich grundsätzlich, weil ich sah, daß in den drei Jahren das Theoretische kaum zu bewältigen sei, und meinte, das Praktische werde man wohl im Alumnat und in der Praxis lernen. Das Kirchenrecht habe ich gar nicht, das Eherecht, das ab und zu mit einer fastigen Anekdote gewürzt wurde, nur ein einzigesmal besucht; in das Kolleg des Pastoraltheologen, Homiletikers und Pädagogen P. bin ich nur am Schluß ein paarmal gegangen, um es mir testieren zu lassen, obwohl der Mann sehr hübsch las oder vielmehr sprach, denn er war ein Gemütsmensch, der immer aus überquellendem Herzen redete und dabei oft zu Thränen gerührt wurde. Er gehörte zu den seltenen Ausnahmemenschen, die das thun, was sie andern lehren, und hat sich durch Wohlthätigkeit zu Grunde gerichtet. Die erste Gelegenheit, mit ihm in nähere Berührung zu kommen, war für mich zugleich die letzte, nämlich das Konkursexamen. Es ist nicht angenehm, einem Examinator unter die Augen treten zu müssen, dessen Vorlesungen man so gründlich geschwänzt hat, daß er einen nicht kennt; aber gefährlich war die Sache nicht bei P., denn etwas schlimmeres kann einem doch nicht begegnen, als daß man nichts weiß, und dieses schlimmste begegnete bei ihm gewöhnlich allen, auch seinen eifrigsten Zuhörern. Er war nämlich ganz unfähig, beantwortbare Fragen zu stellen. So fragte er z. B. das eine-mal: Was findet der Pfarrer vor, wenn er in die Gemeinde kommt? Er bekam darauf eine Menge Antworten: die Gemeinde, den Kirchenvorstand, eine oder mehrere Kirchen, eine Widmut, die Kirchkasse u. s. w. Das war aber alles nichts; die Antwort, die er wollte, lautete: die Taufgnade. Ein andermal fragte er: Was

ist die Folge davon, wenn die Dogmatik von der Moral getrennt wird? Allgemeines Stillschweigen. „Na, da sein mer so weit!“ antwortete er endlich selbst, halb weinend. Keine üble Antwort, wird mancher sagen; „sein mer“ nicht wirklich so weit?

Katholische Philosophie lehrte der Güntherianer Elvenich, sehr gründlich, sehr klar und verständlich und ein wenig langweilig; ich habe keine seiner Stunden versäumt. Branitz, sein evangelischer Kollege, hatte einen glänzenden Vortrag und großen Zulauf; ich habe ein- oder etlichemale bei ihm hospitiert, fühlte mich aber nicht angezogen. Die deutsche Litteratur, die mich auf dem Gymnasium längere Zeit hindurch beinahe ausschließlich beschäftigt hatte, wollte ich doch nicht ganz vernachlässigen, aber nicht zu den Klassikern führte mich meine damalige Richtung — die stets überfüllten Vorlesungen des Professor K. über Goethes Faust kamen mir wie hohles Geschwätz vor —, sondern ins Mittelalter. Ich hörte die Vorlesungen Heinrich Rückerts über Walthar von der Vogelweide und über Wolframs Parzival. H. Rückert, ein Sohn des berühmten Friedrich Rückert, gehört zu den erfolgärmsten aller Menschen. Er war ein Mann von gründlichem Wissen und reich an selbständigen Gedanken, aber von seinen historischen und litterarhistorischen Werken hat sich, soviel ich weiß, keines Bahn gebrochen; er mußte es als ein Glück ansehen, daß er in mittlern Jahren vom Privatdozenten zum Extraordinarius aufstieg und vierhundert Thaler Gehalt bekam, und Kollegienhonorar nahm er damals, von 1852 bis 1855, so gut wie gar nicht ein; viel besser scheint es ihm später auch nicht gegangen zu sein. Er war von großer Statur, aber hager, schwächlich und kränklich, und harte Entbehrungen sind kein Stärkungsmittel. Als ihn 1875 der Tod von der Qual des Daseins erlöst hatte, brachte die Schlesische Zeitung einen Nekrolog, aus dem ich mir gemerkt

habe, daß er mit seiner Frau eine Hochzeitsreise gemacht hat — zu Fuß. Für die beiden Kollegien, die ich bei ihm gehört habe, hatten sich drei oder vier Studenten eingeschrieben, aber nur zwei kamen regelmäßig, ich und noch einer. Ich war jedesmal in Todesangst, wenn mein Kamerad etwas spät kam, der Gedanke, daß sich der arme Rückert meiner einzelnen lumpigen Person wegen abmühen sollte, was das einermal thatsächlich geschah, war mir gräßlich, und alle die Stunden hindurch wurde ich die Empfindung des Druckes nicht los, den er selbst empfunden haben muß.

So wurde ich denn von tüchtigen Professoren nochmals mit katholischem Geiste angefüllt, und diese dritte Eingießung einer kirchlichen Glaubenslehre war noch in höherm Grade als die zweite von kräftigen Einwirkungen auf Phantasie und Gemüt begleitet. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Breslau, im Oktober 1852 begann eine Jesuitenmission. Je drei Patres predigten täglich dreimal in einer der großen und schönen Breslauer Kirchen. Alle drei Predigten konnte ich freilich nicht hören, aber die Abendpredigt versäumte ich nie, und auch die Morgenpredigt, die vor Tagesanbruch gehalten wurde, besuchte ich gewöhnlich. So hörte ich alle Predigten des P. Roh in der Matthiaskirche und mehrere Predigten der PP. Josef und Max Klinkowström in der Sandkirche. Man kann sich keinen stärkern Gegensatz denken, als den zwischen diesen drei Männern: dem humorvollen, scharfen Logiker Roh, einem behäbig dicken Manne, dem zart gebauten, sanften Josef und dem feurigen Enthusiasten Max Klinkowström. Nur der Gesamteindruck der Persönlichkeiten ist mir im Gedächtnis geblieben, vom Inhalt ihrer Predigten fast nichts; ich weiß daher nicht, wie ich sie heute beurteilen würde. Nur das weiß ich, daß ihnen die Zeitungen — natürlich die protestantischen, katholische gab es da-

malß noch nicht — uneingeschränktes Lob spendeten, und so werden sie wohl auch dem neunzehnjährigen Studenten imponiert haben. Ich vermute aber, daß die Begleiterscheinungen einen tiefern Eindruck gemacht haben werden als der Inhalt der Predigten. Namentlich bei Roth waren die Zuhörer größtenteils Männer, und in den übrigen Predigten machten sie mindestens die Hälfte aus. Das Predigtlied von einem tausendstimmigen Männerchor singen hören, und eine so große Schar von Männern vierzehn Tage hindurch täglich mit tiefem Ernst religiösen Vorträgen lauschen, dann beten und beichten sehen, das bringt schon auf den bloßen Zuschauer, noch viel mehr aber auf den Teilnehmer an der Andacht jene elektrisierende Wirkung hervor, der auf weltlichem Gebiete die Hurra- oder Entrüstungsstimmung großer politischer Versammlungen entspricht, und dem Verstande stellt sich die durch solche Männerscharen vertretene Kirche als eine Macht dar.

Als Gelegenheit zu solcher Machtentfaltung kamen den katholischen Männern die Jesuitenmissionen sehr gelegen. Nicht etwa, daß die dabei geoffenbarte Religiosität erheuchelt gewesen wäre, aber der Mensch handelt selten unter dem Antriebe eines einzigen Beweggrundes, und da die Kirchen nun einmal nicht bloß Religionsgesellschaften, sondern auch Interessengemeinschaften sind, so ist eine religiöse Bewegung, die nichts als religiös wäre, nur innerhalb sehr enger Kreise denkbar. In der Zeit der Gegenreformation waren die Katholiken über den größten Teil von Deutschland hin der Hammer, die Protestanten der Amboß gewesen. Dann kehrte sich das Verhältnis allmählich um in dem Maße, wie Preußen im Reiche, die Aufklärung im Geistesleben um sich griff. Auf den Gebieten der Wissenschaft, der Litteratur und der Kunst gerieten die Katholiken ins Hintertreffen, die höhern Staatsämter

wurden mit Protestanten oder unfirchlichen Katholiken besetzt, und beschwerten sich die kirchlich gesinnten, so hieß es, ihr seid geistig beschränkte, abergläubische und bigotte Leute, also unfähig für höhere Stellungen, und außerdem als geistige Unterthanen eines italienischen Fürsten unsichre Kantonisten, sodaß also zur Benachteiligung noch die Kränkung hinzugefügt wurde. In der Gemeindeverwaltung erging es den Katholiken ähnlich, und in Breslau z. B. waren ihnen durchs Herkommen nicht allein die Gemeindeämter, sondern auch manche Erwerbarten verschlossen, so die Kretschmereien, d. h. Schankgerechtigkeiten, die auf gewissen Häusern ruhten. Als nun durch den Streit über die gemischten Ehen und durch die deutschkatholische Bewegung das konfessionelle Bewußtsein aufgerüttelt wurde, da erwachte damit zugleich auch der Trieb zu einem sozialen und politischen Emanzipationskampfe in den Katholiken, und das seit 1848 in Fluß gekommne Vereins-, Versammlungs-, Preß- und Agitationswesen bot dafür die Organisationsformen dar. Selbstverständlich waren die Protestanten von dieser neuen Erscheinung nichts weniger als erbaut. Auch bei ihnen handelt es sich keineswegs bloß um das lautere Evangelium oder auch nur um die Aufklärung, sondern um die Behauptung der errungenen geistigen und sozialen Übermacht und um das Untermonopol. Gewiß hat sich das keine der beiden Parteien eingestanden; sie kämpften aufrichtig eine jede für das, was sie die Wahrheit nannte, aber unbewußt wirken jene sozialen, politischen und materiellen Rücksichten sehr kräftig mit in den Kämpfen um religiöse wie um weltliche Ideen und Grundsätze. Über ein paar Konvertiten freut sich natürlich jede Kirchengemeinschaft, aber wenn sich eines schönen Tages sämtliche deutschen Katholiken zum Eintritt in die evangelische Landeskirche Preußens meldeten, so würden sich die Protestanten nicht weniger unangenehm über-

rascht fühlen als etwa die französischen Republikaner durch die Befehung sämtlicher Monarchisten zum Republikanismus, die sie zwingen würde, mit der „allen Franzosen offen stehenden Republik“ Ernst zu machen, indem sie ihnen den hauptsächlichsten Vorwand zur Beschränkung der Konkurrenz um die höhern Staatsämter raubte.

Es waren also die Laien, denen diese Jesuitenmissionen so äußerst gelegen kamen. Der Jesuitenorden war hundert Jahre lang als ein Ausbund aller Schlechtigkeit geschildert worden, und da er doch nun einmal eine Einrichtung der katholischen Kirche war, so mußte sich jeder Katholik für die Verbrechen der Gesellschaft Jesu mit verantwortlich fühlen, wenn sie erwiesen waren. Die Katholiken fühlten demnach das Bedürfnis, den Protestanten die Grundlosigkeit jener Beschuldigungen ad oculos zu demonstrieren, und ich bin fest überzeugt, daß sich viele Zuhörer weit weniger an dem Inhalt der Predigten erbaut, als in dem Hochgefühl geschwelgt haben, das der Gedanke erzeugte: da sehen nun die Protestanten, was die Jesuiten für Männer sind! Weit weniger ungemischt war die Freude bei den Geistlichen. Die Enthusiasten unter ihnen führten natürlich den Reigen, aber die Mehrzahl fühlte sich durch die Aufregung und die mancherlei Nachwirkungen dieses Missionswesens mehr beunruhigt und belästigt als beglückt. Das alte Sprüchlein kam wieder in Mode: *mala parochia in via, peior, ubi Jurista, pessima, ubi Jesuita*. Insbesondere fühlten sie sich dadurch gekränkt, daß ihre Gemeindeglieder anfangen, die Predigten ihrer Pfarrgeistlichkeit weit ungünstiger zu beurteilen als früher. Die Jesuiten, so hielt man dem überschwänglichen Lobe der Missionsvorträge entgegen, könnten leicht glänzen mit ihren Predigten. Sie brauchten nicht zwanzig und mehr Jahre lang jährlich sechszimal vor derselben Zuhörerschaft zu sprechen. Sie predigten

nur vierzehn Tage lang vor denselben Zuhörern, und hielten dann an andern Orten dieselben Predigten, wenn auch nicht wörtlich, wieder. Fühlten sie sich erschöpft, so zögen sie sich auf einige Monate in eins ihrer stillen Häuser zurück, um sich da zu erholen und durch Studium für die Vorträge der nächsten Kampagne zu rüsten.

Es gehörte mit zur Mission, daß man an ihrem Schluß eine Generalbeichte ablegte. Ich konnte bei den Jesuiten, deren Beichtstühle von früh bis in die Nacht umlagert waren, nicht drankommen und ging schließlich in den Dom zu einem der dort sitzenden Beichtväter. Dieser legte mir als Buße die Verpflichtung auf, täglich ein Kapitel in der heiligen Schrift zu lesen. Ich verstand das so, obwohl dies ohne Zweifel ein Mißverständnis war, daß die Verpflichtung fürs ganze Leben gelten sollte, und habe diese „Buße“ dreiundzwanzig Jahre lang geübt, nur daß ich nicht ein Kapitel täglich las, wobei man doch zu langsam vorwärts kam, sondern mehrere, und zwar in der Vulgata. Vom Jahre 1875 ab hatte ich andre Anlässe, viel in der Bibel zu lesen, seit einigen Jahren jedoch lese ich bloß noch Sonntags darin. Das Bußwesen, wie es schließlich in der katholischen Kirche geworden ist, ist ein wunderliches Ding, und Gebete oder Bibellesen als Buße aufgeben, gewiß das allerwunderlichste, aber Schaden kann gerade diese Art Buße nicht anrichten.

Die erste Predigt Försters, die ich im Dome zu hören bekam, war eine mit der oben erwähnten katholischen Bewegung zusammenhängende Sensation. Die protestantische Gegenbewegung hatte u. a. zu einer Kirchenvisitation geführt, die der Generalsuperintendent Hahn und der Konsistorialrat Wahn abhielten. Unter andern Früchten hatte diese Visitation auch ein Schriftchen gezeitigt, das die unglückselige Strophe enthielt:

„Steuer' des Papsts und Türken Mord, die Jesum Christum, deinen Sohn, stoßen wollen von seinem Thron.“ Förster berichtete nach der Predigt über die Angelegenheit, las Stellen aus dem Schriftchen vor, zum Schluß jene drei Verse, und fügte mit eindrucksvoller Stimme und Geberde hinzu: „Und das wagt man uns zu sagen!“ Man kann sich denken, wie das wirkte auf eine Versammlung von etlichen tausend Zuhörern, die sich bewußt waren, gläubige Anbeter Christi zu sein, und die zugleich wußten, wie wenig man sich im Lager der Gegner um Christus kümmerte, denn gläubig und fromm geworden ist ja das protestantische Deutschland, von den Pietisten, Altlutheranern und Herrnhutern abgesehen, erst wieder seit 1878.

Bei aller Frömmigkeit, die ich selbst damals hegte, wurde ich doch sehr bald inne, daß es Grenzen gebe, über die hinaus ich mit der Strömung, in der ich schwamm, nicht würde mitschwimmen können: für Fanatismus und Bigotterie war ich unzugänglich. Beide Richtungen des religiösen Lebens wurden damals in der Sandkirche gepflegt. Die drei Geistlichen dieser Kirche waren in allem, so auch in ihren Geberden exaltiert, und man pflegte ihre eigentümlichen Gestikulationen mit dem Sprüchel zu charakterisieren: der erste wirfts runter, der zweite hebt's auf, und der dritte nagelt's an. Den Vertreter der Bigotterie, Kuratus Sp., habe ich nur zweimal gehört. Beidemale wurde mir übel zum Erbrechen. Das erstemal begrüßte er seine lieben Zuhörer und namentlich Zuhörerinnen, von denen er durch kurze Wirksamkeit an einer andern Kirche getrennt gewesen war, in einer so geschmacklos überschwänglichen und süßlichen Weise wieder, daß es für einen Mann schlechterdings nicht zum Anhören war. Die Betschwestern vergötterten den Mann; sie sollen des Morgens in Scharen auf den Treppenstufen seiner

Wohnung gelegen haben, um ihn beim Erscheinen zu begrüßen und den Saum seines Gewandes zu berühren. Das zweitemal predigte er über das abgeschmackteste aller Dogmen: die unbefleckte Empfängnis. Das heißt, damals war sie noch nicht Dogma, aber die Betschwestern der ganzen Welt, die den Papst selber zum Bundesgenossen hatten, waren eben daran, dieses Dogma in Rom durchzudrücken, und benahmen sich dabei gegen ihre Gegner ungefähr so, wie heute der Bund der Landwirte gegen die „Feinde der Landwirtschaft.“ In jener Predigt nun wurde der Mann rein toll auf der Kanzel. Er raste förmlich und schrie u. a. mit gräßlichen Gebarden: „Allmächtiger, heiliger Gott, wie kannst du diese Ruchlosen ertragen und auf dem Angesicht der Erde dulden, die deine allerheiligste Mutter — sei es auch nur für einige Augenblicke — den Krallen des Satans überantworten wollen!“ Die Phrase war nicht allein scheußlich, sondern klang auch für jeden, der mit jenem theologischen Streite einigermaßen bekannt war, höchst lächerlich; hatte doch der Dominikanerorden, der Gründer und Träger der Inquisition und der eifrigste Interpret seines größten Lichtes, des Thomas von Aquin, stets zu den entschiedensten Gegnern der „unbefleckten Empfängnis“ gehört. Aber es giebt in der Kirche wie im Staate nichts so unvernünftiges, was nicht mit rücksichtsloser Agitation und mit Lungenkraft durchgesetzt werden könnte. Auch diesmal wurde mir übel, und ich hätte mich gern gedrückt, aber es war keine Möglichkeit, aus dem Gedränge herauszukommen. Der Marienverehrung konnte ich überhaupt keinen Geschmack abgewinnen. Später, als Kaplan in Sch., fand ich die „Herrlichkeiten Mariä“ des Alfons von Liguori im Kirchenbetsstuhl. Ich schlug das Buch auf, aber da ich gleich im Anfange den abgeschmackten Satz las, Christus sei zwar das Haupt, aber Maria der Hals, durch den die Gnaden des Hauptes den Gliedern zu-

flößen, so klappte ich es wieder zu, und habe es nicht wieder aufgeschlagen, obwohl ich es vier Jahre lang täglich vor mir hatte.

Ich bin dann nicht mehr in die Sandkirche gegangen, nur den Pfarrer Wick habe ich einmal predigen hören; außerhalb der Kirche, in Vereinen und Volksversammlungen, hörte ich ihn öfter. Wick war der Annagler: er geriet beim Sprechen jedesmal in förmliche Wut und hämmerte auf die Kanzelbrüstung oder auf den Tisch. Doch galt seine Wut nicht den Gegnern der Bigotterie, sondern den Protestanten. Es war ein Bußtag, als ich ihn predigen hörte. Er fing an: „Der heutige Feiertag ist ein Staatsfeiertag — wir haben keine Perikopen für ihn (solche wurden später dadurch besorgt, daß der Papst ein Heiligensfest auf den Tag legte) — über was soll ich da reden? Na, sprechen wir von einigen Glaubensunterschieden!“ Und nun legte er los. Er war ein äußerst gewandter, scharfsinniger, schlagfertiger Polemiker und floß von sarkastischem Witz über. Er schrieb auch viel ins Schlesiſche Kirchenblatt und zog sich eine Reihe gerichtlicher Verurteilungen zu; stets nur Geldstrafen, Gefängnisstrafen sind damals wegen Preßvergehen, soviel ich mich erinnere, niemals verhängt worden. Das eine mal soll er zu Anfang der Verhandlung gesagt haben (so ungefähr; den Wortlaut weiß ich nicht): „Ich habe nicht soviel übrige Zeit, daß ich einen Teil mit Gerichtssitzungen vertrödeln könnte; machen Sie es doch kurz, meine Herren, und sagen Sie es gleich, was es kostet, ich werde es sofort bezahlen.“ So mußten eigentlich alle wegen Preßvergehungen Angeklagten sprechen, vorausgesetzt, daß sie Geld haben.

Von katholischen Zeitungen war kaum die Rede. Es gab nur eine, die Deutsche Volkshalle in Köln, die sich nach sehr mühseligem Daseinskampfe später in die liberal angehauchten Kölnischen Blätter verwandelte;

aus diesen ist um 1870 die Kölnische Volkszeitung entstanden. Wick gründete später ein politisches Wochenblatt, die Hausblätter, das sich im Kulturkampfe, der die katholische Presse gebar, zur Schlesiſchen Volkszeitung auswuchs. Viele gebildete Katholiken nahmen an dem heftigen, derben und zuweilen rohen Tone der Hausblätter und an ihrer gehässigen Polemik Anstoß, es kann aber nicht bezweifelt werden, daß sie in den Massen jene Stimmung erzeugt haben, die 1870 in Schlesien eine wirksame Opposition gegen die vatikanischen Beschlüsse unmöglich und bald darauf, im Kulturkampfe, die Organisation der schlesiſchen Centrumspartei leicht machte.

In einer der von Wick abgehaltenen Volksversammlungen sah und hörte ich den nach Berlin berufenen Religionslehrer Müller, der später den Titel eines geistlichen Rates erhielt, einen oberschlesiſchen Wahlkreis im Reichstag vertreten hat und jüngst als Emeritus gestorben ist. Müller gab das Märkiſche Kirchenblatt heraus, das die klaren Köpfe in demselben Grade ärgerte, wie Wicks Blatt die zartſinnigen und vornehmen Seelen. Ein Freund, bei dem ich in den sechziger Jahren die Sonntagabende zuzubringen pflegte, der Sanitätsrat A. in Piegniß, war beides und ärgerte sich daher über beide Blätter; das eine nannte er ein S. .blatt und schwur allſonntäglich, es nicht mehr zu lesen, vom andern sagte er, es enthalte lauter Unsinn und sei weder gehauen noch gestochen. Das war nun freilich kein Wunder, denn Müller war so ziemlich sein einziger Mitarbeiter, und da er alle sieben Tage der Woche in höchst anstrengender Thätigkeit unterwegs war, so schrieb er sein Blättchen bruchstückweise teils im Eisenbahnwagen, teils im Postwagen, teils spät abends, wenn er ermüdet nach Hause kam. Er hatte ein außerordentliches Organisationstalent, und ihm verdanken die Katholiken Berlins ihr musterhaftes Vereinsleben,

das Lehrlinge und Studenten, Gesellen und Meister, Kaufleute und Adliche umfaßt; ohne diese Befestigung des katholischen Flugsands, den die wirtschaftlichen Stürme im protestantischen Berlin zusammengeweht haben, würde wohl die Gründung einer katholischen Zeitung in der Reichshauptstadt nicht möglich gewesen sein. Abgesehen von der eifrigen Thätigkeit, war Müller in allem übrigen das gerade Gegenteil von Wick: ohne alle Bitterkeit und Gehässigkeit, der Polemik abgeneigt, bloß positivem Schaffen zugewandt, voll aufopfernder Nächstenliebe.

Unter solchen Einflüssen lebend, wäre ich vor der Verwicklung in studentisches Treiben sicher gewesen, auch wenn es mir nicht an Geld gefehlt, die Erinnerung an die traurige Lage meiner Eltern und Geschwister mich nicht bedrückt hätte, und meine Wohnung nicht das Theologenkonvikt gewesen wäre, dessen Pforte sich abends um sieben Uhr schloß. Das schönste an diesem Konvikt war ein großer Garten. Die Kameradschaft behagte mir wenig. Es waren ja ganz gescheite, brave und umgängliche Leute darunter, aber durch einige ganz unmögliche Charaktere, wie ich bis dahin noch gar keine kennen gelernt hatte, wurde der Ton verdorben. Nur an einen meiner Stubengenossen, Mücke, schloß ich mich näher an, einen sehr merkwürdigen Menschen. Er war noch sehr jung, sah noch jünger aus, als er war, hatte auch ein ganz kindliches Gemüt, war aber schon ein förmlicher Gelehrter. Er kannte die griechischen und lateinischen Klassiker gründlich, sprach ein klassisches Latein (hatte überhaupt eine unglaubliche Suada, sprach auch das Deutsche nur in sauber ausgefeilten Perioden und alle Sprachen am schönsten, wenn er angeheitert war) und hatte unter der Anleitung eines ihm wohlwollenden Lehrers die Herbartische Philosophie studiert; auch in Geschichte und deutscher Litteratur war er gut beschlagen. Er

stammte aus Magdeburg und war, wie ich, Konvertit; als Grübler, Bücherwurm und strenger Logiker und durch den Umgang mit einem katholischen Geistlichen war er auf diesen Abweg geraten. Als er seinen Entschluß bekannt machte, setzte es seine Stiefmutter durch, daß ihn der Vater aus dem Hause jagte, und er mußte sich den Rest der Gymnasialzeit hindurch seinen Unterhalt mit Stundengeben verdienen, was ihm um so schwerer fiel, als er unterleibsleidend war. Sein Direktor sagte ihm denn auch: „Hören Sie mal, Sie sind unterleibsleidend, und daraus kann ich mir Ihren Entschluß erklären; vor einigen Jahren ist auch schon einmal ein Schüler unsers Gymnasiums katholisch geworden, und bei dem kam es dann heraus, daß er den Bandwurm hatte. Gewiß haben Sie auch den Bandwurm.“ Sein Leiden hat ihn bis ins spätere Alter verfolgt und gehindert, das zu leisten, was man von ihm erwarten durfte. Vor kurzem hat ihm der Kardinal Ropp die Leitung des Knabenseminars anvertraut, das er in Meisse gestiftet hat.

Meine Erholungszeit brachte ich zum Teil mit Mücke zu, zum größern Teil aber mit meinen Gläser Freunden, die ich sämtlich in Breslau wiederfand. Obwohl sie nicht alle Theologen waren und keiner von Familiennot bedrückt wurde, lebten sie doch womöglich noch unstudentischer als ich. Wir machten Sonntags und manchmal in der Woche einen Spaziergang mit einander oder saßen bei K—r, der uns ein paar Stunden auf dem Klavier vorspielte; hie und da besuchten wir auch ein Konzert. Ich glaube nicht, daß einer von ihnen auch nur ein einzigesmal an einer Kneiperei teilgenommen hat, während ich in jedem Jahre ein Stiftungsfest mitfeierte, das des Lesevereins. Der Leseverein katholischer Studenten, der fast nur aus Theologen bestand, hatte ein Zimmer in der Krippe, wie die Anstalt der königlichen Freitische hieß. Dort las

man täglich seine Zeitung, und an einem Tage der Woche war Vortrags- und Debattierabend. Kurze Zeit vor meinem Eintritt war ein heftiger Streit ausgebrochen, indem eine Partei den Verein in eine farbentragende Verbindung umwandeln wollte. Damals waren die Rouleurbrüder unterlegen; später haben sie gesiegt und die Winfridia drauß gemacht. In dem Frühlingsregen des nationalen Aufschwungs, der die alte Burschenherrlichkeit verjüngte, sind dann noch eine Menge katholische Studentenverbindungen hervorge sproßt.

Bei einem dieser Stiftungsfeste habe ich mir den einen der beiden Räusche meines Lebens angetrunken. Mit Spinoza bin ich der Ansicht, daß die Reue eine ziemlich überflüssige und meistens schädliche Empfindung sei; hat man etwas begangen, worin ein schlechter Charakterzug zum Vorschein kommt, so schämt man sich, hat man eine Dummheit gemacht, so ärgert man sich ein wenig; in jedem Falle zieht man die Lehre daraus, daß man in Zukunft besser aufpassen und sich in Acht nehmen müsse; Reue ist dabei zu weiter nichts nütz. Jenen Rausch aber bereue ich nicht nur nicht, sondern freue mich heute noch darüber, weil er den Kommilitonen Vergnügen bereitet und unsern Repetenten geärgert hat. Ich ärgere nämlich gern Leute, denen es gesund ist. Dieser Repetent hatte ein Morysiusgesicht und bemühte sich, ein Morysius zu sein; er sprach nicht anders als mit gefalteten Händen, verzückten Augen und geneigtem Haupte und seufzte unaufhörlich über die Sünden der Menschen und die Leiden der heiligen Kirche. Dieses Menschenkind also fing uns, Mücke und mich, an der Hausthür ab, als wir vom Stiftungsfest Arm in Arm nach Hause kamen. Zwischen ihm und mir entspann sich nun, wie mir am folgenden Morgen erzählt wurde, etwa folgendes Gespräch, wobei des Repetenten weinerliche Stimme immer

weinerlicher wurde: „Sie haben ja Ihren Urlaub überschritten.“ — „Das ist Sache des Komitees.“ — „Sie haben ja das Abendgebet versäumt.“ — „Das ist Sache des Komitees.“ — „Sie sind ja wohl gar berauscht?“ — „Das hat das Komitee zu verantworten.“ — „Das werde ich dem Herrn Prälaten melden.“ — „Das ist Sache des Komitees.“

Obwohl ich mit den Konviktoristen nicht sehr intim war, konnte ich mich doch nicht gut ausschließen, wenn Revolution gemacht wurde, und eine solche brach aus, kurz nachdem Förster Bischof geworden war. Dieser hatte, wie alle Leute, die nach einer lustigen Jugend später Rigoristen werden, die schlechteste Meinung von der Jugend, setzte als selbstverständlich voraus, daß wir faul wären und die Zeit verbummelten, wenn man uns nicht kurz hielt und streng beaufsichtigte, und ordnete an, daß wir am Schluß jedes Semesters einer Prüfung unterworfen würden, von deren Ausfall die Fortgewährung des Freiquartiers und der halben Kost, die wir genossen, abhängen sollte. Obnehin hatten wir am Ende jedes Semesters eine Prüfung bei der Fakultät zu bestehen für die königlichen Freitische: das Krippenexamen. Professor Stern nun, der Konviktspräsekt, sagte uns, er betrachte die Anordnung des Fürstbischofs als eine Beleidigung der Fakultät, deren Mitglied er sei, indem die von dieser vorgenommene Prüfung als wertlos behandelt werde, und gab uns zu verstehen, wir möchten uns weigern, uns examinieren zu lassen. Am festgesetzten Tage nun versammelten wir uns im Speisesaale, und als der zweite Examinator, den der Fürstbischof ernannt hatte, der ihm eng befreundete und am Dom befreundete Reinkens, erschien, gab Stern diesem die vorbereitete Erklärung ab, und wir thaten desgleichen. Reinkens erklärte, das müsse er schwarz auf weiß haben. Es wurde also ein Protokoll aufgesetzt, das Stern und

wir Konviktoristen unterschrieben. Einige Stunden darauf kam der Generalvikar Neufirch ins Konvikt, fragte, ob alle ohne Ausnahme unterschrieben hätten, und erklärte auf unsre bejahende Antwort im Namen des Fürstbischofs das Konvikt für aufgelöst; am nächsten Tage sollten wirs räumen. Am Nachmittag desselben Tages aber gingen drei von den frömmsten und zum Gehorsam geneigtesten Konviktoristen zum Fürstbischof und baten im Namen aller um Verzeihung, obwohl sie uns übrigen nichts gesagt hatten. Natürlich war der Bischof sehr froh darüber, mit guter Manier aus der Verlegenheit herauszukommen, in die er sich durch seine Schneidigkeit versetzt hatte, und wir waren nicht weniger froh, obgleich wir thaten, als wären wir sehr böse, und den dreien die heftigsten Vorwürfe machten. Am andern Morgen wurden wir ad audientium verbum in die Residenz befohlen. Dort hielt uns der Bischof eine Strafpredigt, die mit der Ankündigung der Verzeihung und dem Widerruf der Auflösung schloß, und dann meldete sich zu unserm höchsten Erstaunen Kommilito B. zum Wort. Das war ein ehrlicher und gescheiter Mensch, aber ein Sonderling und von einem Eigensinn, der sich in seiner körperlichen Steifnackigkeit so deutlich ausprägte, daß wir ihn den Stangenverschlucker nannten. Dieser kuriose Kauz nun hielt dem Fürstbischof eine lange Strafpredigt, worin er alle Mängel der Diözesanverwaltung im allgemeinen und der Konviktsverwaltung im besondern rügte. Alle verzweifelten Geberden des Fürstbischofs vor ihm und all unser Zupsen von hinten half nichts; die steife Figur schnurte die wohldurchdachte Rede wie ein Automat herunter, und es blieb nichts übrig, als sie ausschnurren zu lassen. Draußen kriegten wir dann den Lachkrampf, und Förster wird ihn drin wohl auch bekommen haben. Mit dem Examen war es diesmal nichts, so viel hatten wir durch unser Revolutiönchen

oder besser Pronunciamento — waren wir doch von unserm General geführt worden — erreicht, aber vom nächsten Semester ab wurde es regelmäßig abgehalten; auch Stern beugte sich knurrend und brummend der höhern Gewalt.



## Das Alumnat. Familiensachen

Das Priesterseminar wird in Breslau Alumnat genannt. Die Anstalt besitzt so viel Vermögen, daß sie den Zöglingen theils halbe, theils ganze Freistellen gewähren kann. Der Rektor pflegt den Alumnen einige Zeit nach dem Eintritt zu sagen, da sie einander ohne Zweifel besser kennen, als er sie kenne, so möchten sie selbst unter einander bestimmen, wer die ganzen Freistellen bekommen sollte; auch mir wurde von meinen Kameraden eine zugesprochen. Der Kursus dauert von Anfang Oktober bis Ende Juni.

Die drei Vorsteher sind zugleich Lehrer. Der erste, der Pater Rektor tituliert wird, war damals der Kanonikus Sauer. Unter allen frommen Menschen, die ich kennen gelernt habe, ist er der einzige, den ich heilig zu nennen wagen möchte: eine hohe, hagere Gestalt, ein durchgeistigtes Gesicht, eine Persönlichkeit, die man für unfähig hält, ein eignes irdisches Interesse zu verfolgen und etwas andres als Gottes Willen und das Heil der Seelen zu wollen, heiliger Eifer und überquellende Liebe, ein edler Anstand im Benehmen, ohne eine Spur von jenen Lächerlichkeiten und Abgeschmacktheiten, zu denen die Frömmigkeit einfältige und plumpe Geister verleitet — so war der Mann. Er trug Pastoraltheologie vor, und jedes Wort von ihm ergriff wie eine Offenbarung. Er kannte die Welt zu gut, als

daß er uns Hoffnung auf große Erfolge hätte machen sollen, aber drei Klassen von Menschen, sagte er, werden Ihnen bleiben: die Armen, die Kranken und die Kinder. Das trifft heute höchstens noch zu einem Drittel zu, da die Armen theils der Sozialdemokratie, theils dem Büttel, die Kinder aber dem Staate gehören. Dagegen wird ein andres Wort von ihm bis ans Ende der Tage Geltung behalten: mag ein Mensch noch so verdorben sein, so lange er noch einen einzigen andern Menschen liebt, ist er nicht verloren. Sauer unterrichtete auch im Ritus und in der pfarramtlichen Geschäftsführung. Seine Richtung nach oben hinderte ihn nicht, sehr praktisch zu sein und eine vortreffliche Anleitung zur Verwaltung des Pfarramts zu schreiben. Die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Schulaufsicht waren von Friedrich dem Großen so vortrefflich geordnet, und die Bestimmungen des Staates waren mit den Diözesaneinrichtungen zu einem so wohlgefügten und durchsichtigen Gebilde verschmolzen, daß die Einführung in diese (nach 1870 zerstörte) Ordnung, wo man bei jedem Schritt festen Boden unter den Füßen fühlte, Vergnügen bereitete. Bei den ältern Pfarrern, die aus der rationalistischen Zeit stammten, und ihrem Anhang in den Gemeinden war Sauer nicht beliebt; sie behaupteten, er schicke ihnen Fanatiker als Kapläne. Sauer und Fanatismus! Aber freilich, heiligen Eifer wollte er entzünden, und in unedlern Naturen pflügt der heilige Funke zum verheerenden Brande oder zu einem Feuerwerk lächerlicher Sprühteufelchen zu werden. Er wußte manche hübsche Anekdote zu erzählen von Kaplänen, die sich zur Rechtfertigung ihrer Dummheit auf ihn berufen hatten. Selbstverständlich warnte er vorm Alkohol, und das einmal hatte er hinzugefügt: besonders wenn Sie durch irgend eine Leidenschaft ohnehin erregt sind, dann trinken Sie um Gottes willen nicht noch Wein dazu; haben Sie z. B. einmal mit

dem Pfarrer Streit, wie das ja vorkommt, und die Hitze, in die Sie geraten, erregt Ihnen Durst, so trinken Sie hübsch Wasser. Ein Kaplan nun verwickelte sich bei Tisch in einen Zank mit seinem Pfarrer. Plötzlich stürzt er das vor ihm stehende Glas Wasser hinunter und ruft: Anna, ein Glas Wasser! Dies trinkt er ebenfalls aus, schreit wieder: Anna, ein Glas Wasser! und so noch mehreremale. Der Pfarrer sieht ihm verwundert zu und sagt endlich: Sie sind wohl verrückt geworden? Der antwortet: Ja, der Pater Rektor hat gesagt, wenn uns der Pfarrer so ärgert, sollen wir viel Wasser trinken.

Spiritual war Dr. Franz Lorinser, ein Sohn jenes edeln Arztes, der 1836 durch sein Schriftchen: Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen den Anstoß zu einer noch heute fortwirkenden wohlthätigen Bewegung gegeben und später in der Bekämpfung des oberschlesischen Hungertyphus hervorragendes geleistet hat. Franz Lorinser war unansehnlich von Gestalt, bescheiden und weltmännisch fein im Benehmen, ein tüchtiger Musiker, in der Litteratur bekannt als Übersetzer aus dem Spanischen und dem Sanskrit (Bhagavad-Gita) und als Theologe Jesuit. Er hatte in dem von Jesuiten geleiteten Collegium germanicum zu Rom studiert, sich längere Zeit in Spanien aufgehalten, trug uns die Moral nach Gury vor und empfahl uns die Summa des Thomas von Aquino als Norm für unsere Studien. Es wird den Lesern nicht angenehm sein — aber da das in diesem Zusammenhange nicht zu umgehende Geständnis, daß ich selbst zu den durch die Jesuitenmoral verdorbnen gehöre, nun einmal heraus ist, so bleibt doch wohl nichts übrig, als ein paar Worte über das brenzliche Thema zu sagen. Das entscheidende liegt in dem Umstande, daß die „Jesuitenmoral“ gar keine Moral ist — was man gewöhnlich unter Moral versteht. Gury, Liguori und die be-

rüchtigten Kasuisten sind weder dazu bestimmt, die Priesteramtskandidaten in der Moral zu unterrichten, noch sind sie Anweisungen für den Moralunterricht des Volkes und der Jugend. Wie die Jesuiten die Sittenlehre im Volksunterricht behandeln, kann man im dritten Bande von Deharbes Katechismuserklärung (Paderborn, bei Schöningh) sehen; wer sich flüchtig umsehen will, mag ein paar Seiten des ersten Abschnitts über die Gebote und die Liebe, dann einiges aus der Erklärung des sechsten und des achten Gebotes lesen; besonders der Schluß des Abschnitts über die Lüge (auf Seite 421 der zweiten Auflage) wird ihn interessieren. Gury und die übrigen sind Anweisungen zur Ausübung des priesterlichen Richteramtes. Die katholische Kirche erklärt den Beichtstuhl für ein forum internum, wo der Priester an Gottes Stelle zu richten und je nach der Schwere der Sünden und der Gemüthsverfassung des Sünders loszusprechen oder die Losprechung zu verweigern und Strafen zu verhängen habe. So wenig wie der weltliche Richter mit dem „großen Prinzip der Gerechtigkeit,“ so wenig kommt der geistliche bei jenem Geschäft mit den „großen Prinzipien der Sittlichkeit“ aus; beide brauchen ein Gesetzbuch und dessen Erläuterung an einzelnen Fällen, also eine Kasuistik. Freilich geht nach meiner heutigen Überzeugung dieses Richteramt eines Menschen in foro conscientiae wider die Vernunft (nicht unbedingt wider die Schrift; Matth. 18, 18 und Joh. 20, 23 können so oder anders erklärt werden, wer — wenn er nicht Papst ist — will das unfehlbar entscheiden?), aber meine subjektive Vernunft und die von Millionen andern Menschen giebt natürlich keinen Grund ab für die römische Kirche, ihr Lehrgebäude umzubauen, und so lange jenes Richteramt dazu gehört, wird man ihr auch die Beichtstuhlkasuistik lassen müssen.

Übrigens ist auch abgesehen von jenem angeblichen

Richteramt ohne alle Kasuistik nicht gut auszukommen. Der Priester soll auch Seelenarzt und Seelenführer sein, und ich glaube, auf diese beiden Ämter werden selbst die evangelischen Geistlichen nicht ganz verzichten wollen, und möglicherweise werden sie ihnen wider Willen zuweilen aufgenötigt. Gewiß sind die meisten Menschen so geartet, daß sie bei ihrem Handeln eher nach der äußern Schranke des Strafgesetzes als nach der innern des Sittengesetzes fragen. Gewiß haben viele den Begriff der Sünde längst in die Kumpelkammer des Aberglaubens verwiesen. Wahrscheinlich fehlt es auch nicht an hochgemuten Seelen, die fest in ihrem Gott wurzelnd, zwischen diesem und sich außer Christus keinen andern Vermittler dulden noch brauchen und jederzeit dessen gewiß sind, daß Gottes Wille auch ihr Wille, oder was dasselbe ist, ihr Wille Gottes Wille sei, und die daher weder fehlgehen noch sündigen können. Aber sollten alle jungen Leute ihrer Sache schon so gewiß sein? Sollte nicht manchmal einer das Bedürfnis haben, einen zuverlässigen ältern Freund zu fragen, ob dies oder jenes erlaubt sei? Und ist das dann nicht Kasuistik? Ist es so gar gewissenhaft, die Leute zu lassen, bis sie die Belehrung vom Arzt empfangen oder — vom Strafrichter? Man redet und schreibt viel vom Mißbrauch des Beichtstuhls. Aber solcher Mißbrauch ist, wie die deutsche Schwank- und die italienische Novellenlitteratur beweist, im Mittelalter weit häufiger gewesen als nach der tridentinischen Reform. Keine Beachtung verdient der Vorwurf, daß die Kasuistik eine Versuchung für den Geistlichen selbst sei. Ganz ähnlichen Versuchungen sind der Arzt, der Richter, der Künstler und die Angehörigen vieler andern Berufsarten ausgesetzt; das gehört eben mit zum Beruf. Übrigens ist gerade die Versuchung, die aus dem Studium einiger Abschnitte in den kasuistischen Lehrbüchern hervorgehen könnte,

kaum der Rede wert. In der Zeit, wo diese Bücher studiert werden, befinden sich die Seelen der Priesteramtskandidaten einerseits in einem solchen Schwunge und andererseits unter dem Druck einer solchen Arbeitslast, daß ungehörige Gedanken gar nicht auskommen können, später aber, im Amte, denken sie gar nicht mehr daran, den Gury oder Viguori zu studieren. An Versuchungen fehlt's natürlich nicht, aber aus der spitzfindigen Jesuitenmoral entspringen die nicht, sondern aus der derben Wirklichkeit. Damit soll nicht geleugnet werden, daß Auswüchse vorkommen, sowohl lächerliche als gefährliche; ist einmal die Notwendigkeit einer Kasuistik gegeben und wird diese Gegenstand einer besondern Wissenschaft, dann kann es an jenen Verirrungen — nicht eines verdorbnen Herzens, sondern eines spitzfindigen Verstandes, wie Hoensbroech sagt — nicht fehlen; allein für den sittlichen Zustand im großen und ganzen hat das alles nicht viel zu bedeuten. Wenn ich selbst später durch Lebenserfahrung, durch philosophische und naturwissenschaftliche Erwägungen und durch den geistigen Umgang mit den deutschen Klassikern Anschauungen gewonnen habe, die der Puritaner lax oder gar verwerflich nennen würde, so bin ich mir bewußt, darin nicht in Übereinstimmung mit der Jesuitenmoral, sondern im Gegensatz zu ihr zu stehen.

Einige Früchte, die ich aus Loriners Jesuitenmoral davongetragen und nicht preisgegeben habe, sind gar nicht zu verachten. Zwar einer der von ihm oft eingeschärften Ratschläge, den er in das Wort: *timeo virum unius libri* kleidete, habe ich vom ersten Augenblick an bis heute gründlich vernachlässigt: die Zahl der Bücher, die ich theils freiwillig verschlungen, theils unfreiwillig hinuntergewürgt habe, ist Legion; nur gerade zum Studium des einen Buches, dem er den ersten Rang nach der heiligen Schrift einräumte, der Summa des Thomas von Aquino, bin ich merkwürdiger-

weise niemals gekommen. Aber drei andre Ratschläge habe ich treu befolgt. Erstens den, niemals faul zu sein; vor Zeitvergeudung und Müßiggang, soweit dieser nicht zur Erholung notwendig ist, pflanzte er uns einen wahren Abscheu ein. Zweitens mahnte er unablässig in Beziehung auf Predigt und sonstige Ausübung des Lehramts: immer einfach, schlicht und klar reden, dem gemeinen Mann verständlich; keine Floskeln und Redensarten machen, sondern nur sachliche Belehrung darbieten! So oft ich dieser Regel einmal untreu werden wollte, durch Eitelkeit verführt (nicht zu reden von den Fällen, wo man „kohl“, weil man schlecht vorbereitet ist), folgte die Strafe stets auf dem Fuße nach. Ein solcher Fall steht mir besonders lebhaft vor Augen. In der Filialkirche zu S., in einer ganz protestantischen Gegend, hatte ich immer vor leeren Bänken zu predigen. Einmal aber, als ich an einem schönen Sonntag Nachmittag eine Beerdigung abhielt, ging die ganze protestantische Bauerschaft mit. Ich beschloß, die Leichenrede in der Kirche zu halten, und diese war dicht gefüllt. Dieser ungewohnte, erhebende Anblick begeisterte mich zu einigen Phrasen im Stile von Bossuets oraisons funèbres, und da — blieb ich schmähslich stecken. Drittens schärfte er uns die Wichtigkeit der *sancta indifferentia* ein, des aus dem Vertrauen auf Gott und dem Gehorsam gegen seinen Willen entspringenden Gleichmuts, der sich weder durch Glück und Unglück, noch durch Lob und Tadel, namentlich nicht durch wirkliche oder scheinbare Erfolglosigkeit des Wirkens und durch Nichtanerkennung erschüttern läßt, eine Eigenschaft, die nach Bartels (Grenzboten Jahrgang 1895, Heft 10) die heutigen Litteraten gut brauchen könnten. *Sancta* ist nun freilich die Indifferenz bei mir nicht geblieben; mit der Zeit entwickelte sich eine ganz gewöhnliche Wurschtigkeit daraus, die sich dann später wieder ein wenig philosophisch veredelte

durch die Einsicht, wie wenig der Einzelne im Weltgetriebe zu bedeuten hat, wie unabänderlich der Weltlauf ist, und daß einem jeden seine Stellung darin angewiesen und das Maß seines Einflusses zugemessen ist. Jedenfalls habe ich auf keiner der drei Entwicklungsstufen ungünstige Urtheile übelgenommen, und manche originelle Wertschätzungen haben mir aufrichtig Spaß gemacht. So traf ich einmal ein mir bis dahin unbekanntes Gemeindemitglied im Wirtshause. Der Mann äußerte seine große Freude über das Glück, meine persönliche Bekanntschaft zu machen, und sagte: „Ach wie erbaue ich mich an Ihren herrlichen Predigten! Ich bin nämlich taub und verstehe kein Wort. Da habe ich denn wahre Qualen ausgestanden unter Ihrem Vorgänger, der mit seiner Quasseelei gar nicht fertig wurde, aber Sie machens so schön kurz!“

Vielleicht würde ich mir diese drei Eigentümlichkeiten auch ohne Lorinser angeeignet haben; entsprächen sie nicht meiner Natur, so würden seine Mahnungen kaum so nachhaltig gewirkt haben. Aber feste Gewohnheiten sind höchst wertvoll für die Charakterbildung, und darum auch kräftige Anstöße zur Annahme solcher Gewohnheiten. Solche Anstöße sind im Mumnat um so kräftiger, als der Vorsatz, gewisse Gewohnheiten anzunehmen, vor dem Angesichte Gottes, zwischen Himmel und Hölle gemacht wird, in den Exerzitien, die damals Lorinser ebenfalls leitete; von diesen geistlichen Übungen hat der Spiritual eben seinen Namen. Große Exerzitien wurden beim Eintritt und vor der Priesterweihe, kleinere, die nur zwei oder drei Tage dauerten, dreimal durchgemacht: vor den niedern Weihen und vor der Übernahme des Subdiaconats und des Diaconats. Das Wesen der ignatianischen Exerzitien hat Ranke in seiner Geschichte der römischen Päpste (6. Auflage) auf Seite 149 des ersten Bandes richtig

dargestellt; was man dabei persönlich erlebt, darüber spricht man natürlich nicht.

Der dritte Lehrer, der den Titel Regens führte und die Ökonomie verwaltete, trug Katechetik und Homiletik sehr anziehend und praktisch vor, leitete die Übungen in der Domschule und die ersten Predigtversuche. Er war ein stiller Mann von etwas scheuem Wesen und verschwand zu unsrer Betrübnis kurz vorm Schluß des Kursus. Wir haben niemals genau erfahren, was aus ihm geworden ist; es hieß, er sei mit einer Dame nach Afrika durchgegangen. Außerdem hielt der Direktor des katholischen Schullehrerseminars Vorlesungen über Pädagogik, und der Domorganist Hahn unterrichtete im Kirchengesang. Zwei junge Geistliche, Senioren genannt, versahen untergeordnete Obliegenheiten; sie leiteten die Morgen- und Abendandachten, drillten uns für den Koluthendienst im Dome, leiteten die liturgischen Übungen und verkündigten die Anordnungen der Obern. Der eine, ein lustiger Bruder, gewöhnlich Blechmichel genannt, spendete uns am 27. Dezember in der Kapelle den Johanniswein. Der Ausspender spricht zu jedem, indem er ihm den Kelch reicht: *bibe caritatem beati Johannis*. Ich nippte höchst andächtig und bescheiden, wie es meiner Ansicht nach einem Sakramentale, wenn es auch kein Sakrament war, gebührte, und entsetzte mich nicht wenig, als Michel, nachdem er die Formel heruntergeplappert hatte, scheltend beifügte: „Dummer Kerl, so nimm doch en orntlichen Schluck, 's ja genug doa!“ Ich gehorchte natürlich und fühlte mich wundersam gelabt durch den köstlichen Trank. Die Herren am Dome haben einen viel zu guten Geschmack, als daß sie den Alumnen die johanneische Liebe in Gestalt eines Kräzers eingießen sollten.

An den Sonn- und Feiertagen wohnen die Alumnen dem Gottesdienste im Dome bei, und einige von ihnen

haben als Akoluthen zu dienen, deren Zahl bedeutend ist, wenn ein Bischof oder infulirter Prälat zelebriert. Denn außer dem eigentlichen Altardienste giebt es da allerlei Pagendienste zu verrichten: der eine hat dem Herrn, so oft er sich von seinem Sitze erhebt, das Schoßtuch, ein andrer die Mitra abzunehmen, ein dritter den Hirtenstab zu reichen oder wieder in Empfang zu nehmen, ein vierter für die Handschuhe einen silbernen Teller bereit zu halten, ein fünfter das Buch vorzuhalten, wenn etwas zu beten oder zu singen ist, ein sechster, auch am hellen Tage, mit einer Kerze zu leuchten, die freilich, wie jeder Gegenstand und jede Handlung, symbolische Bedeutung hat u. s. w., der Kardinal erfordert außerdem noch einen Schleppträger. Der Gottesdienst im Breslauer Dome ist oder war damals wenigstens so ideal schön, daß ich schon als Student nicht gern in eine andre Kirche ging. Jetzt lernte ich außer dem Hochamt auch die Nachmittags- und Abendgottesdienste kennen, die in dem Breviergebete bestehen, das an den Feiertagen und an ihren Vorabenden von der Domgeistlichkeit gemeinsam und feierlich verrichtet wird, während es sonst jeder für sich verrichtet. Figurierte Musik auf dem Chore, Psalmmodien kräftiger Männerchöre und kurze Soli in gregorianischem Gesang verschlingen sich hier mit dem aus Schriftabschnitten, Kirchenväterhomilien, Hymnen und Gebeten bestehenden Texte zu einem kunstvollen Bau, dessen Seele die Idee des Festes ist. Protestanten, denen der Gedanke eines Kultus im strengen Sinne des Wortes, d. h. einer Gott dargebrachten äußerlichen Huldigung, fremd ist, und die ja auch den Text nur unvollkommen verstehen, fühlen sich durch das höfische Zeremoniell eines Domgottesdienstes entweder fremdartig berührt oder geradezu abgestoßen. Der Katholik dagegen, der in jenem Gedanken aufgewachsen ist, sieht dort sein Ideal eines solchen Dienstes verwirklicht:

eine Anzahl der Würde nach abgestufter Hofbeamten, die einander gegenseitig Ehre erweisen, und deren in der Pracht der Gewänder und dem Maß der entgegen genommenen Ehren sichtbar werdende Abstände die Phantasie stufenweise zu dem Throne des unsichtbar anwesenden Königs der Ewigkeiten hinaufleiten. Wird alles sauber ausgeführt, dann nimmt es sich auch, ästhetisch betrachtet, sehr gut aus. So z. B. das Vorsingen der Antiphonen bei den Vespere. Jedem Psalm wird ein Antiphon genannter Schriftvers voraus- und nachgeschickt. Ein Vorsänger, begleitet von einem Zeremoniar im Prachtmantel, schreitet zum Zelebrierenden hin, der sich von seinem Sessel erhebt. Die beiden begrüßen ihn mit einer Verbeugung, die er erwidert. Dann stimmt der Vorsänger die Antiphon an, nur die Anfangsworte, und der andre wiederholt sie. Dann bekomplimentieren sie sich wieder gegenseitig, der eine setzt sich, die andern kehren auf ihren Platz zurück. Die übrigen Antiphonen werden in derselben Weise den anwesenden Domherren vorgesungen, vom vornehmsten, also vom Bischof, wenn dieser der Feier beivohnt, anzufangen, und Förster sang an Weihnachten sein redemptionem misit dominus prachtvoll. Einen gemischten Eindruck freilich machte es, wenn der Präzentor den alten Ritter mit den Worten begrüßte: et tu puer, und einen ganz ungemischten in der dem Försterschen entgegengesetzten Richtung, wenn dieser antwortete. Ritter hatte uns im Kolleg schon auf die musikalischen Überraschungen vorbereitet, die unser warteten. 's ist unglaublich, meine Herren, sagte er einmal, ich kann nicht unterscheiden, ob ein Ton hoch oder tief ist; ich habe auf meine alten Tage noch beim Domkapellmeister Gesangstunde genommen, aber es nützt alles nichts. Zelebrierte er selbst, dann standen die unter den Altoluthen, die ihm ins Gesicht zu sehen hatten, Todesangst aus; denn er nahm die Sache ungeheuer ernst und

strenge sich furchtbar an, um es recht schön zu machen, und so begleitete er denn seine fabelhaften Töne und Tonfolgen mit beinahe noch fabelhaften Grimassen. Wenn er nicht zu singen hatte, der Alte, so verdarb er die Feier durchaus nicht; im Gegenteil, in seinen Prälatengewändern sah er mit seinem altmodischen Gesicht aus wie ein leibhaftiger Kirchenvater. Außer ihm gab es noch ein paar Domherren, die manchmal durch Gesang oder Haltung die Harmonie störten, außerdem einige plärende Vikare von würdeloser Haltung. Doch, wie nach Goethe Salomon zur Königin von Saba sagte, als ein Diener eine von dieser dargebrachte Vase zerschlug: Es können die Eblis, die uns hassen, vollkommenes nicht vollkommen lassen; der Gesamteindruck ward dadurch nicht beeinträchtigt. Großartig fielen damals auch die Umgänge aus, die zwischen Predigt und Hochamt stattfinden, weil drei insulirte Herren teilnahmen, und charakteristisch war die Art und Weise, wie jeder von ihnen den Hirtenstab führte. Der feine Weihbischof Vatuffek hielt ihn zierlich gefaßt wie ein Spazierstöckchen; Ritter schleifte ihn mit seinem steifen Arme auf der Erde nach wie ein Holzhacker eine Stange; Förster führte ihn als Feldherrnstab oder Szepter, denn er hatte sich ganz in die Herrscherrolle eingelebt. (Wenn Knoblich, auf den ich später noch zu sprechen komme, seine von einer schön geschwungnen Schleife umrahmte Unterschrift erblickte, versäumte er nicht leicht zu sagen: siehst du, das ist der Knutenhieb!) Es versteht sich, daß die Zeremonien der Karwoche, bei denen sich der Lamentationen wegen auch ein größeres Publikum einzufinden pflegt, einen besonders tiefen Eindruck machten.

Von Ostern ab litt ich am Wechselfieber, wozu dann noch ein Bluthusten kam. Ich war sehr elend, aber nicht in dem Grade, daß ich an der Vollendung

des Kursus gehindert worden wäre. Am 28. Juni 1856 empfangen wir die Priesterweihe. Die katholische Kirche lehrt, daß die drei Sakramente der Taufe, der Firmung und der Priesterweihe der Seele einen character indelebilis eindrücken, und die Exerzitiemeister versäumen nicht, den Glauben tief einzuprägen, daß an der Seele des unwürdigen Priesters — und ein abtrünniger Priester ist allemal auch ein unwürdiger — dieser unauslöschliche Charakter zum höllischen Brand- und Schandmale werde. Diese furchtbare Vorstellung, die mit Hilfe furchtbarer Psalmenworte reich ausgemalt wird, ist es vorzugsweise, was den katholischen Geistlichen so fest an sein Amt fesselt, daß ein Austritt oder, wie es im amtlichen Kirchenstile heißt, ein Abfall zu den seltensten Ereignissen gehört; bei längerer Amtsführung kommt dann natürlich noch ein Geflecht von gemütlichen und Interessenbeziehungen, von Parteianschauungen und Vorurteilen hinzu. Nicht bindet ihn, wie den Ordensmann, ein Gelübde. Nicht einmal einen eigentlichen Amtseid leistet er. Dessen Stelle vertritt ein einfaches Versprechen. Nach empfangener Weihe kniet der Neupriester vor dem auf seinem Stuhle sitzenden Bischof nieder, legt seine Rechte in die Rechte des Bischofs, und dieser spricht: *promittis mihi et successoribus meis obedientiam?* Der Geweihte antwortet: *promitto*, und küßt den Amethyst des bischöflichen Ringes. In den Worten: *et successoribus meis* liegt, daß es ein Versprechen fürs Leben ist. Die Gesellschaft bedarf solcher lebenslänglichen Bindungen, aber für den Einzelnen, der sich bindet, sind sie bei der Veränderlichkeit aller irdischen Dinge ein ungeheures Wagnis. Wenn nicht glücklicherweise bei der Schließung der leiblichen wie der geistlichen Ehe Leidenschaft und jugendlicher Enthusiasmus mitsprächen, würden die Eheschließungen selten werden. Andererseits würde die Gesellschaft

erstarren, wenn in den zahlreichen Fällen, wo sich bei einem solchen heiligen Bunde Inhalt und Form nicht mehr decken, keiner den Mut hätte, sein voreilig gegebenes Wort zurückzunehmen.

Beim Abschiede vom Arzte fragte ich, ob ich das Chinin weiter brauchen sollte. Wohin begeben Sie sich? fragte er entgegen. — Nach Landeshut. — O, dann brauchen Sie keine Medizin mehr. — Und richtig, beim Aufstieg in die Berge war die Krankheit wie weggeblasen.

In den letzten vier Jahren hatte die Not meiner Mutter ihren Tiefstand erreicht. Mit Nähen und Sticken hatte sie sich und drei Kinder zu erhalten. Die Ferien waren mir in dieser Zeit eine Qual. Ich konnte nichts thun, als der Mutter beim Stubenscheuern und Wäscherollen helfen, ihr bei ihrer Sitzarbeit vorlesen und ihr von meinen Stipendien die Wohnungsmiete und die Milchfrau bezahlen. Von meiner heutigen Sinnesart aus begreife ich meine damalige Unthätigkeit nicht; wenn ich in diese Lage zurückversetzt würde, so würde ich die langen Universitätsferien dazu benützen, etwas ordentliches zu verdienen. Einestheils mag meine damalige ganz unpraktische rein akademische Richtung daran schuld gewesen sein, daß ich nicht darauf verfallen bin, andernteils waren wohl die Erwerbarten, die mir offen gestanden hätten, Zeitungsschreiberei und Ferienschulmeisterei in Bädern und Sommerfrischen, noch nicht so gebräuchlich wie heute. Jedenfalls habe ich die ganzen Ferien über keine Zeitung gelesen, also auch keine Annonce zu Gesicht bekommen. Unterstützung bekam meine Mutter von niemand als von ihrer Schwester Julie,\*) die in dem Biederhäuschen

\*) Wenigstens die ersten Jahre ihres Stenbs hindurch; später empfing sie eine kleine wöchentliche Unterstützung von einem jungen

als das Haupt ihrer aus der Großmutter und den andern Tanten bestehenden Familie residierte. Sie saß stets auf einem altertümlichen, mit blauem Plüsch überzognen Armstuhle am mittelsten der drei Fenster der zur ebenen Erde gelegnen Wohnstube. Sie war eine sehr merkwürdige Frau (um, wie die Grenzboten einmal vorgeschlagen haben, dieses richtige Wort anstatt der für ältere Personen läppischen Bezeichnungen Mädchen und Fräulein zu gebrauchen). Sie war von stattlicher Figur, schönem und ausdrucksvollem Gesicht, dem die starke Adlernase etwas männliches gab, energischem Charakter, scharfem Verstande, treffendem Urtheil und außerordentlich geschickt. Ob weisnähen, schneidern, sticken oder puzmachen, es ging ihr alles gleich leicht von der Hand. Sie hatte nichts gelernt, als was die damalige zweiklassige Volksschule und eine gewöhnliche Puzmacherin ihr boten, aber das Abzeichnen von Stickmustern und sogar das selbständige Entwerfen machte ihr keine Schwierigkeiten. Hatte sie im Sommer Blumen zu sticken, so holte sie sich aus dem Gärtchen z. B. eine Rose oder einen Rosenzweig mit Knospen in verschiedenen Stadien der Entwicklung, legte das neben den Rahmen und stickte es ab, wie der Maler abmalt. Sie hätte eine berühmte Kunststickerin oder Modistin werden oder ein Konfektionsgeschäft leiten können, wie sie denn auch einem Juden ein Geschäft, ich weiß nicht mehr was für eins, eingerichtet hat. Als mit der fortschreitenden Arbeitsteilung auch in unserm Städtchen die Schneider-, Puz- und Stickgeschäfte überhandnahmen, sah sie sich zuletzt auf die am wenigsten lohnende Arbeit, auf die Weisnäherei beschränkt und mußte sich noch dazu auf ihre alten Tage mit der Nähmaschine

---

Kaufmann, der sie ihr in zartester Weise übermittelte. Von der Familie dieses Kaufmanns, des Bruders meines Freundes P., habe auch ich manches Gute empfangen.

einrichten. Zum Lesen hat sie niemals Zeit gehabt; aber sie hatte in jüngern Jahren Umgang mit Geistlichen und andern gebildeten Männern, ließ sich manchmal vorlesen und wußte so in der Welt Bescheid. Um das dreißigste Jahr herum wurde sie geisteskrank. Es fing mit sonderbarem Lachen und Irrededen an. Man holte den Pfarrer. Bei seinem Anblick erschraf sie furchtbar (wie sie später erzählte, hat sie den guten Klopsch für den Teufel gehalten), sprang durchs Fenster und über die Straße, setzte über den Graben, rannte den dahinter liegenden Lattenzaun ein und flüchtete durch die Gärten. Mit gütlichem Zureden gelang es, sie zur Rückkehr zu bewegen; Gewalt richtete nichts aus, da sie die stärksten Männer überwältigte. Zum Glück mischte sich damals keine Obrigkeit ein, und so wich das Übel von selbst wieder. Nach einigen Tagen stellte sich heftiges Erbrechen ein, darauf wurde sie ruhig und setzte sich wieder auf ihren Stuhl, auf dem sie dann noch dreißig und etliche Jahre mit wunderbarer Ausdauer gefessen hat. Fixe Ideen behielt sie. Sie hatte Erscheinungen der heiligen Jungfrau, erhielt Offenbarungen, spann theosophische und eschatologische Phantasien und hegte gegen schuldlose Menschen allerlei Verdacht. So oft wir, ich und mein kleiner Bruder, von ihr Abschied nahmen, begleitete sie uns vor die Hausthür und sagte dort: Wenn euch etwa die Quandern (die Nachbarin mit dem Spinnrad) ein Dütchen voll Süßigkeiten giebt, so werft es weg, sie will euch vergiften. Es ist dieser Frau niemals eingefallen, uns etwas zu schenken. Als sie gestorben war, hat die Tante Julie ihre Seele in Begleitung des Teufels zum Schornstein hinausfliegen sehen. Dabei blieb das Urtheil der Kranken über alle andern Dinge so klar und sicher wie sonst, besorgte sie alle Aufträge ganz zuverlässig, leitete sie ihren Haushalt mit ge-

wohnter Umsicht und ließ sie sich nicht einen Augenblick in der Arbeit stören. Ich habe in meinem Leben keinen Menschen kennen gelernt, der, ohne von dringender eigener Noth getrieben zu sein, so gearbeitet hätte wie sie. Trat jemand zur Thür herein, so schob sie nur die Brille auf die Stirn hinauf, um den Eintretenden zu erkennen, und senkte dann gleich die Augen wieder auf die Arbeit, in der sie während des Gesprächs fortfuhr. Kaum, wenn ich sie in den Ferien oder später als Geistlicher besuchte, daß sie sich Zeit nahm zu einem Händedruck und einem Kuß; die Nadel oder die Nähmaschine durfte nicht einen Augenblick still stehen. Die Erholung, durch die sie am Feierabend die dem Körper durch das übermäßige Sitzen zugefügte Schädigung einigermaßen wieder aufhob, bestand im Wäsche waschen, Stube scheuern, Holz hacken, im Umgraben und Begießen ihres Gärtchens und im Wasserschleppen aus einem ziemlich entfernten Brunnen. Auch sich ein ordentliches Mittagmahl zu bereiten, nahm sie sich gewöhnlich keine Zeit; zuweilen that das eine der beiden Schwestern, wenn sie gerade zu Hause war; meistens waren beide auswärts beschäftigt; die eine starb jung, und die andere heiratete.

Bei solcher Lebensweise legte die Tante Julie in wenigen Jahren einen hübschen Sparpfennig zurück. Den zehrten aber gar bald die verheirateten Schwestern auf und sorgten dafür, daß nach dem Jahre 1850 nichts mehr erübrigt werden konnte. Mir schenkte sie auf dem Gymnasium das Schulgeld, bis ich Freischule erhielt. Acht Jahre lang hielt die wackere meine Mutter über Wasser, und der kinderreichen Schulmeisterin ließ sie den Rest ihres Sparpfennigs *ad calendas graecas*; darauf nahm sie fünf von deren Kindern der Reihe nach zu sich, zuerst den ältesten Sohn, sodaß er die höhere Bürgerschule besuchen konnte,

dann vier Mädchen, die sie in den weiblichen Arbeiten ausbildete und in Stellungen unterbrachte. Sie war dabei nicht etwa eine Heilige oder ein gutes, dummes Opferlamm, wie es dergleichen ja viele unter den Frauen giebt. Wäre sie eine reiche Frau gewesen, so würde sie das Leben genossen haben; da sie arm war, ließ sie bleiben. Sie plackte sich und entbehrte, nicht um Sünden abzubüßen und sich den Himmel zu verdienen, sondern weil die Welt nun einmal so eingerichtet ist, daß sich der Arme placken muß. Zum räsonnieren hatte sie keine Zeit und auch keine Neigung; sie war wortkarg und verachtete geschwägige Weiber; aber wenn sie gelegentlich ein Urtheil abzugeben hatte über die vornehme Welt im allgemeinen oder über einzelne ihr bekannte Herren, so fiel das meistens ungünstig aus; der Ziederdialekt stellte ihr die unparlamentarischen Bezeichnungen zur Verfügung, die ihrer kräftigen Natur entsprachen. Jedoch ohne Verletzung der Gerechtigkeit; bei rechtschaffnen Leuten höhern Standes erkannte sie an, was Anerkennung verdiente, und von Neid auf die Reichen im allgemeinen war sie frei. In der Auffassung der Lage ihrer Schwestern war sie, wie auch sonst, Pessimistin; nachdem sie einmal erkannt hatte, daß die Männer der Lage nicht gewachsen seien, schnitt sie jede Äußerung einer Hoffnung auf Besserung mit einer wegwerfenden Bemerkung kurz ab und erklärte, man habe sich in das Schicksal, das man selbst gewählt, zu finden. Was sie an den Schwestern und deren Kindern that, das that sie aus aufrichtiger Liebe, aber später, als es ihr zu arg wurde, meistens nicht mehr in liebenswürdiger Weise. Aufrichtig, wie sie war (absolut aufrichtig gegen jedermann, wie der echte Bauer; ich glaube nicht, daß sie, obwohl sie die Umgangsformen der höhern Stände ganz gut kannte, je in ihrem Leben jemandem bloß aus Artigkeit etwas an-

genehmes gesagt hat), verbarg sie nicht im mindesten ihren Verdruß darüber, daß sie sich nur für andre plagen mußte und in ihrem Alter vielleicht werde Not leiden müssen. Als die Großmutter ein paar Wochen, ehe sie wirklich starb, einmal Miene machte zu sterben, rannte Julie zum Bett hin, rüttelte die arme Frau auf und schrie sie an: „Jesus, Mutter, sterb Sie doch jetzt nicht, ich habe ja kein Geld aufs Begräbniß!“ Worauf die arme Frau ihr mit bittendem Blick die Wange streichelte und noch ein wenig zu leben beschloß. Denn etwas bestellen, was man nicht bezahlen kann, oder gar Geld borgen, das wäre der Tante so wenig eingefallen, wie es einem Pferde einfällt, fliegen zu wollen. Sie mußte wohl, daß es genug Leute giebt, die Schulden machen, und die sogar auf andrer Leute Kosten leben, aber der Gedanke, daß sie etwas ähnliches thun könne, ist ihr niemals in den Sinn gekommen. Wie es dem Pferde, mag es auch noch so viel Vögel herumfliegen sehen, niemals einfällt, selbst ein Vogel zu werden, so war sie, wie sie war, weil sie nicht anders sein konnte. An ihr zuerst habe ich einsehen gelernt, daß die Ethik nur eine theoretische, keine praktische Wissenschaft ist, obwohl sie das *πράσσειν* zum Gegenstande hat. Der von Natur tüchtige Mensch bedarf keine Morallehren und Predigten (nur was ihm und was andern nützt und schadet, hat er kennen zu lernen, und darin kann ihm eine die eigne Erfahrung unterstützende oder ersparende Belehrung gute Dienste leisten), und beim Untüchtigen nützen sie nichts. Den Prediger in der Kirche war sie gewöhnt, von oben herab, als Kritikerin, zu behandeln. Nach Klopschens Weggange wurden die Predigten im allgemeinen theils mittelmäßig, theils schlecht; da kam sie denn oft höchst unerbaut nach Hause und rief unwillig: „War das heut wieder einmal ein unausstehliches Gemare! Und so ein schönes

Evangelium! Hätt ich nur auf die Kanzel steigen dürfen, ich hätt es den Leuten anders ausgelegt!“ Dafür erbaute sie sich an den katholischen Andachtsübungen und lebte im Geiste das Kirchenjahr mit; am Karfreitage genoß sie vor Mittag nichts und den ganzen Tag nichts warmes. Mit der Zeit wurde sie gleichgiltiger gegen die Kirche und in den letzten Jahren ihres Lebens durch Nachdenken oder Grübelei, wie man es nennen will, sogar unkirchlich. Ihre Phantasien schwanden allmählich; zuletzt scheint sie frei davon gewesen zu sein; sie äußerte keine wunderlichen Gedanken mehr, und von uns hat natürlich niemand daran erinnert.

Während ich im Alumnat war, nahm sie die Mutter in das Oberstübchen ihres Häuschens auf. Mein jüngerer Bruder war schon ein paar Jahre vorher als Lehrling in die Apotheke gekommen, den jüngsten nahm ich der Mutter zwei Jahre später ab, und in der Zwischenzeit starb unsre Schwester. Da genügte ihr dann das Stübchen, von dem aus sie über eine belebte Straße hinweg die Aussicht auf schöne Gärten und grüne Wiesen hatte. Der Vater kehrte um diese Zeit von seinen Irrfahrten heim und schlug sich noch ein paar Jahre kümmerlich durch, bis ihn ein Schlaganfall von der Last eines verfehlten Lebens erlöste. Ich wurde als Neupriester in ein leeres Zimmer im Schulhause einquartiert und durfte den Pfarrer in den kirchlichen Verrichtungen vertreten, bis ich das Anstellungsdekret bekam, das leider vier Monate auf sich warten ließ. Viel wurde ich zum Segnen in Anspruch genommen, denn der Segen eines Neupriesters wird für sehr kräftig gehalten. Ich wurde zu diesem Zweck auch in die Nachbarrparreien bestellt. Leute, die nicht in die Kirche kommen konnten, ließen mich ins Haus bitten. So besuchte ich u. a. auch eine alte Kleinbäuerin, die mir erzählte: „Ich

habe seit vierzig Jahren die fallende Sucht, seit dreißig Jahren die Schwindsucht, seit zwanzig Jahren den Blutsturz, und seit zehn Jahren bin ich gelähmt. Jetzt will ich noch leben, bis der Sohn vom Militär zurückkommt, damit ich ihm ein Pferd kaufen kann; ich habe mich ohne Pferd beholfen und bin, so lange ich noch in die Kirche konnte, mit dem Ochsen gefahren.“ Solche Besuche wären ja nun an sich ganz schön und lehrreich gewesen, aber beim Segnen und allem ähnlichen wurde mir immer ganz wunderbar, denn da brach die protestantische Empfindung durch die neu gewonnene dogmatische Überzeugung durch; ich habe niemals so recht an die Kraft kirchlicher Segensprüche und geweihter Gegenstände zu glauben vermocht, außer sofern auf natürlichem Wege, z. B. durch Vermittlung der Phantasie, eine Wirkung entsteht. Ebenso verursachten mir die Meßstipendien Unbehagen, obwohl sie mir damals sehr zu statten kamen; ich gab sie meiner Mutter als Kostgeld. Und in einzelnen Fällen, wo Messen „auf eine gewisse Meinung“ bestellt wurden, besielen mich sogar Gewissenskrupel. In jener Neupriesterzeit kaufte ich die Streichhölzer von einem kleinen alten Weiblein, das damit haufierte. Das einmal sagte die „Barber,“ als ich bezahlen wollte: nein, ich nehme heute nichts; gedenken sie dafür meiner in der Messe „uf ene gewisse Meenung“; wenn ichs hätte, würde ich eine Messe zahlen, aber so viel habe ich nicht. Das nächste mal sagte sie freudestrahlend: „Nahmen Se og (nur) noch a Päckel, 's hot gehulsen.“ Mein Gott, dachte ich, was mag das nur gewesen sein! Wäre es eine Krankheit oder ähnliches, so hätte sie es mir doch gewiß mitgeteilt. Na, beruhigte ich mich dann, eine Abruzzenmeinung wird es wohl nicht gewesen sein, nach Gift und Dolch sieht sie nicht aus, und über den Liebeszauber ist sie wohl hinaus, aber freilich, fiel

mir dann wieder ein, hat sie eine Tochter! — So gehörte denn diese Neupriesterzeit zu den unerquicklichsten Abschnitten meines Lebens; das Anstellungsdekret begrüßte ich als eine Erlösung.



## In Pfarrhäusern

Endlich kam das heiß ersehnte Anstellungsdekret. Der Nachbar Julius lud mich und meine Siebenfachen auf sein Planwägelchen und fuhr mich nach Rehberg, wobei er unterwegs fortwährend auf die Pfaffen schimpfte, denn er hatte sich mit seinem Pfarrer verfeindet. In Finsterniß und Schneesturm — es war November — kamen wir an der Pforte des Pfarrhofs an. Ich zog die Glocke, und ein wütendes Hundegebell antwortete. Den Stimmen nach mußten es außer einem großen Köter ein halb Duzend kleine sein. Dazwischen ein kräftiger, scharfer Mezzosopran: Still, ihr Bestien! Wer ist da? — Der neue Kaplan! — Johann! Wo steckt denn der Tölpel wieder! Johann! Leg den Nero an die Kette! Ali, kusch! Wirst du zurück, du Nas! Hierher, Peter! Marsch ins Haus, Hips!

Na, das ist die richtige Pfaffenwirtschaft, sagte mein Begleiter; hier bleib ich keinen Augenblick, ich werde bloß die Sachen abladen und mache mich dann fort. Adieu!

Gelobt sei Jesus Christus! grüßte ich, als sich endlich die Pforte öffnete, denn das Jahr Achtundvierzig hatte mit den übrigen Bestandteilen der katholischen Restauration auch diesen bis dahin in Schlesien unbekanntem Gruß gebracht.

Guten Abend, antwortete die Dame mit scharfer, spöttischer Betonung. Sie führte mich in meine Stube, wo ich eine Bettstelle, einen Tisch und zwei Stühle fand, und dann in das Eßzimmer. Hier wurde mir eine sehr reichliche und vorzüglich zubereitete Mahlzeit aufgetischt, während deren Fräulein Elise erschien, um mich ein wenig zu unterhalten, d. h. natürlich, zu examinieren. Sie sagte mir, der Herr Pfarrer habe seinen gewöhnlichen Abendausgang gemacht (wie ich später erfuhr, saß er jeden Abend von sechs bis neun Uhr und jeden Morgen von zehn bis zwölf bei einem alten Ehepaare und trank dort seinen Kornschnaps), und ich würde stets allein zu Abend essen. Dann darf ich wohl bitten, sagte ich, daß Sie mir nicht jeden Abend so ein Souper vorsezen; ich brauche bloß ein Butterbrot. — Ganz wie Sie wünschen.

Es ist für einen, der daran gewöhnt ist, eine sehr leichte Art von Askese, außer der Hauptmahlzeit sehr wenig zu genießen, wenn diese Hauptmahlzeit so reichlich und gut ist, wie das Mittagessen stets auf dem Rehberger Pfarrhose war. Der Pfarrer Bär, der die Askese nicht einmal dem Namen nach kannte, aß den ganzen übrigen Tag buchstäblich nichts. Das einzige, was er genoß, war außer dem Morgen- und Abendschnaps eine halbe Tasse Kaffee zum Frühstück und eine zweite nachmittags; die andre Hälfte suppten seine Hunde aus. Weit schwieriger ist es, sich an ein schlechtes Mittagessen zu gewöhnen oder mit verbindlichem Dank und freundlichem Gesicht einen scheußlich schmeckenden Sichorienkaffee hinunterzuwürgen, den man als Besuch von guten Leuten vorgesezt bekommt.

Den Hauptstoff des Gesprächs, zu dem ich wenig beitrug, bildete eine Skandalgeschichte von einem benachbarten Pfarrhose. 'S ist eine Schande, rief die Wirtschafterin blizenden Auges, einen so prächtigen Herrn wegen einer solchen Gans zu suspendieren! Mir

sollten sie nur kommen, die Breslauer Herrn! Ich wollte sie — wenn ich der Pfarrer wäre! Und dabei ballte sie die Faust und schlug auf den Tisch. Es war eine sehr kräftige Faust. Den Patron einer Filialkirche hatte diese Faust einmal ans Hofthor geschleudert, daß er dort, wie sich die Erzählenden ausdrückten, beinahe kleben geblieben wäre. Elise war ungefähr vierzig Jahre alt, sehr kräftig gebaut, von üppigen Formen. Ihr Gesicht war frisch und wäre hübsch zu nennen gewesen, wenn es nicht aller Augenblicke durch höhnische Verziehung des Mundes, Zornrunzeln und stechende Blicke einen unheimlichen Ausdruck erhalten hätte. Haare und Augen waren pechschwarz.

Am andern Morgen stellte ich mich dem Pfarrer Bär vor. Was ist es denn für ein Mann? hatte ich zu Hause einen Kaufmann gefragt, der ihn kannte. Das will ich Ihnen sagen, hatte der erwidert. Ich hatte ihn mehrere Jahre nicht gesehen, da kam ich vor einiger Zeit durch Rehberg und besuchte ihn einmal. Ich trat in sein Wohnzimmer, wo er, mit dem Rücken gegen die Thür, an seinem Schreibtisch saß. Guten Morgen, Bär, sagte ich, nahm mir vom Tisch eine Cigarre, zündete sie an, setzte mich aufs Sofa und rauchte sie zu Ende. Nachdem ich mir eine zweite angezündet hatte, drehte sich Bär um und sagte: Guten Morgen, Pohl! Hast du deine Hühner noch?

Bär war mittelgroß, starkknochig und breitschultrig, zwar nicht unförmlich fett, aber doch hinlänglich beschwert, um beim Gehen wie ein Tanzbär zu watscheln, hatte einen Stiernacken, die nach Unteroffizierart vor die Ohren gekämmten Haare waren an den Enden stark auswärts gekrümmt, die Augen, gewöhnlich schläfrig und halb geschlossen, verrieten mit dem Munde zusammen Pfißigkeit; Augen und Lippen waren gewöhnlich feucht, und die erstern strömten bei Predigten und namentlich bei Grabreden leicht von Thränen

über, die Gesichtsfarbe endlich bekundete den täglichen Alkoholgenuß. Na, sein Se willkommen, beantwortete er meine Anrede; nächsten Sonntag haben Se hier Gottesdienst; Dienstag und Freitag um achte geben Se Religionsunterricht in der kleinen Klasse, jeden Mittwoch fahren Se nach Elisenbrunn, wo Se Messe lesen und Religionsunterricht geben, im Sommer halten Se dort jeden Sonntag Gottesdienst, und hier haben Se im Sommer um halb acht Uhr Schulmesse. Im Winter können Se auch um dieselbe Zeit zelebrieren, wenn Se wollen. Adjee!

Es war eine lange und anstrengende Rede gewesen, wie er schon lange keine gehalten hatte, und er hatte augenscheinlich genug. Das Mittagessen verlief sehr einsilbig; doch ereignete sich dabei etwas, wovon ich erst später erfuhr, daß es für meine Stellung in Rehberg entscheidend gewesen sei. Zum Rindfleisch wurde eine saure Gurke gegeben. Bär zerschnitt sie mit feierlicher Bedächtigkeit in Scheibchen und schob mir das Tellerchen hin. Natürlich nahm ich einige Scheibchen. Nun war mein Vorgänger ein choleraischer und magenleidender Mann gewesen, der sich täglich mit der Wirtschafterin gezankt hatte, theils wegen des gottlosen Treibens auf dem Pfarrhose, theils wegen der fauern Gurken, die er nicht vertrug, und dem Pfarrer war gar manches Mittagessen durch heftige Szenen verdorben worden, soweit einem solchen Phlegmatikus irgend etwas durch Aufregung verdorben werden kann. Der Krieg war noch heftiger entbrannt, als die andächtigen Weiblein der Gemeinde von den Seelen- und Magenleiden ihres verehrten Seelsorgers Kunde erhielten und nun anfangen, ihm mit gebacknen Pflaumen beizuspringen. Wie ein Cerberus pflegte die böse Elise die frommen Pfliegerinnen anzufallen, und mancher Topf voll Süßigkeiten ging auf dem gefährlichen Wege zu seiner Bestimmung in Scherben. Acht Jahre lang

hatte dieser Pflaumenkrieg gedauert. Nach jenem meinem ersten Mittagmahle nun wurde der Pfarrer, als er nach dem Mittagschlaf wie gewöhnlich zum Kaffee in der Küche erschien, von Elisen gefragt: Na, wie gefällt er Ihnen? — 'S wird gieh'n, a ißt Saures. Und es ging! Ich ärgerte weder ihn noch die Elise, und er fühlte sich in dem ungewohnten Friedenszustande so behaglich, daß er manchmal, wenn es in der Küche großen Krach setzte, bat: Piese, polter, wie du willst, bloß thu dem neuen Kaplan nischt! Sie that mir auch wirklich nichts. Ich trat gewöhnlich, wenn ich vom Spaziergang zurückkam, auf ein Viertelstündchen bei ihr ein, plauderte ein wenig, machte einen Scherz — auf ihre Scherze einzugehen, über die wir beide, das Dienstmädchen und ich, manchmal rot wurden, war nicht immer möglich —, und nach einem halben Jahre waren wir so gute Freunde, daß, als ich erkrankte, sie mir ohne weiteres täglich Obstkompott gab und mein Verzicht auf die sauern Gurken nicht übelgenommen wurde.

Auch die Dienstmagd hielt aus, obwohl sie es bedeutend schwerer hatte als ich. Denn sie wurde oft geohrfeigt, und nicht selten flog ihr ein Topf oder Teller an den Kopf. Wenn das Tellerwerfen anging, dann zog Bär, der mitten drin saß im Tumult und unter den Hühnern — denn im Winter logierten die damals noch nicht akklimatisierten Cochininahühner in der Küche —, seinen Schaspelz über den Kopf, und so schlug ihm der Hagel keine Beulen. Die Magd war verständig; weil sie blutarm war, mochte sie den in andrer Beziehung guten Dienst nicht aufgeben. Die Rutscher dagegen wechselten fast jedes Vierteljahr; welcher junge oder ältere Mann mag sich von einem Weibe prügeln lassen! Die Sache war sogar nicht ungefährlich, denn zuweilen warf sie mit Messern oder ging mit gezücktem Messer auf ihr Opfer los. Mit

der Zeit wurde mir ihr Wesen verständlich. Nachdem sie Zutrauen zu mir gefaßt hatte, kam sie manchmal zu mir, setzte sich auf meinen Koffer, brach in Thränen aus und klagte sich selbst mit derselben leidenschaftlichen Heftigkeit an, mit der sie ihre Umgebung mißhandelte. Sie hatte in der Jugend schreckliches erlebt; einiges davon erzählte sie, andres deutete sie an. Jetzt hatte sie zwar eine gute Stelle, aber es gab doch auch hier dunkle Punkte. So war z. B. der Pfarrer sehr lässig im Lohnzahlen und damals ein paar Jahre rückständig; sie zweifelte, ob sie, wenn er plötzlich stürbe, zu ihrer Sache kommen würde (sie hat zehn Jahre später als Universalerin 20000 Thaler bekommen). Dann war ja überhaupt sein Phlegma und seine Gleichgiltigkeit dazu angethan, eine hitzige Person vollends rasend zu machen. Die Kirche besuchte sie fast nie, weil sie sich für eine Verworfenne hielt, und zum Abendmahl war sie seit vielen Jahren nicht mehr gewesen. Als einmal ein Jesuit zum Besuch kam, faßte sie nach heftigem Kampf den heldenmütigen Entschluß, einmal zu beichten und zu kommunizieren, und wohl eine volle Woche verging ohne Krach. Sie war, wie böse Weiber häufig, eine ausgezeichnete Wirtschafterin, Reinlichkeits- und Ordnungsfanatikerin und Meisterin der Koch- und Backkunst; mein Lebtag habe ich nicht wieder so gut gegessen wie bei ihr.

Auf der ersten Fahrt nach Glisenbrunn begleitete mich der Pfarrer, um mich in die Schule einzuführen. So viel hatte ich natürlich gleich weg bekommen, daß ich mit ihm weder theologische noch philosophische Gespräche führen könne, und um mich ihm angenehm zu machen, wollte ich es mit Gegenständen seines Geschmacks versuchen. Ein schönes Pferd, sagte ich deshalb; wohl noch ganz jung? Er schickte einen flehenden Blick gen Himmel und erwiderte mit zuckenden Mundwinkeln: fünfenzwanzig und stockblind. Einige Zeit darauf

tröstete mich eine Geschichte, die einem alten Pfarrer der Nachbarschaft passierte. Er verkaufte seine alten Grauschimmel auf dem Pferdemarkt, ging dann einen Imbiß nehmen und kehrte nach einer Stunde zurück, um ein Paar junge Pferde zu kaufen. Er fand ein Paar, die ihm deswegen so ausnehmend gefielen, weil sie seinen alten ähnlich sahen, und noch dazu waren sie sehr billig, denn er hatte zu dem beim Verkauf gelösten Gelde nicht viel über 100 Thaler zuzulegen. Unterwegs fiel ihm der bequeme Trab der jungen Schimmel auf, und er sagte zum Kutscher: Johann, die Schimmel kommen mir so bekannt vor. — Mir ooch, war die Antwort. Als dann die Schimmel von selbst in den Pfarrhof einlenkten, war gar kein Zweifel mehr möglich an der Identität. Bär ließ bald darauf seinem alten Braunen den Gnadenstoß versetzen und kaufte zwei neue wirklich junge, die dem Kutscher viel Not bereiteten. Denn da sie wöchentlich nur zweimal aus dem Stalle kamen, um mich nach Elisenbrunn und den Pfarrer nach dem eine halbe Meile entfernten Michelsdorf zu bringen, so rannten sie wie besessen, Bär aber drohte dem Kutscher mit fortjagen, wenn er nicht langsam führe, weil schnell fahren sowohl den Pferden schädlich wie für die Menschen gefährlich sei. Mit dem zweiten hatte er insofern recht, als sein alter baufälliger Planwagen keine heftigen Stöße vertrug. Die Liese, die gern in einer schönen Kutsche gefahren wäre, sprach öfter den christlichen Wunsch aus, der alte Geizhals möchte doch mal in dem baufälligen Gestell den Hals brechen. Einmal, als der Pfarrer weggefahren war, mußte ich zu einem auswärtigen Krankenbesuche eine Droschke nehmen. Ich berichtete ihm darüber und bemerkte, es sei sehr schön gewesen im geschlossenen Wagen bei dem abschaulichen Wetter. Er aber belehrte mich, daß ich höchst unklug gehandelt habe; bei Sturm müsse man

alle Fenster öffnen, damit der Wagen nicht umgeworfen werde.

Am Abend vor Dreikönigstag — die Reihe zu predigen war am Pfarrer — trat dieser, als er vom Schnapfe zurück kam, bei mir ein und sagte: Sein Gebeten und predigen Se morgen für mich. Morgen kann ich nicht aus der Stube; denn da kommen die Bauern mit der Uckerpacht, und wenn ich da nicht zu Hause bin, haben wir im nächsten Jahre nichts zu leben!

Das erschreckte mich zwar ein wenig, denn auf so kurze Vorbereitungszeit war ich damals noch nicht eingerichtet, aber die Uckerpacht erregte doch angenehme Gedanken. Aha, dachte ich, da wird es wohl endlich einmal Geld setzen. Denn Neujahr war vorübergegangen, ohne daß ich etwas erhalten hätte. Als Weihnachtsgeschenk hatte ich fünf Thaler bekommen. Es kam aber auch die nächsten Tage noch nichts. Endlich fragte ich einmal beim Mittagessen: Siebts hier auch Gehalt? Und wie viel wohl? — Fufzen Tholer postnumerando. — Na, dachte ich, das ist ja ein recht bequemer Dividendus. Da kannst du fünf Thaler monatlich der Mutter geben, fünf aufs Schuldenbezahlen verwenden und behältst fünf übrig, was reichlich für Kleider, Bücher und Taschengeld langt. Als dann aber das Geld endlich kam, waren es 15 Thaler aufs Vierteljahr, und mein schöner Einteilungsplan ging in die Brüche.

An und für sich sind 60 Thaler im Jahr bei ganz freier sehr guter Station für einen jungen Geistlichen kein schlechtes Einkommen, obwohl nicht sehr standesgemäß, weil schon damals jeder Großknecht ebensoviel bezog. Aber wenn man Schulden zu bezahlen und arme Verwandte zu unterstützen hat, würde man ein paar Thaler mehr bei einer weniger üppigen Beköstigung vorziehen. Übrigens erhöhte sich das Einkommen mit der Zeit durch Meßstipendien beinahe auf das Doppelte. In Rehberg gab es keine; aber

ein Freund schrieb mir, man bringe ihm soviel, daß er den Verpflichtungen nicht genügen könne, ob ich ihm die überschüssigen abnehmen wolle. Natürlich war ich bereit, obwohl mir diese Art Bankgeschäft wunderbarlich und anstößig vorkam. Allein ich erfuhr, daß das allgemein üblich sei.

Da ich den ganzen Tag allein war mit den Büchern, die ich aus verschiedenen Bibliotheken bezog, der Mittagstisch, das Viertelstündchen in der Küche und der Spaziergang die einzige Abwechslung bildeten, so wurde mir jede der spärlichen Amtshandlungen zum Feste. Das Predigen macht in der ersten Zeit um so mehr Freude, als man eine Menge Weisheit aufgestapelt hat, die man doch gern an den Mann bringen möchte. Und daß es auch den nicht zahlreichen Zuhörern Freude mache, erfuhr ich gelegentlich vom Glöckner Menzel. Menzel war ein alter Unteroffizier: lang, dürr, steif, von stets kerzengerader Haltung, in allem streng militärisch. Beim Hochamt trat er mit dem Klingelbeutel in die Sakristeithür, sobald der Geistliche das Credo in unum Deum anstimmte, und genau gleichzeitig mit der Silbe um fiel sein ausgestreckter linker Fuß aufs Pflaster nieder, und es wurde losmarschirt. Jeden Morgen Punkt  $\frac{1}{4}$  8 Uhr erschien er in unsrer Wohnung, um die Kelche zu holen und zu fragen, ob wir Messe lesen würden, was bei mir überflüssig war, da ich nie aussetzte; aber er wich nicht vom Herkommen. Zum Pfarrer sagte er: Guten Morgen, Herr Pfarrer, wern Se rüber kommen? Zu mir: Gelobt sei Jesus Christus, Herr Kaplan, wern Se rüber kommen? Er tyrannisirte seine kleine Frau, die höllische Angst vor ihm hatte und, wenn er mit jemand sprach, beständig scheu zu ihm aufblickte und unter bestätigendem Nicken das Echo bildete. Ich danke für die Nachfrage (wir danken für die Nachfrage); es geht mir heute gut (es geht ihm heute gut); ich habe

keinen Atem (er hat keinen Atem); Sie müssen nämlich wissen (Sie müssen nämlich wissen), ich hab seit zwanzig Jahren den Gallenstein (er hat seit zwanzig Jahren den Gallenstein), und wenn die Schmerzen kommen (und wenn die Schmerzen kommen), da kommt auch der Atem (da kommt auch der Atem), und wenn der Atem weg ist (und wenn der Atem weg ist), da sind auch die Schmerzen weg u. s. w. Er hatte eine Nichte ins Haus genommen, auf die die Frau um so eifersüchtiger war, als das Mädchen von Menzel mehr aus Bosheit als aus Wohlwollen bevorzugt wurde. Einmal, als der Mann darniederlag, besuchte ich ihn. Ach, der arme Mann, flüsterte die Frau im Hausflur; wenns nur uf eene Art würde; lange kann ers nicht mehr aushalten! Er selbst aber sagte: O es geht mir ganz gut, denn hier die Therese, was meine Nichte ist, die pflegt mich ausgezeichnet, und wenn du, Weib, wirst gestorben sein, und das Mädchel führt mir die Wirtschaft, da wird das ein schönes Leben sein.

Also eines Tages, da wir zu einem Kranken fuhren, fing Menzel an, mich zu loben. Und die Predigten, nee, alles was wahr ist, die Leute sagen alle, so was — hier stockte er und wurde freideweiß, denn der Kutscher drehte sich um —, wenn ders gehört hat und klatscht — nicht etwa beim Pfarrer, der über so was erhaben ist, aber bei der Giese! A — ä — fuhr er mit gehobner Stimme fort, aber natürlich, so wie der Herr Pfarrer, nee, daran ist ja nicht zu denken; die langen Jahre, und die Übung, und die vielen Bücher! Nee, der Herr Pfarrer war ja schon vor dreißig Jahren ein berühmter Redner!

Gleich im Anfange drängte sich mir einmal der Gedanke auf, daß es widersinnig sei, Thätigkeiten, die bloß unter ganz bestimmten psychologischen Voraussetzungen geübt werden können, handwerksmäßig verrichten zu sollen. Ich wurde zu einer Frauensperson

gerufen, die an einem schlimmen Weine litt und furchtbare Schmerzen hatte, um sie zu trösten. Die ganze Nachbarschaft stand um mich und das Bett herum und wartete auf meine Rünste, die Person aber schrie, ohne auf mich zu achten, unaufhörlich: schloat mich tuut, schloat mich tuut! sodaß ich sie hätte überschreien müssen, um nur zu Worte zu kommen. Die Mutter der Kranken aber versetzte mir ein paar Püffe, um mich dem Bette näher zu bringen, und sagte unwillig: na, da fangen Sie doch an und trösten Sie! Ja, wenn das trösten eine Arbeit wäre, wie das amputieren oder einrenken! Trösten kann man doch nur, wenn dem Leidenden die Quellen des Trostes im eignen Herzen fließen; denn dann kann es wohl sein, daß ihm bei der Unterhaltung unter vier Augen mit einem Teilnehmenden diese Quellen reichlicher fließen.

Der Glaube an die körperliche Gegenwart des Gottmenschen im Altarssakrament versetzt die feineren Seelen — die gröbern mögen ja wenig davon merken — in die widerspruchsvollsten Zustände. Einerseits wird man dadurch beständig in einer Höhe festgehalten, vor der die irdischen Dinge in nichts verschwinden. So z. B. ereignete es sich einmal, daß der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, nach Rehberg kam, daß ich wider Willen in seinen Audienzbereich geriet und er einige Worte mit mir wechselte, was die dumme Klatschbase unsers Jahrhunderts, die Zeitung, der Welt verkündigte. Meine Mutter beschwerte sich nach einiger Zeit darüber, daß ich ihr nichts davon geschrieben hätte. Ich aber antwortete, der Vorfall sei ja gar nicht der Rede wert; unterhielt ich mich doch jeden Morgen ganz vertraulich mit einem unendlich größern Herrn. Andererseits lebt man aber doch in der gemeinen Wirklichkeit, thut, denkt und spricht darin so manches, was schon für einen gewöhnlichen Menschen Sünde ist, an einem aber, der „vergottet“ sein soll, als

Sakrileg erscheint, und kommt daher aus den Gewissen-ängsten nicht heraus. Und dazu bringt einen das Hantieren mit dem leiblichen Gott selbst schon in die sonderbarsten und widerwärtigsten Lagen. Wenn man den sakramentalen Gott zu einem Kranken trägt, so kniet man im Geiste anbetend vor ihm, verlangt ringsum die heiligste Stille, und daß die Begegnenden gleichfalls anbeten. Aber im protestantischen Norddeutschland verläuft ein solcher Krankenbesuch natürlich sehr viel anders als in Spanien, wo das Sakrament Seine Majestät genannt, darnach behandelt und von allen, die ihm zufällig begegnen, ehrfurchtsvoll begleitet wird. Einmal, als ich zu einem Kranken in einem entfernten Dorfe fuhr, rief uns ein Fuhrmann zu: Wollt ihr den Hals brechen? Der Kutscher stieg ab, fand, daß ein Rad im Begriff stand, von der Achse herabzurutschen, legte fluchend einen Notverband an und setzte mich beim nächsten Dorfwirtshause unter fluchenden und scherzenden Fuhrleuten ab, um den Schaden beim Schmiede ausbessern zu lassen. In meiner Ratlosigkeit, wie ich mich mit dem Sanctissimum unter solcher Umgebung, die neugierig auf mich einsprach, zu benehmen habe, mag ich blöhdumm ausgesehen haben.

Die höchsten Ideale geraten natürlich am häufigsten in tragische, komische und tragikomische Konflikte mit der schlechten Wirklichkeit. Was begegnet einem nicht alles bei Begräbnissen! Da hat man einen Fettklumpen zu beerdigen, und die guten Leuten singen an seinem Sarge: „Sain — Gaist — schwäbt — nun — in — he — he — ren Schwä — ren.“ Da fängt eine Witwe beim Versenken des Sarges mit mark- und beindurchdringender Stimme an zu kreischen: Mein Brotverdiener, mein Brotverdiener! Da hält einem im Wagen, den man mit dem ersten Leidtragenden teilt (an manchen Orten fährt der Geistliche, anstatt vor dem Sarge einherzuschreiten), dieser Leidtragende einen Vortrag

über die Würste, die der Verstorbene gemacht hat, stellt sich einem als Fabrikant der echten Fauerschen Bratwürste vor und endet mit einer zornflammenden Philippika gegen die Verleumder, die ihm nachsagen, er habe Kuhfleisch hinein; sein ganzes Leben lang, schreit er, habe er sich nur mit Ochsen abgegeben. Da nimmt eine Wittib (das war in L. während der Cholera) das Quergäßlein in Schutz, wo sie wohnt; es gäbe auch da sehr anständige Leute, o was für anständige Leute. Und was für schöne Geschäfte hätten sie dort gemacht, sie und ihr guter Mann (hier tritt natürlich das Taschentuch in Aktion); aber dafür bekomme er auch ein Begräbniß, wie es kein Regierungsrat habe (hier beugt sie sich zum Fenster hinaus und versucht die Kutschen zu zählen, ob es auch so viel sind, als sie bestellt hat; die Leiche liegt schon in der Halle auf dem Friedhofe), und nun fängt sie an sich zu brüsten und wird ganz stolz und heiter bei der Schau über das schöne Begräbniß und beim Vorrechnen der Kosten. Aber wie wir auf den Kirchhof kommen, tritt der Inspektor an den Wagen und fragt: Wen wollt Ihr denn heute noch begraben? (Es dunkelte schon.) — Den Altwarenhändler Kringler. — Gar nicht dran zu denken! Der steckt noch ganz drunten; vielleicht kriegen wirn morgen raus. — Frau Kringler zerfließt in Thränen. Die ganze großartige Kutschenparade pro nihilo! Aber wie lustig sind dafür die Totengräberknechte: hübsche junge stramme Burschen, die bei der Cholera ein Heidengeld verdienen und fleißig mit Schnaps und Rotwein traktiert werden, zum Schutz gegen die Ansteckung! Wie lachen ihre roten Gesichter, und wie sportmässig schwingen sie den Sarg über dem Grabe! Die Unvereinbarkeit des modernen Erwerbslebens mit den Grundsätzen des Christentums wurde mir von der einen Seite her zuerst in Glisenbrunn klar. Im Frühjahr sah man Sonntags einige Kinder

in der Kirche, im Sommer fast gar keine. Die müssen alle den Eltern helfen, hieß es. Den einen Sonntag beschloß ich, sie zu Hause aufzusuchen, schickte den Wagen heim und ging ins Bad, das, am andern Ende des Dorfes gelegen, eine Stunde von der Kirche entfernt ist. Aber die Leute hatten keine Zeit, mich auch nur anzuhören; unverrichteter Sache mußte ich überall abziehen. Am meisten that es mir Leid um zwei Geschwister, einen Knaben und ein Mädchen, sehr liebe Kinder, deren Vater, ein Konditor, anfänglich in guten Verhältnissen gewesen, aber dann herunter gekommen war. Jetzt mußte die Mutter die Familie mit Waschen und Plätten ernähren, und die Kinder hatten den ganzen Sonntag Morgen Wäsche auszutragen. Ich fand die Frau mit mehreren Gehilfinnen plättend in einer Stube, in der zu den dreißig Grad Luftwärme noch zehn Grad Ofenhitze kamen. Sie ließen sich keinen Augenblick in der eifrigen Arbeit stören, behandelten mich als Luft und antworteten mir gar nicht; nach einigen Minuten vergeblichen Wartens schlich ich mich davon.

Einen Genuß eigener Art bereitete das Beichtehören. Nicht etwa, daß es mir Vergnügen gemacht hätte, über die Sünden zu schelten; aber bei geplagten Frauen, bei Diensthoten, die eine böse Herrschaft haben, und bei prügelsatten Lehrjungen bildet das Sündenbekenntnis nur die Hülle ihrer Klagen, und es ist etwas schönes, sie mit ein paar herzlichen Worten ein wenig trösten zu können. Die Worte thuns ja nicht, die sind ziemlich gleichgiltig, nur daß sie wissen, es ist noch jemand auf der Welt, ders gut mit ihnen meint, darin besteht die tröstende Kraft dessen, was man spricht. Dagegen die Männer! Das ist ein greuliches Geschäft, da sich keiner einer Sünde bewußt ist. Eines Tages lernte ich ein Prachtexemplar kennen: Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Ich bin Sie

nämlich der alte Schwärtner, und hab ene junge Frau, und die hat immer gern a bissel Unterhaltung, und da läßt se Sie bitten, Sie möchten doch heute Nachmittag um dreie zu uns zum Kaffee kommen. Diese und alle meine andern Sünden find mir von Herzen leid u. s. w. Ich weiß nicht mehr, wie ich meiner Entrüstung über eine solche Beichte Lust gemacht habe, nur soviel weiß ich, daß ich um Punkt drei Uhr bei Schwärtners anklopfte. Als ich die Thür öffnete, fielen zu meinem Schrecken sämtliche Anwesende auf ihre Kniee nieder, und ein junger Mann sagte: Ihr Herr Vorgänger hat uns jedesmal beim Kommen und beim Gehen den Segen gespendet, wir bitten, daß Sie es auch so halten. Mir war das furchtbar peinlich, aber es blieb mir nichts übrig, als mich zu fügen. Dem Vater Schwärtner half man dann wieder auf die Beine und setzte ihn in die Ofenecke, wo er seinen Kaffee bekam und darauf einnickte, wir andern aber setzten uns um den Tisch herum, auf lauter Rosen. Die Frau Schwärtner nämlich, eine schlanke Frau mit einem kindlichen frischen Gesichtchen, die reine Unschuld und Herzensgüte, hatte die einzige Leidenschaft, auf Kaffeefackzeug Rosenbouquets und Rosenguirlanden zu sticken und damit die Sofas, die Stühle, die Fensterpolster, die Kommoden zu überziehen. Der junge Mann, namens Fuchs, hatte ein bartloses runzliges Gesicht, wie ein älterer Bauer. Bauer war er auch, indem er zwar das Handwerk seines Vaters, die Sattlerei gelernt hatte, damals aber die Ackerwirtschaft seiner Eltern besorgte. Außerdem war noch ein Bahnmeister mit seiner Frau anwesend. Das war eine lebhafte hübsche Person, die Scherze und Gedichte in schlesischer Mundart aus dem Ärmel schüttelte, gleichzeitig aber — sie war Konvertitin — zusammen mit dem jungen Fuchs dafür sorgte, daß der kleine Zirkel die Religiosität im streng ultramontanen Sinne pflegte und der

in der Gemeinde herrschenden Lauheit und Gottlosigkeit durch das Beispiel fleißigen Kirchenbesuchs, öfterer Beichte und auffälliger Andachtsübungen entgegenwirkte, und ihr Mann, ein kreuzbraver Kerl „von der Artollerie,“ mußte eben wohl oder übel mit. Gar zu schlimm hatte er's ja nicht dabei, da ihn vor übermäßigem Kirchenbesuch sein Dienst behütete, bei den Zusammenkünften aber für gute Naturalverpflegung und im allgemeinen verständige Unterhaltung, die mit harmlosem Scherz gewürzt wurde, gesorgt war. Wenn der überspannte Fuchs, der, ebenfalls Konvertit, die Frömmigkeit von seiner Wanderschaft, und zwar aus Tirol mit heimgebracht hatte und sich bemühte; dieses exotische Gewächs auf dem kalten Herzensacker der derb realistischen Rehberger zu akklimatisieren, wenn dieser junge Schwärmer auf Flügeln der Mystik ins Blaue zu enteilen Miene machte, holte ihn die Frau Bahnmeisterin, die ihn fest an der Strippe hielt, immer wieder mit einem kräftigen Ruck auf die Erde herunter. Essen Sie doch, fuhr sie ihn an, als er mit andächtig gefalteten Händen verzücchten Blicks bald auf die Heiligenbilder an der Wand bald auf mich starrte. — Wie kann man sich mit dem Erdenkot befassen, der nur mit Füßen getreten zu werden verdient, wenn man himmlisches Manna erwartet! — Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl für mich, daß ich etwas erbauliches loslassen sollte. — Sie dämlicher Kerl, antwortete sie, wie können Sie so von Gottes Gaben sprechen; überhaupt Sie, der Sie wie ein Scheunendrescher essen (das war er ja auch) und den Kot, wie Sie es nennen, gar zu gern in den Mund stecken! — Und er gehorchte, und ließ ein Stück Kuchen nach dem andern in seinem geräumigen Schlunde verschwinden.

Der Religionsunterricht, auf den ich mich ganz besonders gefreut hatte, fiel mir nicht leicht. Ich traf den für die kleinen Kinder passenden Ton nicht recht;

daß eine volle Stunde Katechismusunterricht bei kleinen Kindern ein pädagogisches Unding sei, wußte ich damals zum Glück noch nicht, und verlor also bei der Sisyphusarbeit, an sich unüberwindliche Schwierigkeiten zu überwinden, den Mut nicht. Als ein großes Glück empfand ich es, als mir der Pfarrer den Konfirmandenunterricht übergab, denn bei diesen größern Knaben und Mädchen fand ich doch schon Verständniß. Bald waren mir diese Stunden mehr als das halbe Leben, und es wurde mir angst, als sie zu Ende gingen. Ließe er dir doch den Religionsunterricht der Oberklasse! dachte ich. Das geschah aber vorläufig nicht, obwohl ich wußte, daß er ihn oft aussetzte. Eines schönen Maimorgens jedoch ertönte seine Stimme aus dem Garten herauf: Herr Kaplan, ich bin gerade beim Dkullieren (er war ein großer Rosenzüchter), Sie könnten mal für mich in die Schule gehn.

Wer war froher als ich! Seitdem wartete ich jeden Montag und Donnerstag mit einer Art Fieber auf seinen Ruf, der zu meinem Verdruß manchmal erst um halb neun ertönte, sodaß ich um die Hälfte der Stunde kam. Und als er einmal nach halb noch im Garten schaffte, ohne zu rufen, da ging ich unaufgefordert; von da ab trat ich durch stillschweigende Übereinkunft an seine Stelle. Daß ich mich gar nicht um den Garten kümmerte, war, wie ich später habe einsehen lernen, eine große Dummheit. Der humanistische Idealismus, den ich auf dem Gymnasium, und der theologische, den ich in Breslau eingefogen hatte, erzeugten zusammen die thörichte Vorstellung, daß jede andre als die rein geistigen Beschäftigungen des Geistlichen unwürdig sei.

Der von allem Idealismus freie Bär hat mich, wie ich an seinem ironischen Lächeln manchmal merkte, sicherlich für den größten Esel gehalten, der ihm bis dahin im Leben vorgekommen war, aber weil ich in

keiner Weise seine Bequemlichkeit störte, war ihm der Esel lieber, als ihm ein Fuchs oder eine Haderkaze gewesen sein würde. Er selbst war ein großer Philosoph, ein so großer, daß man drei daraus hätte machen können. Denn er hatte für alle Fälle drei Sprüchlein, von denen jedes eine ganze Philosophie enthält. Eines Festtags, wo er auswärtig gewesen war, erzählte ich ihm: Heute hat der Kantor wieder einmal erst eine halbe Stunde mit dem Leimtiegel hantieren müssen, ehe die Orgel den ersten Ton von sich gab; er meinte, die Reparatur werde sich doch wohl nicht länger aufschieben lassen. Da sagte der dreimal Weise: Die dummen Schulmeister denken, das liege an der Orgel; das liegt bloß am Wetter; das muß man a su (so) austemperieren lassen. Das muß man a su austemperieren lassen — das war sein Bescheid, mochte jemand krank oder ein kirchliches Gebäude baufällig geworden, oder eine Revolution ausgebrochen sein, oder die Piese wettern, oder der vor beständiger Ungeduld zappelnde Kantor erklären, daß er mit seinem Gehalt nicht mehr auskomme und seine Lage nicht mehr vierundzwanzig Stunden lang ertragen werde. Diese Weisheit hatte ihn auch in der Revolution von 1848 gerettet. Als ein wütender Haufe den Pfarrhof umtobte und schwur, daß man den verdammten katholischen Pfaffen mitsamt dem bösen Weibsbilde verbrennen wolle, war er vor die Thür gewaltschelt und hatte gefragt: Na Kinder, was wollt ihr denn eegentlich, wollt ihr en Schnops? Darauf hatten sie alle gelacht über das drollige Gesicht, das er dazu schnitt, und er hatte mitgelacht, und hatte die Schnapspulle herumgehen lassen, und die Revolution war vorläufig zu Ende. Und wird nicht selbst ein europäischer Großstaat seit vierhundert Jahren nach dem Grundsatz regiert: austemperieren lassen, dem Grundsatz, den Kaiser Friedrich III. (oder IV.) zur habsburgischen Familien-

tradition gemacht hat, von der eigentlich nur die temperamentvollern Führer der Gegenreformation abgewichen sind? Und wohl dem Hause Habsburg, daß es an dem bewährten Grundsatz festhält! Hätte man an der Donau andre Methoden versucht, so wäre der Kaiserstaat wohl längst aus dem Leime gegangen. Die Völker freilich fühlen sich nicht immer behaglich dabei und geberden sich manchmal wie der Rehberger Kantor.

Als ich den Pfarrer für den Borromäusverein zu pressen unternahm, schnitt er die Diskussion mit der Bemerkung ab: 'S is ja alles bloß Geldschneiderei! 'S is ja alles bloß Geldschneiderei — so hieß es, wenn ein neuer Verein gegründet, eine Eisenbahn gebaut, ein Gesetz beraten, eine neue Beleuchtungsart erfunden oder ein Fest veranstaltet wurde. Und so hat er schon vor Karl Marx das Wesen des Kapitalismus durchschaut und den Grund zur materialistischen Geschichtsphilosophie gelegt. Übrigens gelang es mir, den Beitrag aus ihm herauszupressen, nur sträubte er sich aufs neue, als er sich aus der Liste, die ich ihm vorlegte, ein Buch auswählen sollte: 'S ist ja alles bloß Geldschneiderei, ächzte er fortwährend, indem er das Blatt, das er verkehrt in der Hand hielt, hin und her wendete. Habüchtig war er nicht, aber geizig. Es kostete unendliche Mühe, ihm einen Thaler zu entwenden, auch wenn er ihn zu zahlen verpflichtet war, dagegen that er nichts, seine Einkünfte zu erhöhen. Die Stolgebühren, die freilich unbedeutend waren, trieb er nicht ein, wenn sie nicht selber eingingen, und mit dem Pachtzins, den er für seine drei Widmuten forderte, waren seine Pachtbauern — ausnahmslos Protestanten — sehr zufrieden; aus Dankbarkeit schickten sie Berge von Kirmeskuchen auf den Pfarrhof.

Sein dritter Weisheitspruch war: Jedes Ding hat seine zwei Seiten; den bekam ich zu hören, so oft ich jemanden oder irgend etwas lobte. Und diese

Zwei- oder Mehrseitigkeit oder Relativität alles Seienden bilden ja das Wesentliche der heutigen Weltanschauung im Unterschiede von der der frühern mehr dogmatischen Zeiten. Leider muß ich bekennen, daß Bär den schönen Grundsatz von der allgemeinen Zwei- seitigkeit nur einseitig anwendete. Wenn geschimpft wurde, hütete er sich wohl, an die Lichtseite des getadelten Gegenstandes zu erinnern, und namentlich vom geistlichen Amte, wie man in der Diözese Breslau das Generalvikariatamt nennt, würde er niemals zugegeben haben, daß es mehr als eine Seite, die verabscheuungswürdige, habe.

Bär war ein Original, aber zugleich stellte er doch auch zwei Typen dar: den verbauerten und den rationalistischen katholischen Geistlichen. Fast gleichzeitig mit mir waren zwei katholische Honoratiorenfamilien angezogen, die ich zuweilen besuchte; meine Frage aber, ob er nicht einmal mitgehen wolle, wies er mit der Bemerkung zurück: ich gehe in keine Stube, wo ich nicht auf die Diele spucken kann. Er ging in Begleitung zweier ganz unmöglichen Spießbürger wöchentlich einmal in ein Bauernwirthshaus Regel schieben, und jeden Freitag besuchte er zu Wagen die etwas entferntere Kneipe in der Filiale Michelsdorf, wo die von einem großen Wochenmarkte heimkehrenden Bauern und Getreidehändler ihre Markterlebnisse austauschten. Einmal habe ich ihn auf jeder der beiden Parteien begleitet, aber nur einmal; für die Unterhaltung dieses Kreises war ich doch noch nicht abgehärtet genug. Was hat ihm der neue Herr von Michelsdorf, ein Baron von S., für Seufzer ausgepreßt! Gleich nach der Übernahme kam er zu Bär und erklärte: „Die Kirche macht mir Schande. Ich bin Protestant, aber ich hege als Sohn einer katholischen Mutter pietätvolle Gesinnungen gegen den Katholizismus, und außerdem kann ich nicht dulden, daß neben meinem Schloß eine halbverfallene

Kirche steht. Hier haben Sie einstweilen 5000 Thaler, was ich dann noch, als Patron, pflichtmäßig zu zahlen habe, wollen Sie berechnen. Zunächst werden wir einen Reparaturplan entwerfen.“ Und der Baron ließ nicht locker. Bär mußte sich mit Berechnungen, mit Berichten ans Amt, mit Bausorgen aller Art beladen, ja er mußte ein paarmal aufs Schloß; nur dazu hätte ihn keine irdische Gewalt gebracht, nach dem Gottesdienste in der Filiationkirche auf dem Schloß das Frühstück einzunehmen, was sich der Baron durchzusetzen bemühte; seiner Kneipe blieb er treu. Man darf nicht glauben, daß ihm sein bäurisches Wesen, seine Unbildung und sein Stumpfsinn bei den protestantischen Honoratioren der Stadt und der Umgegend, den Baron J. ausgenommen, geschadet hätten. Gerade so einer ist oder war damals wenigstens den Herren eben recht. Der gute, der liebe Herr Pfarrer, hieß es immer, wenn von ihm die Rede war, und seine Ungezogenheiten wurden als berechnigte Eigentümlichkeiten entschuldigt. Denn wer von den Herren auf dem Pfarrhose zu thun hatte, bekam ein gutes Glas Wein, ab und zu wurde einer zu einem Festmahle geladen, der Katholizismus machte sich am Orte äußerlich, durch Prozessionen und dergl., nicht bemerkbar, und an konfessionelle Konflikte war gar nicht zu denken. Das ist es, was ich den rationalistischen Typus nenne, obwohl bei Leuten von Bär's Schlage die ratio im höhern Sinne keine Rolle spielte. Es gab ja in jener Generation von Geistlichen auch solche, die es mit der ratio ernst nahmen, die aufrichtig nach Erkenntnis strebten und eine rege gemeinnützige Thätigkeit entfalteten. Aber was sie bei den Protestanten beliebt machte, war doch weniger ihr positives Wirken, als die Negation oder wenigstens Nichtbetonung des spezifisch Katholischen.

Die Geistlichen, die sich ein paarmal im Jahre zu einem Festessen bei uns versammelten, waren mit

Ausnahme eines „ehrwürdigen,“ in Wirklichkeit wahrhaft nichtswürdigen Jubelgreises etwas jünger als Bär und schon ein wenig vom neuen Geiste ergriffen, doch nicht so sehr, daß sie Spaßverderber gewesen wären. Der eine, ein übermütig lustiger Bruder, hatte einmal die damals aufgekommenen Exerziten mitgemacht und erzählte, daß ihm da die Bedeutung der Messstipendien aufgegangen sei. Diese sollten ja nur ein Almosen sein, und ein gut befründeter Pfarrer wie er, der keine Almosen brauche, habe demnach die Pflicht, sie an Arme wegzuschicken. Er lasse sie daher jetzt immer auf dem Fensterbret liegen, und der erste Bummler, der vorübergehe, bekomme, was gerade daliege, möge es ein Viergroschenstück, ein Achtgroschenstück oder ein Thaler sein. Ein anderer, ein possierlicher, lahmer Mann, mit einem so großen Bauche, daß er nicht darüber hinwegreichte und sich die Stiefel von rückwärts anziehen mußte, daneben ein weicher Gemütsmensch und Dichter, hatte sich auf die Mystik verlegt und in seiner Gemeinde eine Heilige entdeckt, die Erscheinungen hatte. Vergebens warnte ich ihn, da der Betrug ganz augenscheinlich war; er sorgte so lange für Verherrlichung dieser Dienstmagd, bis sie eines Tages eines Anäbleins genas und ihn so in der ganzen Umgegend zum Gespött machte. Ein älterer Pfarrer, mit dem ich mich über die Dinge unterhalten konnte, die mich damals interessierten, war Sch. in Ö. Er war wissenschaftlich gebildet, aufrichtig fromm und besaß eine ansehnliche Bibliothek. Er war zwanzig Jahre in Amerika gewesen, hatte dort eine strenge Richtung angenommen, sich aber durch Umstände veranlaßt gesehen, in die Breslauer Diözese zurückzukehren. Man gab ihm da eine der schlechtesten Pfarreien (jährlich vierhundert Thaler), doch hatte er ein hübsches Häuschen und einen großen Garten. Diesen besuchte ich monatlich einmal; zu unsern Rehberger Festen kam er nicht,

aber sonst ließ er sich manchmal bei uns sehn. Das einmal saßen wir gegen zwölf Uhr im Speisesaal, wo es am kühlfsten war. Der Tisch war schon gedeckt und natürlich auch für Sch. ein Gedeck aufgelegt. Da auf einmal kommt die Elise laut fluchend und wetternd hereingestürzt, reißt das dritte Gedeck herunter und wirft Leller und Besteck in die Diele. Nach und nach erfuhren wir, daß sie den Pfarrer bei seinem Morgenglase aufgesucht und mit Rücksicht auf den erschienenen Gast eine Zulage zum Gelde fürs Mittagessen gefordert, er ihr aber nur ein Biergroschenstück hingeworfen habe; sie mußte ihm nämlich die Haushaltungsausgaben täglich einzeln auspressen. Wir beide gerieten in tödtliche Verlegenheit. Nach ein paar Minuten erschien sie wieder, bat um Entschuldigung und legte ein frisches Gedeck hin. Kapläne, mit denen ich hätte umgehen können, gab es nicht in der Nähe. Dafür fand ich in dem jüngern der beiden Lehrer einen Freund, mit dem sich verständig reden ließ, und der mir in seiner Dachstube manchmal etwas auf dem Klavier vorspielte. Außerdem hatte ich die oben erwähnten beiden Familien: einen sehr musikalischen Professor mit seiner lebenswürdigen jungen Frau, und einen Kreisbaumeister, der ebenfalls eine lebenswürdige Frau und eine Menge lieber Kinder hatte. Dieser Baumeister war ein ausgezeichnete Charakter und ein peinlich gewissenhafter Beamter, hatte aber den einen Fehler, daß er bigott katholisch war; durch seine auffällige Bigotterie hat er sich später um sein Amt gebracht. Als er durch mich mit Fuchs bekannt wurde, war das Unglück fertig: die beiden beschloßen einen Rosenkranzverein zu gründen, und ich mußte eine konstituierende Versammlung in der Schule abhalten. Das wird wohl doch dem Pfarrer und seiner Liebe zu viel werden, dachte ich, und erschrak, als der Pfarrer einige Tage darauf loslegen zu wollen schien. Er hatte bei Tische die Gepflogen-

heit, sich nach der Suppe und nach dem Rindfleisch zurückzulehnen — er saß immer auf dem Sofa — und die Hände über dem Bauche zu falten. Die Pause nach der Suppe verging in schweigendem Sinnen, nach dem Rindfleisch aber warf er immer eine Bemerkung hin, an die sich dann eine mäßig bewegte Unterhaltung knüpfte, bis der Braten wieder ernstere Aufgaben stellte. An jenem Tage nun ächzte er nach dem Rindfleisch tief und schaute, nachdem er sich angelehnt hatte, mit schmerzlich bewegten Zügen und zuckenden Mundwinkeln zu den Emmausjüngern an der Decke empor; im Sommer aßen wir nämlich im erwähnten kühlen Gartensaale, dessen gewölbte Decke mit Fresken geschmückt war. Dann stieß er die Worte hervor: 'S hiert uf! Richtig, dachte ich, nun gehts los! Oder nein, er thut gar zu gefährlich; es muß ihm wohl etwas sehr schlimmes begegnet sein? Und furchtsam fragte ich, was es denn gebe. Die Einsauergurken kusten fußen Viehmen. Das ist allerdings schrecklich, bemerkte ich erleichtert, aber mit möglichst teilnehmender Miene, obwohl ich keine Ahnung von dem normalen Gurkenpreise hatte und auch nicht wußte, ob sich der Preis auf eine Mandel, ein Schock oder einen Scheffel beziehe. Ich wagte also, ihm die Neuigkeit, die er wohl schon von der Piese gehört haben mochte, nach und nach beizubringen, und es erfolgte darauf nichts als ein ironisches Lächeln und Kopfschütteln und einige Sticheleien in der Küche. Nur einer der beiden Leibphilister des Pfarrers vermochte den Ärger über diese Bedrohung des Gemeindestilllebens nicht ganz zu verneisen. Als er einmal den Pfarrer abholte, und ich zufällig unten war, lieferten die Sperlinge des Gartens einander gerade eine große Schlacht und machten einen Heidenlärm. Sehn Se, Herr Kaplan, sehn Se? Gerade so sein die Kapläne, wenn se ausm Alumnat kommen, seitdem der verfligte Sauer dort sei Wesen treibt!

Mittlerweile war der alte Schwärtner in seiner Ofenecke für immer entschlafen, und seine junge Witwe konnte nicht süßlich junge Herrenkaffees geben, aber selbdritt besuchten wir, sie, ich und Fuchs, die Bahnmeisterfamilie manchmal, die auf einem benachbarten Dorfe wohnte. Fuchs schwärmte unterwegs von den lieben Heiligen und sprach seine Sehnsucht nach dem Eremitenleben aus, von dem ihn bloß die kindliche Pflicht zurückhalte, da ihn seine Eltern nicht gut entbehren könnten. Eines Tages sagte die Bahnmeisterin zu Fuchs und der Frau Schwärtner: Also nächsten Sonntag werdet ihr aufgeboten? — Wa — was? rief ich entsetzt. Das haben Sie sich nicht gedacht? entgegnete die Bahnmeisterin und wollte sich totlachen, wissen Sie denn nicht, daß Sie im ganzen Städtel der Engel Rafael heißen? Bei der Hochzeit wäre es beinahe zu einem Krach gekommen. Das Gespräch geriet auf die Polterabendbräuche, und Fuchs äußerte, katholische Christen sollten eigentlich einen solchen sündhaften Unfug gar nicht dulden. Da sagte der Pfarrer: Wie denn aber da, wenn in einem katholischen Pfarrhause alle Tage schon früh um sechse Polterabend ist? Stürmische Heiterkeit; aller Augen richteten sich auf Elisen. Diese wurde dunkelrot und schleuderte Dolche; glücklicherweise nur mit den Augen; die Hände, die schon nach den Tellern griffen, und den Mund bezwang sie tapfer. Der nächste Tag war ein Freitag. Heute, dachte ich, wird das Essen wohl sehr süß ausfallen. Richtig, die erste Speise war Milchreis, dem Pfarrer ein Greuel; er rührte sie nicht an. Dann kamen Plinsen. Elise führte zweierlei: mit Sardellen und mit kleinen Rosinen gefüllte. Wollte ich doch wetten, dachte ich, daß es heute lauter Rosinenplinsen sind. Der Pfarrer zerschnitt die erste, die zweite, die dritte, die vierte: lauter Rosinen. Seufzend schob der arme Mann die Schüssel von sich, lehnte sich zurück

und blickte mit schmerzlicher Resignation zu dem evangelisch-friedlichen Mahl an der Decke empor.

Es war ein Glück für unsre Freundschaft, daß ich bald darauf fortkam. Elise war argwöhnisch geworden. Sie fürchtete, die neue Rosenkranzgesellschaft möchte auf eine Reform des Pfarrhofs ausgehen, und die Ereignisse gaben ihr Recht. Der Kaplan, der mich ablöste, einer von den sauertöpfischen Frommen, gab sich ganz der Partei hin, und es kam zu Denunziationen beim geistlichen Amte. Dort hatten Bär und Diese einen guten Freund nichtgeistlichen Standes — bei dieser Behörde sind auch einige Juristen angestellt —, der in dankbarer Erinnerung an gute Verpflegung schrieb: „Seien Sie unbesorgt, lieber Herr Pfarrer, wir werden Ihnen einen schicken, der ganz zu Ihnen paßt.“ Und sie schickten ihm einen, der mit ihm zu Schnaps ging. Aber der Satan war wieder so ganz in die Diese gefahren, daß sie sich auch mit dem nicht vertrug. Sie hatte die staunenswerte Kühnheit, ihn selbst zu denunzieren, und sie hatte Erfolg. Weinend sollen sich die beiden Schnapsbrüder, der alte und der junge, beim Abschied umarmt haben: Wir hatten doch einander so lieb! Ich war ein paarmal zu Besuch auf dem Rehberger Pfarrhofe und wurde jedesmal sehr freundlich aufgenommen. Das letztemal fand ich Bär krank. Was macht denn der gute Herr Pfarrer? fragte ich Elise beim Eintritt, worauf ich eine Antwort im Lapidarstil bekam, für die dem Rabelais sein Verleger ein Extrahonorar gezahlt haben würde, die aber heute nicht gedruckt werden kann. Es war ein junger, hübscher Kerl da, den sie sich bei den am Orte stehenden Jägern ausgesucht hatte, „damit er dem Pfarrer die Pfeife stopfe.“ Der Pfarrer starb bald darauf; sie kaufte dem Burschen einen Garten und heiratete ihn. Der junge Mensch soll schrecklich viel Prügel bekommen haben.

Fuchs und seine Frau waren, abgesehen von der Überspanntheit des Mannes, brave Leute und haben auch mir und den Meinigen mancherlei Gutes erwiesen. Frau Fuchs beherbergte, als sie noch Witwe Schwärtner war, wochenlang meine Mutter und meinen jüngsten Bruder, und er hat in meiner Krankheit mehrere Nächte an meinem Bette zugebracht. Auch war er ein tüchtiger Arbeiter. Aber nachdem er sich von seinen Eltern getrennt hatte, riß ihn die Schwärmerei fort. Er that nichts mehr als beten, verbummelte sein und seiner Frau kleines Vermögen, diese starb vor Gram, nachdem sie schon ihre rosengeschmückten Möbel hatte verkaufen müssen, und er geriet mit seinem Töchterlein ins Elend.

Mir war die Geschichtslehrerstelle am Glazer Gymnasium angeboten worden. Nach einem Jahre sollte ich die Prüfung machen, bis dahin könne ich, sagte man mir, als zweiter Konviktsvorsteher meinen notdürftigen Lebensunterhalt haben. Damit ich Zeit zur Vorbereitung behielte, brauchte ich bloß zwei Stunden Religion in der Sexta und zwei Stunden Latein in der Quinta zu geben. Die Unterlassen waren sehr stark — über sechzig Schüler in jeder —, und so machte sich meine beginnende Schwerhörigkeit schon bemerkbar. Ich gestand das meinem alten Freunde und Gönner Förster, und dieser riet mir, unter solchen Umständen lieber zu verzichten. Ich schrieb also an den Provinzialschulrat, ich könnte in einem Jahre mit der Vorbereitung auf die Prüfung nicht fertig werden, worauf dieser, wie ich erwartet hatte, antwortete, die Stelle dürfe nicht länger als ein Jahr unbesezt bleiben; er überlasse mir also, ob ich nicht vielleicht später das Religionslehrerexamen machen wolle, um am Gymnasium bleiben zu können. Ich nahm diesen Bescheid zum Vorwand, in die Seelsorge zurücktreten. Den Vorteil hatte ich von diesem Jahre

gehabt, daß ich meinen jüngsten Bruder hatte aufs Gymnasium bringen können; außerdem nahm ich die angenehme Erinnerung an den sehr herzlichen geselligen Verkehr mit den Lehrerfamilien mit und an ein halbes Duzend Kirchenfeste auf den Dörfern um Glas, wo ich als Festprediger benützt worden war. Die Geistlichen der Grasschaft waren gemüthliche Leute und, die älteren nicht ausgenommen, aufrichtig fromm; an grober Verbauung litten nur wenige.

Mein neuer Bestimmungsort war S....., ein Städtlein an der nordwestlichen Grenze des Bistums in ganz protestantischer Gegend. Die Erhaltung katholischer Reste war dem Umstande zuzuschreiben, daß das Stift Trebnitz dort eine Anzahl von Dörfern\*) hatte, die katholisch und nach der Säkularisation als selbständige Pfarreien bestehen blieben. Auf andern Dörfern verloren sich die Katholiken und blieben nur die Kirchen und Widmuten übrig, die mit zur Stadtpfarrei geschlagen wurden. In der Mitte der fünfziger Jahre war Dr. K. dort Pfarrer, der in unglaublich kurzer Zeit nicht allein die Pfarrkirche aufs herrlichste wieder herstellte, sondern auch auf den Filialen statt der verfallenen alten schmucke neue Kirchen baute, die katholische Schule reorganisierte, sich selbst durch bezaubernde Liebenswürdigkeit und feine Klugheit zum geistigen Mittelpunkte des ganzen Kreises machte und das Ansehen des Katholizismus in der Gegend gewaltig hob. K. gehört zu den Persönlichkeiten, denen gegenüber einem sofort klar wird, daß das Gebot Christi: Richtet nicht! ein einfaches Gebot der Verzicht ist. Über Handlungen kann und muß man urtheilen, aber Personen richten ist Unsinn, wäre selbst dann, wenn wir, was nicht der Fall ist, einen unbe-

\*) In dem Buche: Weber Kommunismus noch Kapitalismus habe ich diese Dörfer auf S. 305 wegen ihrer idealen Gemeindeverfassung gelobt.

dingt zuverlässigen Maßstab hätten, noch Unsinn, weil uns das Innere der Menschen ein Geheimnis bleibt. K. pflegte nicht allein die Frömmigkeit im allgemeinen — und niemand, der sein Wirken beobachtet hat, kann daran zweifeln, daß er aufrichtig fromm war —, sondern auch die modernen, romanisch-jesuitischen Formen der Frömmigkeit und war dabei in der Politik liberal. Er war vollendeter Weltmann, der Liebling vornehmer Damen, Rittergutsbesitzer, Offiziere, eroberte aber gleichzeitig auch das Herz des gemeinen Mannes und der Kinder. Im Jahre 1870 wurde er Gegenstand heftiger Angriffe beider Parteien, indem er zwischen Vatikanern und Antivatikanern diplomatisch lavierte und sich die Schlesiſche Zeitung zum Sprachrohr wählte. Es war ihm als Pfarrer von S. gelungen, für die Gottesdienste, die in den neuen Dorfkirchen gehalten wurden, ein kleines protestantisches Publikum zu gewinnen, nur die eine blieb vollständig leer. Was fange ich nur an, äußerte er einst in einem Gespräch mit einem Amtsbruder, daß ich Leute hineinbringe! Ich möchte die Kirche zu einem Wallfahrtsort machen. — Da müßte doch aber ein Wunder geschehen, meinte der andre. — O, das wird sich schon finden! — In der That, und darin liegt wohl die Erklärung seiner Erfolge, er war überzeugt, daß er alles vermöge, was er wolle; er hatte den Glauben, der Wunder wirkt: den Glauben an sich selbst. Als das Bedenklichste an seinem Wirken erscheint mir die Art und Weise, wie er die S. . er Angelegenheiten ordnete, als er nach dreijähriger stürmischer Restaurationsthätigkeit seine Breslauer Kurie bezog, die ihm der Onkel P. verabredetermaßen offen gehalten hatte. (Kanonikus P. war Försters Beichtvater; P. hats halt dem Bischof zur Buße aufgegeben, hieß es, wenn wieder einer aus der Familie befördert wurde.) Onkel P., der für diese Dinge Dezernent war, richtete es so ein, daß bei der Revision

der S. . er Kirchenrechnungen die ordnungsmäßige In-  
stanz des Erzpriesters umgangen wurde, und so die  
Verwirrung und Verheerung verborgen und ungerügt  
blieb, die K. — nicht zu seinem persönlichen Vorteil,  
sondern zu den vorerwähnten Bauten — in allen  
Rassen angerichtet hatte. Zur Wiederherstellung der  
Ordnung waren aber viele Jahre nötig, daher mußte  
das Spiel nach K.'s Abgange fortgesetzt werden. Theils  
zu diesem Zweck, theils — wie wenigstens böse Zungen  
sagten — um seinen Nachruhm auf einer recht dunkeln  
Folie erglänzen zu lassen, bestellte er sich einen un-  
fähigen Mann zum Nachfolger, der ein gefügiges  
Werkzeug von Nefte und Onkel blieb.

Ich thue ihm nicht Unrecht, dem guten Propst  
Sch., wenn ich ihn unfähig nenne, denn er nannte sich  
selbst so und sagte es jedermann. Gleich als ich mich  
ihm vorstellte, klagte er mit einer Leichenbittermiene,  
er sei nicht geeignet für die Stelle, und bat, ich möchte  
es ihm nur nicht zu schwer machen. Er war nicht  
dumm, aber beschränkt und kleinlich, ein Frömmler  
gewöhnlicher Art, während K.'s Frömmigkeit durch  
ihre poetische Erscheinungsform und einen Anflug von  
Genialität imponiert hatte, und trug das demütige  
Bekentnis seiner Unfähigkeit zur Schau, nahm es  
aber natürlich sehr übel, wenn ihm jemand zu ver-  
stehen gab, daß er ganz derselben Ansicht sei. So  
konnte er denn natürlich die gesellschaftliche Stellung,  
die K. dem katholischen Pfarrer verschafft hatte, nicht  
behaupten, und zunächst verlor er die Herrschaft im  
eigenen Hause. K. hatte das Breviergebet täglich mit  
seinen drei Kaplänen gemeinsam in der Kirche ver-  
richtet, auch im Winter, und zwar auf dem bloßen  
Marmorpflaster knieend. Von Sch., der das fortsetzen  
wollte, ließen sie sich nicht gefallen, und da sich im  
Laufe der Zeit immer mehr Anlässe zur Opposition  
fanden, lebte man bald in latentem Kriegszustande.

Am meisten verbitterte ihm Knoblich das Leben, den ich wohl nennen darf, weil er in der Diözese in gutem Andenken steht. Nicht daß er boshaft gewesen wäre, aber er war ein krausköpfiger Jüngling voll überschäumender Lebenslust, von einem an Genie grenzenden Humor und derbster Rücksichtslosigkeit, so daß er nicht den Mund aufthun konnte, ohne die sauertöpfige männliche Betschwester entweder zu erschrecken oder zu ärgern. Knoblich hatte schon als Student höchst klerikal ausgesehen, und als Geistlicher bemühte er sich noch mehr, sein Gesicht in andächtige Falten zu legen, was mit dem Schalk, der aus den krausen Linien der Mundgegend hervorlugte, und seinen drolligen Reden zusammen eine sehr drollige Wirkung ergab. Von Heuchelei war er weit entfernt, aber daß sein Übermut und der lebendige Kladderadatsch, der beständig aus ihm heraus wollte, nicht zu dem heiligen Amte passe, dem er sich gläubigen Sinnes gewidmet hatte, konnte ihm doch nicht verborgen bleiben, und so waren denn die Gesichter, die er schnitt, eine Wirkung seines vergeblichen Bemühens, die unvereinbaren Elemente seines Wesens zur harmonischen Einheit zu verschmelzen.

Was ist denn hier für ein Leben? fragte ich ihn bei der ersten Begrüßung. O, das will ich dir gleich sagen! Vormittags um zehn gehen die Patrizier im Schlafrock mit der Quarkschnitte in der Hand über den Ring zum Frühschoppen. Er arbeitete damals an seinem Leben der heiligen Hedwig, das 1860 erschienen ist, und klagte, sein Gehalt (40 Thaler) reiche nicht ganz auf das Porto für die Bücher, die er dazu brauchte. Wissenschaftlich lebte er in einer Welt, die mir damals neu war und noch längere Zeit unverständlich geblieben ist. Er beschäftigte sich ausschließlich mit schlesischer Geschichte, was ich schlechterdings nicht begreifen konnte; sollte denn hier im nordöstlichen Deutschland, dachte ich, irgend einmal etwas passiert sein, wovon

Kenntnis zu nehmen die Mühe lohnt? Es kam das von der klassisch-ästhetischen Richtung, die ich in der Gymnasialzeit eingeschlagen hatte. Wer die Dinge ästhetisch anzusehen gewöhnt ist, der wird zunächst zeitlebens der alten Geschichte das lebhafteste Interesse bewahren, in zweiter Linie werden ihn die italienischen Städte des Mittelalters, in dritter die mittelalterlichen Ritter-, Kaiser- und Papstgeschichten anziehen, aus dem doppelten Grunde, weil uns diese Dinge in klassisch geschriebnen Geschichts- und Dichterwerken lebendig vor Augen treten, und weil sie an sich schon plastisch sind, namentlich die alte Städtegeschichte, wo auf einem kleinen wohlabgegrenzten Raume eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Personen in nicht sehr verwickelten, leicht zu durchschauenden Verhältnissen auftritt. Je weiter man sich in der Geschichte der neuern Zeit nähert und je weiter man sich von jenen Schauplätzen entfernt, desto mehr verliert man sich in ein ungemütliches Wirrsal, aus dem nur wenig klar erkennbare Gestalten auftauchen. Um auch da interessante Einzelheiten herauszufinden, muß man Spezialist werden, was ich niemals gewesen bin und damals am allerwenigsten war. Seitdem haben ja die Geschichtschreiber viel gethan, um dem größern Publikum jenen unförmlichen Stoff faßlicher und genießbarer zu machen.

Zugleich war Knoblich auch Antiquar und Kunstkenner und hat später als eifriges Mitglied des Vereins für Schlesische Altertumskunde und für Bewahrung der Kunstdenkmäler eine gemeinnützige Thätigkeit entfaltet. Auch dieses Gebiet war mir fremd. Ich schwärmte pflichtschuldigst für Gotik und ergriff eifrig jede Gelegenheit, mich aus Büchern und Abbildungen darüber zu unterrichten, aber an den gotischen Bauten Breslaus war ich blind vorübergegangen, ohne eine Ahnung davon, daß es in Breslau, in Schlesien, überhaupt im Nordosten, irgend etwas Sehenswertes an

Bauwerken gebe. Ich dachte, um Gotik zu sehen, müßte man mindestens bis an den Rhein gehen. Freilich war an dieser Unwissenheit einigermaßen meine Kurzsichtigkeit schuld. Gerade in Sch. kaufte ich mir eine sehr scharfe Brille, was ich bis dahin aus der begründeten Furcht vor rascherer Augenverderbnis nicht gewagt hatte, und fing unter Knoblichs Leitung an, die Steinmeharbeit an Gurten, Knäusen und Schlußsteinen zu sehen. Allerdings will es mir auch heute noch so vorkommen, als könnte es nicht schaden, wenn sich der zur Herrschaft gelangten antiquarischen Richtung gegenüber die akademisch-ästhetische zu behaupten suchte. Viel altes wird doch nur darum gepriesen, weil es alt ist, und der Kultus an sich bedeutungslosen alten Plunders kann unmöglich echtes und wahres Leben fördern. Einmal, als ich bei Knoblich eintrat, stand er mit aufgestreiften Hemdsärmeln am Waschtuber. Was Ruckuck machst du denn da? — Ich wasche Engel, Engel aus der Holzkammer. Er hatte sie in der That in der Holzkammer aufgestöbert, wohin sie bei der Kirchenrestauration geworfen worden waren, und den Händen des Vaters Sch. — der Propst hatte seine Eltern im Hause — entrißen, der sie eben zu Brennholz klein hacken wollte. Er konnte sich nicht genug thun im Preise dieser Puppen, aber ich muß gestehen, mir erschienen sie nicht waschenswert.

Am allerwenigsten verstand ich die Art und Weise, wie er die Bücher behandelte. Während mich ganz allein der Inhalt interessierte, an der Ausstattung nur das eine, ob sich der Druck gut las oder nicht, kümmerte ihn der Inhalt, sofern er nicht in sein Fach schlug, gar nicht, und er kaufte Bücher antiquarisch zusammen, bloß weil es seltene Drucke waren. Er konnte stundenlang über die gepresste Arbeit auf einem Ledereinbände, über die Schönheit mir sehr häßlich vorkommender Holzschnitte und über Bücherzeichen

sprechen, was mir alles sehr gleichgiltig war. Später habe ich zwar auch diese Dinge einigermaßen würdigen lernen, glaube aber doch, daß meine Auffassung meiner Amtsführung zuträglicher gewesen ist, als ihm die seine. Auch zur Vorbereitung auf die Predigt wählte er nur Bücher, die sich ihm durch Schweinsleder, altertümliche Titel und altberühmte Drucker empfahlen, und mit Vorliebe gebrauchte er den „Samsonischen Honigladen,“ aus dem er mir Sonnabends abends manchmal vorlas. Zu seiner Betrübniß mußte er aber erfahren, daß der Stil der Murner und Abraham a Santa Klara heutzutage keinen Anklang mehr findet, nicht einmal bei den Bauern, ja bei diesen am allerwenigsten. Als ihn einst der Erzpriester mit der Einladung zu einer Festpredigt beehrt hatte, und er darin den Bauern zurief: Da sitzt ihr nun drin in euerm Fette wie die Maus im Speck! so zog ihm das die Entrüstung der Bauern und eine scharfe Rüge vom Erzpriester zu, der große Stücke auf seine brave Gemeinde hielt und dieser, wie er sagte, eine außergewöhnliche Erbauung bereiten, nicht aber seine Kirche durch Pöffen und Geschimpf entweihen lassen wollte. Die Erfüllung von Knoblich's sehnsüchtigem Wunsche, von Sch. fortzukommen, wurde jedoch durch diese Festpredigt nicht wenig gefördert. Er ward in die Fürstbischöfliche Kanzlei berufen, der er durch seine schöne gotische Handschrift zur Zierde und durch seinen Witz zum Troste gereichte. Daß sein loses Maul niemanden und nichts verschonte, stand seiner baldigen Beförderung zum Generalvikariatsamtsrat nicht im Wege; denn die Herren am Dom verstehen oder verstanden wenigstens damals Spaß, und weit entfernt davon, Spaßvögel und Râsonneure mit Majestäts- und Beamtenbeleidigungsprozessen zu verfolgen, waren sie stets dankbar für eine Würze ihres eingezognen und darum ein wenig einförmigen Lebens.

Knoblich behauptete, ich müßte ebenfalls fort, namentlich meiner Mutter wegen, die ich ja von diesem entlegnen Loche aus nicht einmal besuchen könnte, und wenn ich nicht sofort um Versetzung einkäme, so würde er mir ein Bein stellen. Es war ihm alles zuzutrauen, und um einem Unheil vorzubeugen, that ich ihm den Willen, der ja auch einigermaßen in der Richtung des meinigen lag. Sch. bot mir eine Gehaltserhöhung aus seiner eignen Tasche an, wenn ich bliebe, aber die Sache ließ sich nicht mehr ändern. Ich war ihm allerdings weiter entgegengekommen als irgend einer der Kapläne; ich hatte sogar die Glockenfahrt mitgemacht. Auf einem der erwähnten rein protestantischen Dörfer stand als einziger Rest der katholischen Pfarrei noch ein Kirchturm mit einer Glocke, die von der evangelischen Gemeinde benutzt wurde, da ihr hölzernes Bethaus weder einen Turm noch eine Glocke hatte. Sch. wollte diese Glocke anderswo verwenden, jene Gemeinde aber behauptete, ein Recht daran zu haben, und wollte sie nicht hergeben. Eines Tages sagte er uns: Die Entscheidung ist da; ich habe den Auftrag, die Glocke zu holen. An dem Tage, wo er hinfahren wollte, bat er uns der Reihe nach, daß einer mitfahren möge; die andern beiden sagten sofort: nein! Ich erklärte mich bereit. Aber, sagte er mir, Sie müssen Ihre Reverende (den Talar) mitnehmen. — Wozu denn das? — Ja, die Leute sind dort sehr aufgebracht. Wir werden also wahrscheinlich Schläge bekommen. Da müssen wir uns, wenns losgeht, geschwind die Reverende anziehen, damit wir dann wegen erlittner Mißhandlung im Amte und Verletzung unsrer priesterlichen Würde klagen können. — Na, meinte ich, das ist ja ganz nett, aber werden denn auch die Leute mit dem Prüßeln warten, bis wir unsre Buckel geistlich eingekleidet haben? Vor der Thür sah ich mich vergebens nach dem Wagen um. Hier, sagte Sch. —

Wo denn? — Hier, wir fahren natürlich auf dem Leiterwagen; in der Chaise hätte doch die Glocke nicht Platz. Auch das noch! So fuhren wir denn durch die Stadt und durch die Dörfer zum Erstaunen der Leute, die denken mochten, das sei eine neue Andachtsübung oder eine neue Abtötung; waren sie doch seit R.s Zeiten an derlei Überraschungen gewöhnt worden. Der Rittergutsbesitzer des Ortes nahm uns sehr freundlich auf und setzte uns eine gute Tasse Kaffee und ein gutes Glas Wein vor. Bei so liebenswürdigem Empfang konnte Sch. unmöglich mit der Thür ins Haus fallen, endlich aber erhob er sich nach mehrmaligem Räuspern und Hin- und Herrücken vom Platz, zog das amtliche Schreiben aus der Brusttasche und begann seinen Vortrag. Zeigen Sie mal, sagte der Gutsbesitzer. Ach, das ist ja ein Schreiben vom Generalvikariatamt, was geht mich denn das an? Ich dachte, es wäre eine gerichtliche Entscheidung. Brecheisen hatten wir nicht mitgenommen, und da wir beide nur mit sehr mäßigen Körperkräften ausgerüstet waren, würden sie uns auch nichts genützt haben. So bestiegen wir denn ungeprügelt und ohne Glocke wieder unsern Leiterwagen, ich in angeheiteter Stimmung, Sch. mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

Das Städtlein Schönau liegt in einem reizenden Vorgebirgsthale, das mit langgestreckten Dörfern ausgefüllt ist, deren Bauerhöfe im Mai aus einem Walde blühender Obstbäume hervorlugen. Der Einschnitt an der Stelle, wo sich die Häuserreihe zum Städtchen verdichtet, ist so schmal, daß ein Riese, der vom Norden, von Goldberg her gelaufen käme, wohl über den Graben hinwegstolpern könnte, ohne die darin liegenden Häuschen zu bemerken. An einem herrlichen Frühlingstage, nachmittags gegen 3 Uhr, traf ich dort ein. Die Post liegt am Ringe, der nichts ist, als die breiteste Strecke der einzigen Straße, aus der Schönau besteht. Als

der Wagen hielt, wurde auf der Seite, wo man aussteigt, das ganze Gesichtsfeld von einer umfangreichen Frauensperson eingenommen; sie war nach ländlichem Geschmack sehr schön rot und grün gekleidet, und ihr stumpfnäsiges, dickbackiges Gesicht sah aus wie sieben Ungewitter. Also das ist fortan deine Beherrscherin! Na, eine dämonische Elise ist sie nicht, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Hausdrache. Sie meldete mir, daß der Herr Kommissarius auf einer Visitationsreise begriffen sei (da die Diözese Breslau sehr groß ist, sind immer mehrere Erzpriestereien zu einem Kommissariat zusammengefaßt, dessen Vorsteher die Erzpriester zu beaufsichtigen hat), daß mich aber Herr Pfarrer Z. aus H. empfangen und den Kaffee mit mir trinken werde. Z. war ein langer spindeldürrer Mann mit einem langen, dünnen, schwarzen, aber sehr freundlichen Gesichte; streng klerikal, sehr herzlich und wohlwollend, aber mit einer Krankheit behaftet, die erst kurz vor seinem Tode als Krankheit allgemein anerkannt wurde; bis dahin hatte man ihn bloß für das gehalten, was man in Schlesien einen unausstehlichen Marsack nennt. Er verwickelte sich beständig in der Konstruktion, blieb aller Augenblicke stecken, wiederholte sich, geriet in Verlegenheit und fand kein Ende. An seinen Gesichtszuckungen und an dem krampfhaften Spiel seiner langen Finger auf der Tabakdose, die er beständig in der Hand hielt, konnte man wohl schon damals merken, daß er an einem der Epilepsie verwandten Nervenübel litt. Seine Predigten sollen schrecklich gewesen sein. Die H—dorfer Bauern kamen denn auch lieber zu uns in die Kirche, obwohl sie über eine Stunde zu laufen hatten. Kamen sie nach Hause zurück, so war Z. gewöhnlich mit seinem Gottesdienst noch nicht fertig. Er hatte einen sehr schneidigen Erzpriester, einen feinen reichen Mann, der die zu visitierenden Amtsbrüder in Jagdjoppe und Stulpenstiefeln zu Pferde heimsuchte.

Auf wiederholte Klagen der Bauern entschied dieser schließlich: der Schulmeister habe Punkt halb zehn (die Predigt war vor dem Amte) mit der Orgel einzufallen und so dem „Gemare“ ein Ende zu machen. Z. war immer sehr erfreut, wenn ich ihn einmal besuchte, weil ich mir seine Vorträge gefallen ließ. Sie handelten theils vom katholischen Aufschwung und von der richtigen Seelsorgerpraxis, theils von der Landwirtschaft und dem Vater Thaer; er berichtete über den Jahresertrag seiner Wirtschaft: zwei Schweine,  $3\frac{2}{3}$  Kälber, x Zentner Heu u. s. w., und zum Schluß, oder je nachdem zum Anfang, kam gewöhnlich die Geschichte, wie er auf einer Besuchsreise „des Rappens wegen“ an einem Wirtshaus gehalten und dabei das Glück gehabt habe, seinen alten verehrten Patron, den General von N., um die Ecke kommen zu sehen und begrüßen zu können.

Bei jenem ersten Kaffee in Schönau nun hielt er mir einen sehr verwickelten Vortrag, aus dem ich nur so viel verstand, daß mein Vorgänger ein infamtiger Windhund gewesen sei, der sich nicht allein öfter befneipt und bald im Rausch, bald im Rater allerlei Ärgerniß gegeben, sondern auch die Gemeinde gegen den Kommissarius aufgehetzt und eine Intrigue gegen ihn angesponnen habe, weshalb dringend gewünscht werde, daß ich auf den Umgang mit Gemeindegliedern möglichst verzichten und mich mit der Befriedigung meines Unterhaltungsbedürfnisses auf den Pfarrhof beschränken möchte.

Es fand sich, daß das nicht schwer war. Der Kommissarius Menzel, ein kleiner, dicker, freundlicher Mann, hatte ein so lebhaftes Unterhaltungsbedürfnis, daß das meinige durch den Verkehr mit ihm reichlich gedeckt wurde. Anfangs war ich sogar verdrießlich darüber, daß es mir mehr Zeit wegnahm, als ich bisher der Unterhaltung zu opfern gewöhnt gewesen war.

Nach der Messe mußte ich mit ihm frühstücken; das erschien mir geradezu als ein Skandal, schon am frühen Morgen eine viertel bis eine halbe Stunde zu verplaudern, und nicht weniger anstößig war mir der philisterhafte Vesperkaffee, der ebenfalls gemeinsam eingenommen wurde und die gleiche Zeit beanspruchte. Dagegen ließ ich mir das gesellige Mittag- und Abendessen und ein Plauderstündchen nach dem Abendessen gern gefallen. Menzel hatte elf Jahre am Dom zugebracht und war Vertrauter zweier Bischöfe gewesen: des Weihbischofs Schubert und des Fürstbischofs Sedlnitzky, der bekanntlich resigniert hat und damals als Mitglied des Staatsrats in Berlin lebte. Den Sommer brachte Sedlnitzky auf seinem schlesischen Landgute Groß-Sägewitz zu und holte gewöhnlich seinen lieben Menzel auf einige Tage dahin ab. Daß ihre Freundschaft fortbauerte, obgleich Menzel streng ultramontan und bigott fromm war, setzte mich in Erstaunen. Es fügte sich gut, daß Menzel einige Wochen vor Sedlnitzkys Übertritt zur evangelischen Kirche\*) starb; als ich diesem den Tod seines alten Freundes gemeldet hatte, teilte er mir in seinem Antwortschreiben seinen Entschluß mit, den er in jenen Tagen, am 12. April 1863, ausführte.

Von seinen Erlebnissen am Dome und von seinen Reisen mit jenen beiden Herren wußte Menzel viel zu erzählen. Fleißig, geduldig und bescheiden wie er war, hatte er an diesem geistlichen Hofe gewöhnlich den Packesel und mitunter auch den Sündenbock spielen müssen. Sich nicht begnügend mit des gegenwärtigen Tages Plage, hatte er nicht allein jedes Jahr das Direktorium (dieses ist ein Kirchenkalender, der be-

\*) „Nicht zur Lutherischen, nicht zur reformierten Konfession, noch zu der Brüdergemeinde, sondern zur evangelischen Kirche, die ihm Realität und Wahrheit war,“ schreibt der Herausgeber seiner Selbstbiographie S. 127.

stimmt, wie an jedem Tage die Messe und das Breviergebet abzuhalten sind) fürs nächste Jahr mit peinlichster Sorgfalt angefertigt, sondern nebenbei auch die Direktorien für ein viertel oder halbes Jahrhundert voraus entworfen, sodaß seine Nachfolger die Manuscripte nur in die Druckerei zu geben gehabt hätten, wenn nicht, gerade als er mit der großen Arbeit fertig war, Rom, das von ihm so aufrichtig verehrte Rom, sie über den Haufen geworfen hätte. Rom hatte, der steigenden Nachfrage unsers immer frömmer werdenden Jahrhunderts entsprechend, ein ganzes Schock neuer Heiligen theils entdeckt, theils frisch gebacken, und da die nun in die wohlgefügtten Cadres der alten Heiligen, der Feste des Herrn und der feriae eingereiht werden mußten, so galten natürlich die auf der alten Ordnung aufgebauten Kalender nichts mehr. Die Reisen, die Menzel mit Schubert machte, waren theils amtlich, theils außeramtlich nach Süddeutschland, wozu ja damals die österreichischen Alpenprovinzen noch gehörten. An sich waren die ja recht schön, aber Menzel hatte dabei seine liebe Not mit seinem Herrn und dessen Bedienten. Schubert hatte einen schwachen Magen, für diesen einen starken Burgunder, und dazu einen noch stärkern Johann, der die stärksten Weine bezwang, von dem aber sein Herr überzeugt war, daß niemals ein Tropfen Alkohol über seine Lippen komme. Da ereignete es sich denn nicht selten, daß unterwegs, namentlich auf holprigen Straßen, Menzel dem Kutscher „halt!“ gebieten mußte und Schubert mit kläglichem Stimm sagte: Johann, mir wird so übel, schenk mir doch ein Glas Wein ein, Johann aber eine Ewigkeit im Wagenkasten herumkramte und klapperte. — So komm doch mit dem Weine! Was machst du denn so lange? — Ach Gott, gnädiger Herr, ach Gott, ach Gott — Na was ist denn wieder? — Die Flaschen sind entzwei, und und der ganze Wein ist ausgelaufen. — Aber so packe

doch sorgfältiger ein! Eine oder ein paar Flaschen fanden sich aber dann im Quartiere immer noch, und die leerte Johann abends, wenn der Herr zu Bett war, während Menzel noch Kalender machte oder Akten schrieb. Und wenn nun aller Augenblicke Glas und Flasche zusammenklirrten, da rief Schubert ärgerlich im Nebenzimmer: Menzel, klappern Sie doch nicht in einem fort mit dem Tintensaß, ich kann ja nicht schlafen! An der makellosen Tugend seiner Sakaien hegte Schubert zwar nicht den geringsten Zweifel, aber daß einmal kam ihm doch der Gedanke, ihre Unschuld möchte durch böse Gedanken gefährdet werden, die ihnen der Teufel eingeben könnte, während sie sich ohne Beschäftigung im Vorzimmer räkelten, was täglich viele Stunden lang geschah, und er legte ihnen eine Heiligenlegende hin; die Kerls aber lachten nicht wenig über die Einfalt ihres Herrn. Solcher Ärgernisse, mühsamer Arbeit, die ihm nicht gedankt wurde, und der Intriguen des geistlichen Hofes, unter denen er als Nichttheilnehmer am schwersten zu leiden hatte, endlich müde, bat er um eine Pfarrei. Und da ward ihm der höhnlische Bescheid, er treffe es sehr glücklich, er habe die Auswahl unter drei Pfarreien, für die er gerade passe: Kuh-Röben, Ochsen-Michelau und Dr...-Schurgast. Er wartete noch ein wenig und bekam dann Schönau. So bot also die Vergangenheit Stoff genug zur Unterhaltung. Doch wurde die Gegenwart nicht vergessen. Von den Tagesneuigkeiten und Gemeindeangelegenheiten kam das Gespräch meist bald auf Gegenstände von allgemeinem Interesse, und namentlich wurde viel politisirt. Ich vertrat, wie sich von selbst versteht, die Freiheit, er die Autorität, nur von der Autorität der preußischen Regierung wollte er nichts wissen. Den König Friedrich Wilhelm IV., der damals gerade im Sterben lag, ließ er natürlich gelten. Ihm fühlte er sich auch noch persönlich zu Dank verpflichtet,

und ich mit, denn das köstliche Obst in unserm Garten war ein Geschenk von ihm; er hatte aus den Gärten von Sanssouci eine Menge Edelreiser an evangelische und katholische Pfarrer und Schullehrer geschickt. Auch an Interesse für Wissenschaft und Litteratur fehlte es Menzel nicht, nur hatte er keine Zeit mehr dafür. Seine Bibliothek stellte er mir sofort zur Verfügung, sie enthielt aber wenig, was ich hätte brauchen können; es waren fast nur veraltete theologische Sachen. Ein lateinisches Predigtbuch von einem alten Jesuiten, ich glaube Faber, interessierte mich sehr, weil es den Geist des Ordens gut charakterisierte: verständige Belehrung in gedrängter, ganz schmuckloser Sprache, ohne eine Spur von Pathos oder Salbung; alles so trocken, wie die Anrede: *auditores!*

Des Sommers wurden die Mahlzeiten im Gartenhause eingenommen. Außer uns beiden aßen noch der zweite Lehrer und die Frau Schwarzer mit. Das war die mittellose Witwe eines alten Freundes des Pfarrers, der er ein Stübchen eingeräumt hatte. Menzel saß auf der einen Seitenbank, der Lehrer auf der gegenüberliegenden, Frau Schwarzer und ich an der Hinterwand. Unter dem Sitz der Frau Schwarzer befand sich ein Hummelnest, das viele Unterbrechungen der Mahlzeit und der Politik verursachte. Menzel war nämlich ein großer Tierfreund. Kam nun eine Hummel zu Neste geflogen, so verfolgte er, mit ärgerlichen Seitenblicken auf die Frau Schwarzer, aufmerksam ihren Flug und sagte endlich nach einigem Husten und Räuspern: Frau Schwarzer, stehen Sie doch auf, daß die Hummel ins Nest kann! Der dicke Schulmeister mußte also heraus, um der Frau Platz zu machen. Aber während beide stehen, kehrt die Hummel wieder um und umkreist die Schüssel auf dem Tische. Frau Schwarzer macht Miene, sich wieder zu setzen. — So warten Sie doch, bis die Hummel drin ist! —

Ach der dummen Hummel wegen steh ich nicht länger. — Aber so warten Sie doch noch ein wenig! Sie bringt ihren Kindern das Mittagessen; sie will bloß noch den guten Bratengeruch mitnehmen. — Förmliche Gezwissensbisse verursachte ihm der Interessenkonflikt zwischen den Raken und den Sperlingen. Mimerle, die Lieblingsstake, hatte er für sein Leben gern bei Tische, um ihr ein paar gute Bissen zu reichen; aber kam sie, dann konnten die Sperlinge nicht heran, die sich sonst in Scharen vorm Gartenhäuschen um Krumen balgten, und mußten ärgerlich von den Bäumen herab zusehen; mit möglichster Unparteilichkeit suchte er einen Turnus herzustellen, den aber Mimerle als gewandte Turnerin durch Sprünge aus dem Fenster oft durchbrach. Der Hühnerhof, der nicht ganz so gut bestellt war wie in Rehberg, hatte eine große Merkwürdigkeit aufzuweisen: ein uraltes klapperdürres Entenpaar, das in zärtlichster Ehe lebte; wo er hinwatschelte, dahin watschelte sie mit, und niemals waren sie auch nur zehn Zoll weit von einander entfernt. Vor dem Schlachtmesser waren sie sicher; Menzel würde es für die größte Ruchlosigkeit gehalten haben, ein so seltenes Eheglück zu zerstören, sei es durch den gleichzeitigen Mord beider Gatten, sei es durch eine grausamere Trennung. Und eines Morgens verkündigte Johanna, die Wirtin, glückstrahlenden Antlizes, daß die Entenurgroßmutter ein Ei gelegt habe. Dieser Jubel! Und diese Glückwünsche! Und diese ehrenvollen Anerkennungen des außerordentlichen Verdienstes! Eine Gratulationskour an irgend einem Hofe ist nichts dagegen.

Johanna war das gutmütigste Geschöpf von der Welt, und nur aus Furcht vor einer neuen Auflage des Windhundes hatte sie bei meinem Empfange ein so böses Gesicht gemacht. Dürr war ich nun zwar auch, und zu laufen pflegte ich wie ein Windhund, aber sonst glich ich meinem Vorgänger nicht. Nur in

einem Stück gereichte ich ihr zum Ärgerniß, daß ich dürr blieb. Wir andern sind alle so schön rund, pflegte sie zu sagen, Sie allein machen mir Schande. Sie hatte nämlich mit Elisen nur das eine gemein, daß sie gut kochte und buk, wenn auch vielleicht nicht ganz so gut; jedenfalls in einem andern Stil, denn Menzels Magen war auf süß gestimmt und verabscheute alles Saure. Für ihn hatten übrigens alle Süßigkeiten einen bittern Beigeschmack, denn sie kamen ihm sehr teuer zu stehen. Um die Geburtstage herum, wo sie sich auf die Zuckerbäckerei verlegte, angeblich für uns, in Wirklichkeit aber für ihre Kaffeeschwestern, und im Herbst zur Zeit des Fruchteeinmachens heischte sie aller Augenblicke einen Dukaten auf Zucker. Damals gab es noch keine hochherzigen Zuckerbarone, die ihr Vermögen opfern, um der armen Menschheit das Leben mit billiger Süße zu würzen, und der Zucker war teuer. Ob so teuer, daß als Einheit für Zuckereinkäufe ein für allemal der Dukaten festgesetzt werden mußte, habe ich damals zu berechnen versäumt. Den Glanzpunkt der kulinarischen Erfolge Johanna's bildete alljährlich die Gänseleberpastete an Menzels Geburtstage; aber ein neidisches Geschick verdarb ihr jedesmal den Triumph. Menzel litt an Magenschwäche, und da er kein zweites Frühstück nahm und es bis um zwölf Uhr an seinem Stehpult nicht aushielt, so wurde schon um halb zwölf Uhr zu Mittag gegessen. Da aber zwölf Uhr die amtliche Gratulationsstunde ist, so fielen Sanitätsrats immer gerade in die Pastete hinein, was um so unangenehmer war, da das an der Küche gelegene Arbeitszimmer des Pfarrers zugleich als Empfangs- und Speisezimmer diente. Zu meiner Zeit war der Pfarrhof doppelt ärgerlich über diese Störung, weil man die Gratulanten — ungerechterweise, wie ich glaube — in Verdacht hatte, die Seele der von meinem Vorgänger gegen den Pfarrer geschmiedeten Ränke

gewesen zu sein. Jedenfalls hatte der Sanitätsrat an Kirche und Pfarre immer etwas zu nörgeln — er war unter anderem ein spitzer Kritiker der äußerst schlichten und trocknen, beinahe ledernen Predigten Menzels —, und die Damen hatten stets viel zu klatschen. Man beschloß daher im großen Kriegsrat von Anno 1860, diesmal das Mittagessen um elf Uhr zu beginnen, da konnte man um zwölf mit der Pastete fertig sein. Alles ging glatt von statten. Johanna setzte mit einem Gesicht, das von Freude, Stolz und Hitze gerötet war, die Pastete auf den Tisch, da — klingelingeling! öffnet sich die Thür, und herein treten: der uralte Sanitätsrat (sein steinernes Gesicht sieht aus wie verwitterter Urfels; er hinkt und trägt den Pelz auf der linken Schulter), seine Frau (es ist die dritte, jünger als ihr Stieffohn; nichts weniger als schön, aber interessant und herzensgut; sie hat die verrücktesten Hauben und den größten Mund im Kreise und weiß alle Neuigkeiten schon, ehe sie sich ereignet haben) und ihre Schwester, Fräulein Pina (eine etwas verwachsene kleine Dame von himmlischer Sanftmut und Güte). Alle drei sprechen gleichzeitig. Er (vor sich hin und in sich hinein lachend und murmelnd): Hä, hä, dieser Kommissarius mit seiner ewigen Magenschwäche! Eigentlich noch junger Mann, sollte sich schämen; wird wohl nächstens früh um sieben zu Mittag essen; der dicke Schulmeister da wird nächstens plazen; was die Johanna wieder fürn Gesicht macht, möchte mich am liebsten fressen. Sie (krähend und stoßweise): Guten Morgen, lieber, lieber, verehrter Herr Kommissarius! Nein aber, daß wir Sie auch diesmal wieder stören! Hätten wir das ahnen können! Wir sind gerade in der Absicht früher gekommen, die Störung zu vermeiden! Sie böse Johanna, hätten Sie uns doch einen Wink gegeben! Fräulein Pina (flötend und ganz gleichmäßig ohne Komma fortsingend): Nein aber der arme Kommissarius

das thut uns doch zu leid daß wirs wieder so treffen, ich habe es dem Schwager gleich gesagt u. s. w. Im nächsten Jahre wurde beschloffen, erst um ein Uhr zu essen. Wer bis dahin nicht kam, das waren Sanitätsrats. Die Pastete erscheint — klingelingeling — alles übrige wie oben!

An den Winterabenden wurde die Tafelrunde noch durch Johanna vervollständigt, sodas wir unser fünf waren. Mit dem Lehrer hatte es folgende Bewandnis. Der Kantor Gr. vermochte sein Amt nicht mehr ordentlich zu versehen, aber er war nicht zu bewegen, sich pensionieren zu lassen. Es war ein Mann, der wohl hätte Feldherr werden können, wenn er nicht Schulmeister geworden wäre, das gerade Gegenteil von dem bescheiden auftretenden, schüchternen, ängstlichen und gutmütigen Menzel. Als ich ihn kennen lernte, war er nur noch eine Ruine, aber eine stattliche Ruine: groß und hager, ein weiß und rotes Gesicht von edelm und großem Schnitt, lange, noch blonde Locken, große, strahlende blaue Augen; nur der Tropfen, der stets an seiner Nase hing — er schnupfte stark —, war weniger schön, und der Bierdunst um ihn herum; sein gefüllter Humpen stand schon am frühen Morgen vor ihm auf seinem Schreibtisch am Fenster. Vor und nach der Schule saß er dort, mit Kirchenrechnungen oder Büchern beschäftigt — binnen zwei Jahren las er alle meine Bücher durch, soweit sie nicht in fremden Sprachen abgefaßt waren —, ab und zu seine Mähne schüttelnd, einen Schluck oder eine Prise nehmend, und „stolz und unzufrieden“ zum Fenster hinausschauend, von aufwallendem Grimm erschüttert, so oft er die Schulkinder herumspringen sah. Mit geballter Faust pflegte er dann zu murmeln: Könnte ich noch wie sonst, wie wollte ich euch! Sonst hatte er nämlich den Basel gar fleißig gehandhabt und jeden Sonnabend zum Schluß sämtliche Jungen durchgehauen, ohne besondere

Veranlassung. Dabei hatte sich einmal etwas denkwürdiges zugetragen. Eines Sonnabends war Joseph Sybel nach Hause gekommen und hatte erzählt, nicht etwa als Scherz, sondern in ernsthafter, trockner Berichterstattung, der Kantor sei heute über ihn wütend geworden, weil er bei der allgemeinen Abstrafung, als die Reihe an ihm war, keinen Schmerzenslaut von sich gegeben habe, und hatte entschuldigend und zur Erklärung hinzugefügt: Ich hierts wull immer knollen, aber ich wußte ja nee, daß a schon uf mem (meinem) Rücken rindrosch. Als Gr. keine Kraft mehr hatte zum Zuhau'n, mußte seine Tochter die Wochenlohnauszahlung vornehmen; mit ihrer Verheirathung ging der schöne Brauch ein. Sie nahm einen Lehrer, dem ihre Energie auf seiner schlechten Stelle vielfach zu statten kam. So brachte sie es unter anderm fertig, mit ihrem Mann allein Messen aufzuführen, die sie besonders für diese spärliche Besetzung arrangierte. Sie spielte Violine und sang abwechselnd Diskant und Alt, er übernahm Orgel, Baß und Tenor.

Da Gr. nicht von seiner Stelle wich, auch als sein Unterricht anfang, ganz ungenügend zu werden, so half sich Menzel in der Weise, daß er die Schüler in zwei Klassen teilte und die Oberklasse einem Hilfslehrer übergab, für den das geistliche Amt eine kleine Besoldung bewilligte. Weil diese aber zum Leben nicht hinreichte, so übertrug ihm Menzel ein wenig Akten-schreiberei\*) und gewährte ihm zur Entschädigung da-

\*) Auch die Inspektion des forstmäßig gepflegten Pfarrwaldes war ihm übertragen. Eines Tages begegnet er den beiden Sybels, Vater und Sohn — dieser war seit dem denkwürdigen Ereignis zum kräftigen Jüngling herangewachsen —, wie sie von der Holzarbeit heimkommen und einen ganz anständigen Baum mit schleppen. Aber Leute, das ist doch zu arg! ganze Bäume! — Nee, Herr Lehrer, über doas Zoahnstöcherla wern Se doch nee erst reeden? hä, hä, hä, globt sei Jesus Christ! Und weiter schleppen sie, der Alte hinkend, der Junge schlürfend. Man muß dieses Paar beim Holzhacken gesehn

für freie Verpflegung. Die Feuerung kostete ihn auch nichts, weil er seine Schreibarbeit in der Küchenstube des Pfarrhauses anfertigte — der Wirtschafterin Nichte, die sechste Person unsers Haushalts, war seine Braut — und seine Mietwohnung fast nur zum Schlafen benutzte. Mußte so Gr. einen halben Stellvertreter in der Schule neben sich dulden, so wich er dafür in der Kirche keinen Schritt. Unter Menzels Vorgänger, der gleichzeitig Regierungsrat war, sich in Sch. wenig aufhielt, der äußersten Linken der rationalistischen Reformpartei angehörte und die Messe einen Hofuspokus nannte, hatte die Wochenmesse aufgehört. Als Menzel sein Amt antrat, mußte er sich evangelische Jungen als Ministranten dingen, weil die katholischen Eltern ihre Söhne für den Kirchendienst an Wochentagen nicht hergeben mochten. Schließlich wurden die Leute wieder fromm und gewöhnten sich nicht bloß an die Wochenmesse, sondern lernten sogar den Rosenkranz beten. Als dann Menzel den zweiten Lehrer anstellte, wollte er, daß dieser die Wochenmesse mit Orgelspiel und dem Gesang der Schulkinder begleite. Aber der Kantor verweigerte die Erlaubnis und gab den Orgelschlüssel nicht heraus. Menzel kaufte ein Positiv und bezahlte es aus seiner eignen Tasche, aber das Ding erwies sich als unbrauchbar. Endlich setzte er eine „georgelte“ Messe in der Woche durch,\*) indem er dem Kantor das Spiel, zu dem sich dieser selbst bequeme, ebenfalls aus seiner Tasche bezahlte. Die Feiertagsmusik war erbärmlich; der neue Lehrer hätte gern bessere gemacht,

---

haben, wie sie sich Zeit nahmen, ab und zu eine Pause machten und gemüthlich mit einander „tischkerierten,“ um einen Begriff zu haben von dem Unterschiede der modernen intensiven von der alten bequemen Arbeitsweise.

\*) Des Freitags; sie wurde Salvemesse genannt, weil auf Menzels, eines eifrigen Marienverehrers, Wunsch am Schlusse das Salve Regina gesungen wurde.

aber Gr. ließ es nicht zu. Erst als er so siech wurde, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, gab er nach einigem Sträuben den Orgelschlüssel heraus, und sein Stellvertreter erzog sich binnen kurzem einen ganz tüchtigen Kirchenchor. So war der Lebensabend dieses streitbaren Mannes voll ohnmächtigen Grimms. Den letzten Verdruß bereitete ihm der Arzt, indem er ihm das Bier verbot und Tokayer verordnete. Aber Tokayer schmeckt doch auch gut, bemerkte ich einmal auf seine Klagen. Ach ja, das schon, antwortete er, aber so'n Gläschen, was soll einem das helfen! Ja, wenn man zu jeder Mahlzeit eine Flasche trinken könnte!

Lange vor Gr. hatte sich der weit jüngere Menzel, der sonst außer einem Glase Wein an Festtagen niemals alkoholhaltige Getränke genoß, auf ärztlichen Befehl zum täglichen Genuß schweren Weins bequemen müssen. Er bekam die Wassersucht infolge eines Nierenleidens, das seiner Überzeugung nach die Folge des ihm von meinem Vorgänger bereiteten Argernisses war. Er hatte immer den Grundsatz befolgt, bei kleinen Meistern am Orte arbeiten zu lassen, und wurde zum Dank dafür natürlich so schlecht wie möglich bedient. Das schlechteste von allem aber, was ihm die Schönerer Tischlerkunst geliefert hatte, war sein ungepolsterter Lehnstuhl oder vielmehr Schemel, ein wahres Marterholz, den er auch noch in den ersten Wochen seiner Krankheit benutzte. Eine Dame aus der Nachbarschaft,\*) die ihn besuchte, schlug die Hände über

\*) Es war die Frau Minister von G., deren Besuch mir, obwohl sie die gutherzigste Frau von der Welt war, jedesmal Entsetzen verursachte, weil sie uns nach den Regeln neukatholischer Frömmigkeit bei der Begrüßung die Hand küßte oder zu küssen versuchte, noch dazu mit größter Feierlichkeit, indem sie beim Heransetzen in gemessenen Abständen nach der Hofetikette eingübte tiefe Knixe ausführte. Mir die Hände küssen lassen zu sollen, war mir immer eine greuliche Empfindung. Vor der katholischen Reaktion küßten die

dem Kopfe zusammen vor Entsetzen und schickte ihm sofort einen bequemen Lehnstuhl. Darin hat er qualvolle fünf Monate verlebt. Ich brachte, wie in seinen gesunden Tagen, jeden Abend bei ihm zu, und er gab mir in diesen Stunden sehr viele Aufträge und ordnete alles, was nach seinem Tode geschehen sollte, aufs genaueste an. Einmal mußte ich ihm doch opponiren. Das sage ich Ihnen, schärfte er mir ein, daß Sie mir ja keine Leichenrede halten lassen. Mein Begräbniß wird gerade in die größte Kälte treffen, und nichts ist abscheulicher, als bei schlechtem Wetter lange am Grabe stehen müssen. Der Gedanke ist mir entsetzlich, daß sich meines elenden Leichnams wegen die Leute erkälten oder gar jemand den Tod holen sollte. Überhaupt hielt er die allgemeine Leichenrederei für einen Unfug; Leichenreden, sagte er, sollten von Rechts wegen nur großen Männern und berühmten Persönlichkeiten ge-

Geistlichen den Damen die Hand, und da ist es einmal vorgekommen, daß ein alter origineller Pater einer Dame, die bei seinem Herannahen rasch den Handschuh abstreifen wollte, zurief: Lassen Sies, gnädige Frau! Jeder ist Jeder! Am vernünftigsten ist es schon, es wird gar nicht geküßt, sondern bloß die Hand geschüttelt wie unter Männern. Die fromme Exzellenz gehörte nicht in unsre Pfarrei, war aber genötigt worden, sich den Kommissarius zum Beichtvater zu erwählen und unsre Kirche zu besuchen. Ihr parochus proprius war der Ochsenpfarrer in P., so genannt, weil er sich auf die Ochsenmast verlegt hatte. Nachdem sie in M., das ihr (evangelischer) Mann gekauft hatte, eingezogen war, fuhr sie gleich am andern Morgen nach P., um der Messe beizuwohnen und sich dann dem Pfarrer als neues Kirchkind vorzustellen. Sie fand die Kirchthür geschlossen und wandte sich zum Pfarrhause. Doch auch dessen Pforte thut sich ihr nicht auf, sondern nur ein Fenster, zu dem die Wirtin herausschreit: „Was wollen Sie denn, bringen Sie Ochsen zu verkaufen?“ — „Ich möchte der heiligen Messe —“ „Das giebt's hier nicht!“ Das Fenster fliegt wieder zu, und die vor Schreck halb ohnmächtige Dame bestiehl dem Kutscher, nach Jauer auf den Bahnhof zu fahren. Sie begiebt sich nach Breslau, um dem Fürstbischof zu Füßen zu sinken und das Unausprechliche, das ihr begegnet, zu klagen. Dieser antwortet achselzuckend, daß es nicht in seiner Macht stehe, den Ochsenpfarrer zu ändern, und weist sie an Menzel.

halten werden. Ich gestand ihm gern zu, daß die Sitte der Leichenreden wie viele andre Sitten höchst unvernünftig sei, aber ich konnte ihm nicht versprechen, gerade in diesem Falle den Unfug zu bekämpfen, da man sich auch an mein etwaiges Verbot nicht gefehrt haben würde. Sehr leid that es ihm, daß ich während seiner Krankheit die ganze (mir nicht im mindesten beschwerliche) Arbeit allein besorgen und namentlich, daß ich bei großer Kälte, wenn viel Beichtleute waren, manchmal vom frühen Morgen bis zum Mittag in der Kirche zubringen mußte. Er sagte dann wohl: Ich möchte es Ihnen gern mit Gelde lohnen, möchte Ihnen auch gern etwas hinterlassen, aber die Johanna hat alles verfocht. Sehen Sie doch mal im Sekretär im zweiten Schube rechts nach; da werden Sie ein Schächtelchen finden; darin müssen noch ein paar Dukaten sein, davon nehmen Sie sich einen! Seine Hinterlassenschaft, die in einem Pfandbriebe über fünfhundert Thaler und dem Erlös aus dem Verkaufe seiner Sachen bestand, habe ich dann dem Testament zufolge einer armen Verwandten von ihm übermacht.

Das geistliche Amt übertrug mir die Administration und gab mir so Gelegenheit, den Nachweis der Nichtbefähigung für weltliche Geschäfte zu erbringen. Das Predigen machen Sie nicht übel, sagte mir der Sanitätsrat einmal mit seiner liebenswürdigen Offenherzigkeit, aber zum Pfarrer taugen Sie nichts. Da war erstens die Johanna! Ihr Thränenstrom drohte eine Überschwemmung zu verursachen, bis ihn unser liebster Nachbar, der Kreis Schulinspektor M, mit dem tröstenden Worte hemmte: Hier der Administrator ist ein guter Mann, der wird Sie nicht verlassen. Bald aber brach der Strom aufs neue hervor, als ich ihr meinen klug erfundenen Plan mittheilte: Liebe Johanna, Sie sind jetzt sehr angegriffen von der Pflege und bedürfen der Ruhe, und dann brauche ich auch eigentlich

nicht zwei Personen, ich glaube daher, daß die Hedwig allein mit der Arbeit fertig werden wird, ich werde also nur die Hedwig als Wirtschafterin mieten; Sie können ja als Gast im Hause bleiben. (Die Frau Schwarzer war schon während Menzels Tode zu ihrem Sohne gezogen.) Von Stund an hatte Hedwig die Hölle. Am Übergabstage, es war ein Sonnabend, nachdem wir den ganzen Tag gerechnet hatten, und ich nun abends nach der Abreise des Erzpriesters an die Predigt denken wollte, kam Hedwig hereingestürzt und rief: Kommen Sie um Gotteswillen! Die Tante will sich das Leben nehmen! Wir fanden Sie im Garten im tiefsten Negligee — sie gedachte sich in der kalten Märznacht den Tod durch Erfrieren zu holen — auf eine Bank gelagert, wo sich ihre Kolossalformen wie ein Gebirge am mondhellen Himmel abzeichneten. Es war kein kleines Stück Arbeit, sie ins Haus zu bringen. Dann kam ein Brief von dem Breslauer Freunde Menzels, der immer den Krankenwein in Kisten geschickt hatte (wir hatten nicht bloß keinen Weinkeller, sondern überhaupt keinen Keller); ich könne die Kiste, die unmittelbar vor Menzels Tode gekommen war, zurückschicken. Das wollte ich thun, aber siehe da, der Wein war weg, Hannchen hatte ihn zur Stärkung genommen! Neuer Krach! Dann war da der zweite Lehrer, dem ich die freie Kost nicht entziehen mochte. Dann war da der Kantor, der außer der Bezahlung der Salvemesse noch so manches, z. B. Holz, bekommen hatte, was nicht in seinem Genußzettel stand, und der das alles — so schien es mir — fortbekommen mußte. Am Freitag nach Menzels Tode hatte er die Orgel zugeklappt, daß es krachte und laut gerufen: Heut ist die letzte Salvemesse gewesen! Ich ging hinüber und sagte: So haben Sie gesprochen, ich werde Ihnen ja geben, was Sie bisher gekriegt haben, sind Sie doch so gut und spielen Sie auch ferner. —

Was ich gesagt habe, muß man nicht so wörtlich nehmen, erwiderte er und nickte gnädige Bewilligung meiner Bitte. Dann war der Kaplan: „Da Sie wegen unverbesserlicher Trunksucht,“ fing ein amtliches Schreiben an, das mir zuging. Ach so, das ist die Abschrift des Dekrets für den Kaplan! Es war der Freiburger, Bär's Busenfreund, den die Elise denunziert hatte. Als er seine Kiste aufpakte, fand er oben darauf ein Paar zusammengebundene flache Schnapsflaschen, wie sie Jäger und Kutscher führen. O diese Diefel! rief er aus. Da es sich fand, daß er nicht unbedingt auf Schnaps bestand und auch mit Bayrischem vorlieb nahm, so sorgte ich dafür, daß er stets welches im Hause hatte, und so ging das halbe Jahr ganz hübsch herum, ohne daß er öffentliches Ärgernis gab. Auch eine Beschäftigung fand sich für ihn, die ihm zusagte: das Aufnehmen des Inventars der Menzelschen Verlassenschaft. Der Erzielung von Administrationsüberschüssen war nun freilich die schöne Harmonie, in der ich lebte, nicht eben günstig.

Die kleine Schönauer Gemeinde, die in der Stadt und zwei angrenzenden Dörfern zerstreut wohnte, hätte einen Kaplan nicht erfordert, wenn nicht drei „erloschne“ Parochien dazu gehört hätten, in denen eine bestimmte Anzahl von Gottesdiensten abgehalten werden mußte, und zwar in Hohenliebenthal das ganze Jahr hindurch, in Ludwigsdorf und Konradswaldau nur im Sommer. In Hohenliebenthal gab es noch ein Duzend Katholiken, lauter arme Leute; in Ludwigsdorf nur noch einen, einen verkommenen alten Mann, der den Küsterdienst verrichtete. Den einen Herbst hat dieses Menschenkind auf die Kirchhofwege Grase gesät, sodasß der Kommissarius, als er nächstes Frühjahr herauskam, keinen Weg zur Kirche fand. In Konradswaldau gab es gar keine ansässigen Katholiken mehr; zeitweise ein paar Dienstboten. Was ich

beim ersten Gottesdienst in diesen beiden Kirchen erlebte, war recht erbaulich. Das kleine Kirchlein in Ludwigsdorf war leidlich besetzt, denn die evangelischen Widmutspächter machten es sich dort zur Pflicht, den Pachtgeber durch Besuch seines Gottesdienstes zu ehren. Das evangelische Bethaus hatte keinen Turm, und die evangelische Gemeinde benutzte die katholischen Glocken. Wenn der katholische Geistliche mit der Predigt fertig war, wurde zum evangelischen Gottesdienst geläutet. Während meiner ersten Predigt nun sitzt mir gegenüber auf dem Orgelchore der Küster, und dann kommt die evangelische Läuterin, eine alte krumme Frau heraufgekrochen, da der Weg auf den Turm übers Orgelchor führt. Zwischen beiden entspinnt sich folgendes Gespräch, so laut, daß ich jedes Wort verstehe. Gun Morgen, Finke. — Gun Morgen ooch, Weidlichen. — Schlecht Water heute wieder. — Siehr schlecht. — Hoste an Preise? — Hie host de. — Nu war (werde) ich og läuten giehn; s werd wull Zeit sein. — Nu nee, wort og noch a wing; du sists ja, a stieht ja noch druben und maart noch. — In Konradswaldau hatte ich bei der ersten Predigt folgendes Bild vor mir. Die Kanzel steht ungefähr in der Mitte der Südseite. Rechts hatte ich den Hochaltar, ein Wunderwerk geschmacklosester Holzschnitzkunst: auf Wolken, die wie Pudelmützen ausfahen, ritten grundhäßliche Engel. Unten im Schiff aber die Rückseiten zweier Frauenpersonen. Gerade vor mir lag ein junger Mann. Er hatte nämlich, um den neuen Kaplan in aller Bequemlichkeit beschauen zu können, die Beine auf die Bank gelegt und die Arme auf die Lehnen zu beiden Seiten gestützt; in dieser Lage starrte er mich an. Links, an der Westwand, unter dem ehemals für den Patron bestimmten Thronhimmel, blähte sich der komische Kirchvater Zobel mit untergeschlagenen Armen, stolz und vergnügt umherschauend auf die Pracht des Kirch-

leins, die er als sein Werk und sein Eigenthum betrachtete. Das waren die sämtlichen Undächtigen.

Zobel war, ebenso wie der Kirchenvorsteher von Ludwigsdorf, Protestant. Die Kirchenvorsteher nach den vorfallischen Kirchengesetzen mußten Grundbesitzer sein, und katholische Besitzer gab es nicht in den erloschnen Pfarreien. Zobels Tod erfuhr ich zehn Jahre später auf dem Umwege über Berlin; der Pastor von Konradswaldau nämlich, Gringmuth, der Landtagsabgeordneter war, erzählte gelegentlich einmal im Abgeordnetenhause, wie er den katholischen Kirchenvorstand seines Dorfes beerdigt habe. Zobel war ein kleiner Mann mit Wasserkopf und hervorquellenden Augen. Die Kirche, für die er zu sorgen hatte, war sein Stolz, seine Freude, sein Alles. Ich glaube, er hat, so lange er sein Amt bekleidete, den größten Teil seiner Tage mit fegen, scheuern, bürsten, putzen darin zugebracht. Der Kirchenkalender, der für die verschiedenen Kirchenzeiten verschiedene Farben vorschreibt, verursachte ihm Pein, denn er wünschte seinen Feentempel in allen Farben des Regenbogens prangen zu sehen und wollte immer rote, blaue und grüne Decken und Vorsätze zugleich auflegen, aufstellen und aufhängen; hätte Menzel nicht gewehrt, er hätte alle Haubenbänder seiner Frau in der Kirche aufgehängt und die Wolkenengel mit bunten Jacken bekleidet. Vor jedem Gottesdienste kam er, auch bei dem schlechtesten Wetter und dem scheußlichsten Wege, hereingelaufen, um sich die Erlaubnis zum Anzünden möglichst vieler Kerzen zu erbitten. Dann rannte er ein paar Tage in den benachbarten Dörfern herum, um Kirchgänger zu pressen; leider hat ihm der angestrengte unlautere Wettbewerb, den er den Pfarrern und Pastoren machte mit Anpreisung seiner schönen Kirche und der herrlichen Predigten, immer nur sehr wenig genutzt. Einmal war der Glockenstrang gerissen; er erbat sich die Erlaubnis, einen neuen

kaufen zu dürfen, und kam dann, mir diesen Strick zu zeigen. Er wurde nicht müde im Preiseln des neuen Stricks. Er geriet dabei in Ekstase und schloß endlich, die gefalteten Hände an die Brust drückend und die thränenüberströmten Augen gen Himmel richtend, mit den Worten: Das is Ihnen ein Strick — ein Strick — ein Strick (mit versagender Stimme piepsend) — ein Strick . . . Doch darf man nicht glauben, daß er bei so idealer Richtung seines Gemütes für leibliche Genüsse ganz unzugänglich gewesen wäre. Die Kirchväter von Ludwigsdorf und Konradswaldau kamen halbjährig mit der Ackerpacht, die sie einzusammeln hatten (in Hohenliebenthal holte sie sich der Geistliche selbst an einem Termine, der beim Küster abgehalten wurde) und wurden da jedesmal zum Mittagessen eingeladen. Das einmal setzte ihnen Johanna delikate Würstchen vor in einer Sauce, die ihr zu hohen Ehren verholfen haben würde, wenn sie des Glagabalus Köchin gewesen wäre.\*) Ich saß neben Zobel und reichte ihm die Kartoffeln. Die schob er unwillig zurück und rief: Sie sein wull nee gescheut, Herr Kaploan! War (werde) ich heute Aperia (Erdbirnen, Kartoffeln) essen! Die macht mer Meine olle Tage. Nee, hie is besserch! Damit machte er erhobnen Löffels eine Sturmattacke auf die Würstschüssel.

Die Widmutspächter der erloschnen Parochien waren ausnahmslos, die der unmittelbar an der Stadt gelegnen Röversdorfer Widmut, die die materielle Grundlage der Stadtpfarrei bildete, zum Teil Protestanten. In Hohenliebenthal war die Widmut in Parzellen von drei bis sechs Morgen an kleine Leute ausgeteilt. Der Gutsherr drängte Menzel wiederholt,

---

\*) Dieser verrückte Wüstling belohnte jeden Koch fürstlich, der ihn mit einer neuen wohlschmeckenden Sauce erfreute; mundete ihm eine Sauce nicht, so wurde der Koch eingesperrt und bekam so lange nichts als seine Sauce zu essen, bis er eine bessere erfunden hatte.

ihm die ganze Widmut zu überlassen; er zahle mehr dafür, und der Pfarrer habe nicht die Schererei mit den vielen kleinen Leuten. Menzel aber ging nicht darauf ein. Ich werde mich hüten, sagte er, dem ohnehin reichen Manne auch noch die Widmut in den Rachen zu werfen. Kommen die paar Morgen Pachtacker zum eignen kleinen Besitz, so wird dadurch der Ackerhändler unabhängig. Werden sie ihm entzogen, so ist er auf Tagelöhnerarbeit angewiesen und in Gefahr, Proletarier zu werden. Von Schererei war übrigens keine Rede. Die Leute waren unendlich dankbar für den Acker, und nie kam es vor, daß einer auch nur einen Tag über den gesetzten Termin rückständig geblieben wäre. Freilich waren einige Duzend Kontrakte auszufertigen und Quittungen auszustellen, aber dieses bißchen Mühe ist doch nicht der Rede wert. Wie mit seinen Widmutpächtern, so lebte Menzel auch mit allen übrigen Protestanten im besten Einvernehmen und benahm sich in vorkommenden Fällen durchaus human gegen sie; er lieferte den lebendigen Beweis, daß die unparteiische Menschenfreundlichkeit unter bigottem Konfessionalismus nicht notwendig zu leiden braucht. Denn bigott war er sehr. Seine Art von Marienverehrung war mir anstößig. Auf's ängstlichste vermied er jeden Schein einer *communio in sacris* mit Protestanten. Als er schon krank war, starb der geistliche Rektor der evangelischen Schule. Ich mußte natürlich am Begräbnisse teilnehmen. Da schärftete er mir ein: Die Pastoren werden Sie sehr freundlich in ihre Mitte nötigen wollen; das nehmen Sie auf keinen Fall an! Sie gehen nicht im Talar, sondern im Rock, und zwar mit den Laien hinter dem Sarge. Auch in der Kirche setzen Sie sich nicht zu den Pastoren ins Presbyterium, sondern ins Schiff. Sie gehen auch mit den Laien zum Opfer; hier haben Sie acht Groschen.

Die Erneuerung eines Pachtvertrags während meiner Administration verschaffte mir das Vergnügen der Bekanntschaft mit einem Paragraphen des Stempelgesetzes, von dessen Dasein ich bis dahin keine Ahnung gehabt und den ich ahnungslos übertreten hatte. Der Liegnitzer Revisor, der mir die Strafe zudiktierte und das Geld abnahm, behandelte mich mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit, und nachdem er schon ein dutzendmal, bei jeder der vorgeschriebnen Formalitäten, um Entschuldigung gebeten hatte wegen der Belästigung, wiederholte er ein letztes mal die Bitte um Entschuldigung und ließ mir vorschriftsmäßig einen Paragraphen vor, laut welchem ich von seiner Entscheidung an — ich weiß nicht mehr welche — Behörde in Berlin rekurriren könne. Aber, setzte er unvorschriftsgemäß, aus reiner persönlicher Hochachtung und Freundschaft, hinzu, ich erlaube mir die ganz ergebenste Bemerkung, daß Ihnen, wenn Sie von Ihrem Rekursrecht Gebrauch machen, die Geschichte noch weit teurer zu stehen kommt. Natürlich verzichtete ich auf mein „Recht.“ Nach dieser Geschichte traf ich einmal den Steuer-einnehmer im Gasthaus, wohin ich einen Geistlichen begleiten mußte, der dort ausgespannt hatte. Der Mann hatte einen Sparren und war außerdem stark angeheitert. Er bot mir ein Glas Wein, das ich mit der Bemerkung, ich tränke morgens nichts, ausschlug. Dabei begoß er mich fortwährend nötigend, den Rock von oben bis unten und hielt die verrücktesten Reden: Das Herz hat mir geblutet, daß ich Sie denunzieren mußte (das war gar nicht nötig; er brauchte bloß den Pächter, der ihm den Kontrakt gebracht hatte, über den Paragraphen zu unterrichten), aber wenn der — de de de der — Chef des Oberwesens in Rom selbst den Termin versäumt hätte, ich hätte ihn denunzieren müssen. Bald darauf kam ich gar vor den Strafrichter. Zobel wars, der begeisterte, der mich

hineingelegt hatte. So oft er während Menzels Krankheit hereinkam, sagte er mir mit geheimnisvollen Gebärden: Wenn der Rumzarius tut sein werd — possen Se uf, do geschieht was! Endlich rückte er mit der Sprache heraus. Der katholische Kirchhof in Konradswaldau diente der ganzen Dorfgemeinde als Begräbnisplatz. Vor einigen Jahren war es zum Streit darüber gekommen, wer das Besizrecht habe, und dieses war der katholischen Kirche gerichtlich zugesprochen worden; die Evangelischen hatten nur das Mitbenutzungsrecht. Diese aber beschloffen, nach Menzels Tode dadurch eine vollendete Thatsache zu schaffen, daß sie eine Tafel über der Kirchhofthür anbrächten mit der Inschrift: Friedhof der Konradswaldauer Gemeinde. Am Tage nach Menzels Tode kam Zobel hereingestürzt, atemlos, feuerrot: Sahn Sies, sahn Sies? Ich hoas gesoat! Die Loafel hängt! Ich ließ Sybel Joseph, den bewährten, hieb- und stichfesten kommen und beauftragte ihn, nächsten Sonntag Nachmittag hinauszu gehen und die Tafel abzureißen. Abends kam er Rapport abstaten: De ganze Gemeinde stand im Kirchhofthor rim. Und wie ich die Loafel rundergerissen hoa, do hon se gelacht. Und hernoch hob ich se zermoscht und die Sticka in a Groaben geschmissen. Und do hon se mich zum Schulzen gestehrt, und dar hot mich gefroat, wer michs geheessen hot. Und do hob ich gesoat: Sie hon michs geheessen. Worsch recht a su? Na ja, sagte ich, bloß das Zermanschen hätten Sie sich ersparen können; Sie brauchten die Tafel bloß einfach hinzulegen. Und so wurde ich denn wegen Beschädigung fremden Eigentums verurteilt. Aber die Herren haben es billig gemacht: einen Thaler Strafe, einen Thaler Kosten. Höchst verwunderlich war mir eins bei der Verhandlung. Ich führte in der Verteidigung aus, nicht allein sei die Tafel als ein wider den Willen des Besizers an dessen Eigentum angebrachtes

Plakat anzusehen gewesen, das dieser ohne Zweifel berechtigt gewesen sei, zu entfernen, sondern die Leute hätten auch, indem sie die Tafel an ein ihnen nicht gehöriges Mauerstück angeschlagen hätten, auf ihr Eigentumsrecht daran verzichtet. Daß aber der Kirchhof Eigentum der katholischen Kirche sei, dafür hatte ich das Urteil desselben Gerichts in der Hand: „Ihr Name steht darunter, Herr Direktor.“ Worauf dieser: „was wir vor ein paar Jahren entschieden haben, das geht uns heut gar nichts an.“

Nach Menzels Tode wurde ich in die Schönauer Gesellschaft hineingezogen. Die nächsten waren mir natürlich Sanitätsrats, bei denen ich fortan jeden Sonntag Abend zubrachte. Da lernte ich so gelegentlich des alten Rats medizinische Grundsätze kennen. Einmal kam eine Frau, die ihn zu ihren Kindern bat; sie hätten die Masern. Laßt sie Zuckerwasser saufen und schwitzen, antwortete er, ich komme nicht. Als sie hinaus war, brummte er: bei Kinderepidemien sollte man die Ärzte einsperren; sie schleppen die Krankheit bloß herum, und nutzen können sie nichts. Ein andermal wurde er zum Falkenhayner Schulzen gebeten, der die Lungenentzündung habe. „Ich habe keine Zeit, hinauszukommen, er soll Buttermilch saufen.“ Der Schulze hat einige Kannen Buttermilch vertilgt und ist rasch gesund geworden. Einmal frage ich, was er einem alten Kranken, den ich besucht hatte, verschrieben habe. „Ha, ha, ha, was soll denn dem alten ausgemergelten Kerle Medizin helfen? Ja, wenn ich ihm täglich einen Rehbraten und eine Flasche Burgunder schicken könnte! Das wäre die richtige Medizin für ihn.“ Als vom Tode einer Person die Rede war, die sein Sohn behandelt hatte, bemerkte er: „Das ist kein Wunder, daß die gestorben ist; wer das Zeug alles frißt, das mein Sohn eingiebt — er ist mit dem Apotheker guter Freund —, der hat den Tod davon, wenn

er auch ferngesund ist; wie sollte es ein Kranker vertragen!“ Die Ärzte, pflegte er zu sagen, fügten der ursprünglichen Krankheit gewöhnlich noch eine zweite, die Medizinkrankheit, hinzu. Alle übrigen Honoratioren waren evangelisch, und so bemerkte denn Johanna bald einmal spitz, die Gemeinde nehme es mir sehr übel, daß ich so viel mit Protestanten verkehre. Menzels Nachfolger, Maßke, ein tüchtiger Geistlicher, aber zugleich gewandter und liebenswürdiger Weltmann, bei dem ich noch zwei Jahre blieb, wurde sehr bald der Mittelpunkt dieser größtenteils protestantischen Gesellschaft, mit der jedoch auch einige der Nachbarpfarrer Verbindung unterhielten.

Diese geistlichen Nachbarn brauchten mich sehr viel, weil sie öfter krank waren oder verreisten; ich habe als Vertreter auf ihren Pfarrhöfen sehr angenehme Stunden zugebracht, wenn ich auch über die Störung meiner gewöhnlichen Tages-, Studien- und Unterrichtsstundenordnung weist ein wenig verdrießlich war. Der eine, der dicke P. mit dem furchtbaren Baß und dem furchtsamen Herzen, geriet in Aufregung, wenn der gotische Knoblich erwähnt wurde. Dieser hatte nämlich einmal alte Gemälde und Schnitzwerke aus einer abgebrochnen Kirche bei ihm aufgestöbert und der Behörde angezeigt, und diese, vom ehrgeizigsten Kunstenthusiasmus beseelt, befahl dem Kommissarius Menzel, sich „angefichts dieses“ nach F. zu begeben und die freventlich verwahrlosten Kostbarkeiten der Gefahr der Vernichtung zu entreißen. Menzel kommt hinaus, wie P. gerade beim Mittagessen sitzt. Nu was tausend, Menzel, wo kommst denn du auf einmal her! Na, das ist schön. Anna, geschwind ein Gedeck und ein paar Flaschen Ungar! Aber — was ist dir denn, wie thust du denn? — Menzel ist mitten im Zimmer stehen geblieben, hat dem P. noch nicht die Hand geschüttelt, sondern die feierlich kalte und strenge

Miene des Großinquisitors aufgesteckt. „P., du bist angeklagt.“ P., der sich von Schwachheiten des reichlich vorhandnen Fleisches nicht ganz frei weiß, wird käseweiß, sinkt auf seinen Stuhl zurück, von dem er sich schon halb erhoben hatte, und ächzt: ach Tees, was ist denn, sprich nur! — Du hast Kunstaltertümer verwahrlost. — O, der verdammte Knoblich! Na, der soll mir noch einmal kommen! Meinen besten Wein hat er mir ausgetrunken, und das ist der Dank dafür. Na, wenns nur weiter nichts ist, ha, ha, ha, der verrückte Kerl! — Aber wo sind denn die Altertümer? Ich muß sie besichtigen und für ihre angemessene Aufbewahrung sorgen. — Ach, das alte Gerümpel! Schöne Kunstdenkmäler! Verstecken muß man die Frauen, daß sich nicht etwa ein Weib dran versieht. \*) Gätte ich das Zeug nur gleich beim Abbruch der alten Kirche zerhacken und in den Ofen werfen lassen! — Ja, auf dein Urtheil kommt dabei nichts an. Wo sind also die Sachen? — Ach, laß mich zufrieden, die sind ganz gut aufgehoben. — Aber wo denn, ich muß es ja berichten. — Nu in der Schinken-kammer! — Kurze Zeit darauf bekam P. die ganze Geschichte im Kirchenblatt zu lesen, und die ganze schlesische Klerisei lachte über die Schinken-kammer. Nun durfte sich Knoblich in F. und Umgegend erst recht nicht mehr sehen lassen.

So also stand es um die Schönauer Gesellschaft. Johannas Vorwurf war übrigens ungerecht; ich vernachlässigte auch die katholischen Bürger und Bauern nicht, blieb in der einen wie in der andern Art von Geselligkeit sparsam\*\*) und ließ mir von der für meine

\*) Darin mußte ich ihm Recht geben, nachdem ich sie selbst beaugenscheinigt hatte.

\*\*) Die Teilnahme an den Whistpartien, die mit obligaten Abendbröttern in dem Honoratiorenzirkel die Runde machten, verbot sich von selbst, da ich nicht Kartenspielen konnte und daher, wie namentlich der dicke P. öfters tadelnd bemerkte, „doch zu gar nichts taugt.“

Bücher und Privatschüler bestimmten Zeit kein wesentliches Stück abhandeln.

Es war das eine glückliche Zeit für mich. Der Druck der Sorge um die Meinen war ziemlich gehoben. Von meinen beiden Brüdern war der eine als Apothekergehilfe in Montreux, der andre auf dem Gymnasium ganz wohl. Die Mutter konnte von ihrem kleinen Verdienste und der kleinen Unterstützung, die ich ihr schickte, leidlich leben. Ich fing an, mit der neuen Brille, die meine Sehweite für einige Jahre auf den Grad mäßiger Kurzsichtigkeit hob, die Welt zu entdecken. Voll freudigen Erstaunens bemerkte ich, als ich das erstemal damit in eine ziemlich große Schulklasse trat, daß ich bis zur hintersten Bank die Augen meiner Schüler sah. Ich begann, mir die Gesichter und Gestalten der Menschen genauer anzusehen, auf

Da fällt mir der gute Sch. ein, ein krenzbraver, sehr frommer Mann und ein urgelehrtes Haus; er studierte Arabisch und Sanskrit. Aber die Pfarrer und deren Wirtschaftserinnen fanden gewöhnlich, daß er nichts taugte, und so mußte er öfter wechseln. Einmal steigt er beim neuen Pfarrer ab, und dieser, vor der Hausthür stehend, ruft ihm zu: „kennen Sie den Alten?“ „Wie soll ich den nicht kennen? Ich habe ihn erst vorigen Sonntag im Dom pontifizieren sehn.“ „Sie dummer Kerl, ich meine den Alten im Solo.“ „Nee, den kenn ich nicht.“ „Da können Sie gleich wieder auspacken; da kann ich Sie nicht gebrauchen.“ Übrigens dränge ich meine Praxis niemandem auf und verwerfe das Kartenspiel keineswegs grundsätzlich. Herbart empfiehlt es als arithmetisches Übungsmittel und zitiert auch zustimmend die Worte, die ein erfahrener Weltmann — oder wars eine Welt dame? — einem jungen Manne sagt, der kein Kartenspiel lernen mag: was für ein trauriges Alter bereiten Sie sich! Auch jüngern Männern kann es unter Umständen gute Dienste leisten, und zwar Dienste moralischer Art; glauben Sie nur, sagte mir einmal einer, beim Whist kommen einem keine argen Gedanken. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man allerdings auch das Trinken empfehlen, nach dem berühmten Sage, daß, qui multum bibit, venit in coelum. Denn qui multum bibit, bene dormit, qui bene dormit, raro peccat, qui raro peccat, venit in coelum. Ein Jesuit allerdings sagte in den Exerzittien, die ich mitmachte, von seinem höchsten Standpunkte aus, es zerreiße ihm das Herz, wenn er Geisliche Karten spielen sehe.

die Farbe des Gefieders der Vögel zu achten, und die herrliche Berglandschaft lag klarer vor mir. Ich war sehr gesund und kräftig, arbeitete des Sommers täglich ein wenig im Garten und suchte die überschüssige Kraft in meilenweiten Märschen los zu werden.

In dem Gebäude meines orthodoxen Glaubens geriet aber damals ein Steinchen ins Wanken und zerbröckelte allmählich. Die Italiener hatten ihre Fürsten verjagt und den Kirchenstaat zertrümmert; nur mit Hilfe ausländischer Truppen vermochte sich der Papst in dem ihm verbliebenen Reste, dem Patrimonium Petri, zu behaupten. Döllinger suchte in seinen Odeonsvorträgen die katholische Welt mit dem Gedanken an die Möglichkeit der vollständigen Vernichtung der weltlichen Papstherrschaft vertraut zu machen, wurde aber dafür verkehrt, und mit seinem Buche: Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat verschlimmerte er nur seine Lage, weil er darin u. a. auch die Mißwirtschaft der päpstlichen Regierung schilderte. Ich vermochte der Verurteilung Döllingers nicht beizustimmen, denn mein Herz stand auf seiten der sich befreienden Völker, die Unhaltbarkeit der Parteifabeln, die alle großen Umwälzungen aus geheimen Umtrieben, sei es der Jesuiten, oder der Freimaurer, oder der Juden, oder einer Kamarilla herleiten, hatte ich längst durchschaut und erkannt, daß alles in der Welt mit natürlichen Dingen zugeht, und daß jede Veränderung eine Ursache voraussetzt, deren Wirkungskraft an Größe der in der Veränderung zur Erscheinung kommenden Kraft gleich ist. Für den Kirchenstaat versuchte ich eine Ausnahme zu machen und mich zu überreden, daß er das unschuldige Opfer von Verschwörungen sei, aber ein Jesuit, der in einem Roman — ich glaube er heißt Der Jude von Verona — die italienische Umwälzung erzählt, belehrte mich, sehr gegen seine Absicht, eines Bessern. Er machte mich so wütend auf

die römische Klerisei, daß ich sein Buch mehreremal vor Zorn auf die Erde warf. Ich sagte mir: wenn die italienischen Geistlichen und die päpstlichen Beamten solche Schafe sind, wie sie hier geschildert werden, was bedarf es denn da noch der geheimen Gesellschaften zum Sturze des Kirchenstaats! Er muß ja von selbst zusammenbrechen! An und für sich würde nun der wohlverdiente Untergang der weltlichen Papstherrschaft, trotz des bedenklichen Kontrastes zwischen der Idee der Kirche und dieser Seite ihrer Wirklichkeit, den Glauben noch nicht gefährdet haben, wenn man sie innerhalb des Katholizismus als eine vergängliche geschichtliche Erscheinung aufgefaßt hätte. Aber daß der Papst, der Episkopat und die katholische Presse aus einer offenbar dem Untergange geweihten Institution eine wesentliche Einrichtung der Kirche machten und den Glauben an deren Notwendigkeit zum Dogma stempelten, das war böse, böse wenigstens für denkende Köpfe.



## Das Jahr 1870

**W**ir waren sehr bald gute Freunde geworden, der Pfarrer Mazke und ich, aber wir sahen beide gleichmäßig ein, daß neben einem gesunden Pfarrer, der kein Nebenamt hat, für einen arbeitslustigen Kaplan wenig zu thun übrig bleibt. Immer nur studieren, ohne von dem Gelernten Anwendung machen zu können, ist ein unnatürlicher Zustand, und nur für einen oder ein paar Privatschüler arbeiten, scheint, wie Herbart sagt, der Bestimmung des Mannes doch nicht angemessen zu sein. Wir kamen daher überein, die Gelegenheit einer Vakanz in Liegnitz zu benutzen; Mazke war mit dem dortigen Pfarrer, dem Erzpriester Schwenderling, befreundet.

Im September 1864 siedelte ich dahin über. Auch dort fühlte ich mich glücklich, doch war das Glück anderer Art als in Schönau. Es bestand erstens in der Unabhängigkeit. Wenn man die dreißig hinter sich hat, gefällt einem die Stelle eines Haussohnes doch nicht mehr, so angenehm das Haus auch sein mag. In Liegnitz giebt's kein Pfarrhaus, sondern die katholischen Geistlichen bewohnen den Hauptflügel des ehemaligen Jesuitenkollegiums. Der Pfarrer hat den ersten Stock inne: eine lange Kluft von Sälen und prachtvollen Zimmern, die an einem breiten Korridor liegen — die Jesuiten mögen sonst sein, wie sie wollen,

aber ihre Bauten, diese vornehme Großartigkeit, Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit macht ihnen heute nicht leicht jemand nach —, im obern Stock wohnen die Kapläne und zwei Lehrerfamilien. Wir beiden Kapläne hatten zusammen eine alte Wirtin\*) — Inven-

\*) Unfre Kopfdeutschern war ein kleines, spindelbürrtes, durch anhaltende Arbeit gekrümmtes Weiblein von sehr entschiednem Charakter und festen, durch nichts zu erschütternden Ansichten. Als die Trichine entdeckt worden und die Trichinensurcht eingerissen war, protestierten wir gegen den allbonnerstäglichen Schweinebraten. Sie aber sagte lachend: ach, dummes Zeug; wemms Trechinen gäbe, müßte man sie doch sehn. Es war, glaube ich, im Jahre 1865, daß den königlichen Kassen verboten wurde, österrreichische Gulden anzunehmen, mit denen wir damals überschwemmt waren. Ich hatte eines Tags Geld fortzuschicken und versuchte es noch einmal mit Gulden. Die Kopfdeutscher erzählte, als sie zurückkam: denken Sie mal, der junge Mensch auf der Post wollte die Guldenstückel nicht nehmen. Na, dem hab ichs aber ordentlich gesagt. Meine Herrn müssen sie nehmen, hab ich gesagt, da können Sie sie auch nehmen, und überhaupt, wenn die Guldenstückel nichts taugen, so müssen Sie keine machen! Da hat er gelacht und hat sie genommen. Einmal, in der Nacht vor einem Feiertage, holte mich ihre Tochter, die Jäckeln, aus dem Bett: kommen Sie nur, die Mutter versehn, sie stirbt! Ich hatte in der Filiale Gottesdienst und kam erst zu Mittag nach Haus. Der Amtsbruder fragte mich: rat mal, wer gekocht hat. — Natürlich die Jäckeln. — Nee, die Kopfdeutschern. Den Tag darauf erschien sie bei mir in der weiß und blau gestreiften, schon ganz ausgewaschenen Kattunjacke, in der Haube mit dem blauen Bande und das gefältelte weiße Taschentuch in der Hand, das heißt in höchster Gala. „Herr Kaplan, ich komme nur, mich gesund melden.“ „Was, schon wieder ganz gesund?“ „Ja, 's ist heute Waschttag, da kann man sich doch nicht hinlegen.“ Sie betrachtete uns als ihre Schutzbesohlnen, rügte etwaige Unordnungen, z. B. wenn einer einmal zum Frühschoppen ging und zu spät zum Mittagessen kam, und paßte gut auf, daß kein Unglück mit Möbeln passierte. Ich hatte keine Verehrerinnen in diesem Sinne, aber beim schönen X. und beim schwärmerischen Y. fanden sich oft junge Damen ein mit schwierigen Gewissensfällen, die stundenlange Beratungen erforderten. Da guckte nun die Kopfdeutschern von Zeit zu Zeit hinein, um zu sehn, wie weit die Beratung gediehen sei. Einmal machte sieß besonders schön. Es war Sonnabend abends. Sie trat ein und sagte: Herr Kaplan, ich werde Ihnen das Hemd ins Ofenrohr legen, damit Sie sich nicht dran erkälten (was sie bis dahin noch niemals gethan hatte), ging aber dabei nicht zu dem un-

tar —, die mit ihrer Tochter, einer Witwe und Wäscherin, und deren Söhnchen zusammen in unsrer gemeinsamen Küchenstube hauste, und waren so wirtschaftlich unabhängig. Auch unser Geld erhielten wir nicht vom Pfarrer, sondern theils vom Kirchlassenrendanten, theils von einem Dominium (Dezem-Entschädigung), theils von den höhern Lehranstalten, an denen wir den katholischen Schülern Religionsunterricht gaben, die geringen Accidentien vom Küster. Unsrer Arbeit besorgten wir ganz selbständig. Der Pfarrer that wenig und bald gar nichts mehr; zu seiner Vertretung bestellte er sich einen dritten Kaplan. Wir machten ihm jeden Sonnabend um elf Uhr einen Anstandsbesuch und kamen sonst nicht mit ihm zusammen.\*) Das andre angenehme war die stramme Arbeit. Ich hatte sehr viel zu predigen, nicht selten zweimal an einem Sonntage, wöchentlich zwölf, später sechzehn Religionsstunden zu geben, außer dem Kommunionunterricht und einer Stunde in einer auswärtigen Schule, die einem beinahe den ganzen Morgen raubte. Beichtende gabs auch genug. Dazu kamen die Leitung eines Gesellen- und eines Paramentenvereins, längere

---

mittelbar an der Thür stehenden Ofen, sondern zu dem am andern Ende des sehr langen Zimmers stehenden Sofa, die Hand zum Schutze gegen die einfallende Sonne über die Augen haltend und diese starr aufs Sofa gerichtet, und erst, nachdem sie die beiden Andächtigen gründlich gemustert und mit ihrem mehr als profaischen Gesicht aus der Verzückung ins nüchterne Erdenbafeln zurückgerufen hatte, machte sie kehrt und verrichtete ihr Geschäft am Ofen.

\*) Sowohl er als seine Wirtin waren Originale; sie zu zeichnen, unterlasse ich, weil ich mich eines gegen sie begangenen Unrechts schuldig fühle. Von einem an sich sehr achtungswerten und mir befreundeten Manne, der den Schwenderling tödtlich haßte, wurde mit Hilfe des Fürstbischofs eine Intrigue gegen den Pfarrer eingefädelt, in die man mich wider meinen Willen verwickelte. Nachdem ich aber einmal drin war, focht ich die Sache energisch durch. Schwenderling wurde von einem Gehirnleiden befallen, und ich bekam Gelegenheit, an ihm die Irrenlogik zu studieren.

Vertretungen erkrankter Lehrer, in der Cholerazeit von 1866 eine Unzahl von Krankenbesuchen und Beerdigungen, anderthalbjährige Administration der Pfarrei — Schw. lag ein Jahr lang krank —, nach seinem Tode eine sehr mühsame, mit viel Zank und Ärger verbundene Erbschaftsregulierung, da er die Pfarrkirche zur Universalerbin eingesetzt hatte.

So kam das verhängnisvolle Jahr heran. Ein paar weitere Erschütterungen hatte mein Glaube schon vorher erlitten. Eine alte Dame von ausgezeichnetem Charakter, mit der ich befreundet war, gestand mir einmal in der Beichte, daß sie nicht an die Hölle glauben könne. Ich suchte ihr den Höllenglauben bei zubringen, sie schüttelte aber nur den Kopf und bemerkte kurz: Ich glaube, daß Gott barmherzig ist. Und ich fühlte, daß mich meine Gründe selber nicht überzeugten. Bald war ich in diesem Punkte soweit, daß es mir als ein Rätsel erschien, wie Männer von tiefer Einsicht und edelm Charakter, Augustinus z. B., eine so scheußliche Lehre hätten annehmen und verkündigen können. Ich fand zwei Erklärungsgründe, die aber unser heutiges Geschlecht nicht mehr entschuldigen können: die Härte des antiken, wenigstens des römischen Lebens, die Abstumpfung des Mitgeföhls durch ewige Kriege und grausame Schauspiele, sodann die Unkenntnis der wirklichen Zahl der Menschen. Zwar verträgt es sich auch schon nicht mit der Idee Gottes, wenn man annimmt, daß er auch nur ein einziges Geschöpf ins Leben gerufen habe zu keinem andern Zweck, als es in einem ewigen Feuer braten zu lassen, gleichviel, ob man sich ein materielles oder ein immaterielles Feuer denkt, aber wenn man überlegt, daß sich nach dem orthodoxen Glauben die Zahl der für dieses Schicksal bestimmten auf unzählige Milliarden beläuft, wovon die Alten noch keine Vorstellung hatten, dann schlägt

der Gedanke aus dem Entsetzlichen ins Lächerliche um, er wird einfach unmöglich. Ein Blick auf ein Kinder-  
 gesicht, auf eine Menschengestalt, auf eine Frühlings-  
 landschaft genügt zum Beweise, daß der Welterschöpfer  
 kein solcher Teufel sein kann.\*) Dann — wie schon  
 bei einer andern Gelegenheit erwähnt worden ist (Ge-  
 schichtsphilosophische Gedanken S. 340) — lernte ich  
 die Geschichte der Hexenprozesse kennen, und daraus  
 wurde mir klar, daß die Kirche keine göttliche Ein-  
 richtung im dogmatischen Sinne des Worts sein könne.  
 Der Strenge des Bekenntnisses nach, das die katho-  
 lische Kirche fordert, war ich also schon ein Reker.  
 Die lebhafteste, mir durchaus zusagende Thätigkeit ver-  
 barg mir das. Wissen und wissen ist zweierlei. Wie  
 das bloße Wissen der auswendig gelernten Glaubenssätze  
 bei den gewöhnlichen Menschen gar keine, bei außer-  
 ordentlichen, die ihnen nachhängen und nachdenken, die  
 außerordentlichsten Wirkungen hervorbringt, so haben  
 auch Risse in der Glaubensgrundlage nicht sofort den  
 Sturz in den Unglauben zur Folge; erst wenn man  
 längere Zeit aufmerksam in die Abgründe hinabblückt,  
 wird man schwindlig und stürzt hinein.

Während ich mich selbst noch für orthodox hielt,  
 begannen die eifrigen Katholiken der Gemeinde schon  
 an mir zu zweifeln. Sie haben es mich nicht merken  
 lassen, ich lebte in freundschaftlichem Verkehr mit ihnen,  
 aber später hat man mirs gesagt. Was sie zuerst  
 stuzig machte, waren politische Rekerereien. Ich war  
 liberal und beteiligte mich nicht an der Wahlagitation,  
 die damals, in der Konfliktzeit, von den schlesischen  
 Katholiken für Bismarck, in dem sie den Hort der  
 Autorität verehrten, eifrig betrieben wurde. Der Krieg  
 gegen das katholische Österreich 1866 kühlte ihre Liebe  
 für Bismarck und König Wilhelm stark ab, während

\*) In dem *ἀόλιος* des Neuen Testaments liegt noch nicht der  
 philosophische Begriff der Ewigkeit.

ich gerade dadurch vor beiden Respekt bekam und so nun wieder im politischen chassé-croisé meinen guten Freunden gegenüber zu stehen kam, was mir übrigens seitdem öfter begegnet ist. Dann vermochte ich den Ton, den die Hausblätter gegen „Protestanten, Juden und Freimaurer“ anschlugen, sowie das ewige Gejammer der Kirchengewaltigen über die Verderbnis der Welt und über die Kirchenverfolgung nicht zu vertragen und sprach mich sowohl in der Unterhaltung wie auf der Kanzel gegen beides aus. Ich gehörte der Richtung Montalemberts an und sah in der katholischen Kirche die Kulturmacht, die als geistige Sonne alles Große, Gute und Schöne, das in der Menschheit schlummert, hervorzulocken und zur Reife zu bringen berufen sei. Dazu wollten die Jeremiaden der Frommen, Försters Hirtenbriefe und die päpstlichen Rundgebungen, namentlich die berüchtigte Encyklika mit dem Syllabus, schlecht stimmen. Als einmal in einem Hirtenbriefe die dumme Redensart stand, die Welt schwimme in einem Meere von Fleisch, äußerte ich mich zu meinen Amtsbrüdern, der Welt, mit der es unser Bischof zu thun habe, und die größtenteils aus armen Teufeln bestehe, könnte es gar nichts schaden, wenn sie noch etwas mehr Fleisch hätte, nicht um drin zu schwimmen, wozu ohnehin doch höchstens die Brühe taugen würde, sondern um es in den Mund zu stecken.\*) Zur Beruhigung sagte ich mir selbst und

\*) Später ist mir eingefallen, daß er die Phrase vielleicht anders gemeint hat. Von einem Diner beim Grafen G. heimkommend, hatte er einmal gesagt: eine abscheuliche Damenmode, man weiß nicht, wohin man sehen soll. Da liegt denn die Phantasie nahe, mit der des Novalis Heinrich von Osterdingen beginnt. Ein paar Jahre später begegnete es mir einmal, daß ich bei einer vornehmen Hochzeit zwischen zwei Damen saß, die nach Hofsitte ausgezogen waren, und ich zerbrach mir den Kopf darüber, ob sie es wollen, daß man die Schönheiten sieht, oder ob sie es nicht wollen. Wenn sie es nicht wollen, so wollen sie eine optische Unmöglichkeit, wollen sie es aber, so ist dieser

sagte ich den Leuten von der Kanzel manchmal: Der Papst mißt auf seinem erhabnen Standpunkte die Erscheinungen der Zeit am Ewigen und Göttlichen, und da muß er denn freilich zu einem alles verwerfenden Urteil kommen. Aber messen wir die heutigen Dinge und Menschen an der Vergangenheit und an unsern schwachen Kräften, so können wir nicht finden, daß es schlimmer um uns stünde, als um die Menschen irgend einer frühern Zeit. Wie wenig ahnte ich, daß gerade in dieser Auffassung meine Rehernatur zum Vorschein kam! Bildet doch unversöhnliche Feindschaft gegen die Welt und ihre Pracht, d. i. ihre Kultur, das Wesen des orthodoxen Christentums. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich dafür nicht allein auf die Kirchenväter, sondern auch auf Johannes und Paulus berufen kann (vgl. besonders Ev. Joh. 14, 30; 15, 18 und 19; 16, 8; 17, 9 und 1. Joh. 2, 15 und 16), während, wenn wir die Synoptiker allein hätten, die Versöhnung des Christentums mit der Welt und ihrer Kultur nicht unmöglich sein würde. Zwar finden wir auch bei ihnen Stellen wie das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen, aber es war mir von Anfang an ausgemacht, daß man nicht etwa unter dem Weizen die Katholiken, unter dem Unkraut die übrigen Menschen verstehen dürfe, auch nicht einmal die Guten und die Bösen innerhalb der verschiedenen Konfessionen und Religionen, sondern daß in jedem einzelnen Menschen, die Türken, Heiden und den Papst nicht ausgenommen, Gutes und Böses gemischt sei. Wie es bei der im Gleichnis in Aussicht gestellten Scheidung am Ende der Welt zugehen würde, das ließ ich, als ein unenthüllbares Geheimnis, dahingestellt sein.

Mit der Ankündigung des Konzils erreichte die mir widerwärtige ultramontane Bewegung ihren Höhe-

Wille mit der geltenden amtlichen und polizeilichen Sittlichkeit unvereinbar.

punkt. Aus Breslau hörten wir eine hübsche Anekdote. Gerade als der verhängnisvolle Brief aus Rom bei Förster angekommen war, trat der wegen seiner Höflingsnatur von biedern Pfarrern viel verspottete Kanonikus G. bei ihm ein, um ihn zum Spaziergang abzuholen. Förster: Da ist eben die Einladung zum allgemeinen Konzil gekommen! — Polonius: Das ist ja höchst erfreulich, daß der heilige Vater in seiner Weisheit . . . — Förster (der in seiner Erregung gar nicht auf ihn gehört hat): 's ist ein Skandal! — Polonius (mit tiefer Verbeugung): Ja, fürstliche Gnaden, 's ist ein Skandal! — Es machte einen äußerst peinlichen Eindruck auf mich, daß Förster, den ich aufrichtig verehrte, in seinen Privatäußerungen ein anderer war als in seinen amtlichen Kundgebungen, aber ich habe ihn niemals, auch in meinem Herzen nicht, der Heuchelei beschuldigt; ich begann eben einzusehen, daß eine hohe amtliche Stellung in schreckliche Widersprüche verwickelt, aus denen es kein Entrinnen giebt für den der nicht der Stellung selbst entrinne will, und das würde den Bischöfen jener Zeit als feige Fahnenflucht und Verrat nicht allein ausgelegt worden, sondern erschienen sein. Der Schrecken über das am Horizont auftauchende Unfehlbarkeitsdogma war bei den aufrichtigen und frommen Katholiken, selbst ultramontanster Richtung, nur die Betschwestern und einige dumme Fanatiker ausgenommen, ganz allgemein. Es wäre ein großes Unglück, wenn diese Lehre zum Dogma erhoben würde, sagte einer der Führer der Liegnitzer Katholiken, ein durch Verstand, uneigennütigen Eifer, edeln Charakter und aufrichtige Frömmigkeit hervorragender Mann. In den großen Zeitungen der Provinz polemisierten Balzer, Reinkens, Glvenich und Weber gegen die infallibilistischen Hausblätter. Ich war damals gerade auf Augustin verfallen. Aus ihm ersah ich, daß die Kirchenverfassung des fünften Jahr-

hundert's nichts weniger als monarchisch gewesen ist, und bei dem Gedanken, daß sich der Papst nun auch noch das Prädikat der Unfehlbarkeit beilegen und seine Anmaßung auf die Tradition stützen wolle, stand mir der Verstand still. Später nahm ich dann den Augustin noch einmal vor und verarbeitete meine Lesefrüchte für den Deutschen Merkur, in dem sie 1875 von Nr. 36 an unter dem Titel: „Was weiß der heilige Augustinus vom Primat des römischen Bischofs?“ erschienen. Es war die erste größere Arbeit, die ich habe drucken lassen, anonym, wie alles vor 1884 herausgegebene. Eine Vorbemerkung dazu lautet: „In den Jahren 1868 und 1869, als die Gemüter durch die Erwartung des bevorstehenden Konzils aufgeregter waren, las ich gerade in den Schriften des heiligen Augustinus, nicht zu einem speziellen Zwecke, sondern meiner Gewohnheit nach zu meiner persönlichen Belehrung. Ich war bis dahin ein aufrichtiger Verehrer des Papsttums gewesen und hatte eben deswegen die gefährliche Bahn, die dasselbe, von blinden Anbetern getrieben, einzuschlagen im Begriff stand, mit großer Besorgnis beobachtet. Zudem hatte mir die Lektüre Cyprians, besonders seines Werkes De unitate ecclesiae, einen andern Begriff von Kircheneinheit und Kirchenverfassung vor Augen gestellt, als ihn unsre theologischen Lehrbücher mit kluger Benutzung abgerissener Väterstellen zu entwickeln pflegen. Da erregte es denn meine Aufmerksamkeit, daß ich bei Augustinus den Primat des römischen Bischofs nirgends erwähnt fand. Die Aufmerksamkeit wurde zum Erstaunen, als mir Stellen begegneten, die die Annahme eines Lehrprimats auf das bestimmteste ausschließen. Durch eine Erklärung gegen Syllabus und Unfehlbarkeit in Konflikt mit der geistlichen Behörde gebracht, arbeitete ich eine Rechtfertigungsschrift aus, in die ich auch die bei Lesung des heiligen Augustinus gemachten Erfahrungen auf-

nahm, an deren Herausgabe ich aber durch die Umstände gehindert wurde. Während nun der Inhalt dieser Rechtfertigungsschrift größtenteils veraltet und von den Ereignissen überholt ist, halte ich doch das über Augustinus gesagte auch heute noch für zeitgemäß“ u. s. w.

Die Abreise Försters zum Konzil Anfang Dezember 1869 gestaltete sich zu einer glänzenden Ovation für den Fürstbischof, wobei sich besonders der katholische Adel Schlesiens hervorthat, der ihn in einer langen Reihe von Kutschen auf den Bahnhof begleitete. Es ist mir damals nicht klar geworden, was die Ovation zu bedeuten hatte: ob sie Förster die Beistimmung zu seiner nicht unbekanntenen Gesinnung ausdrücken, oder im Gegenteil das Konzil feiern und ihm oppositionelle Gelüste austreiben sollte, oder ob sie bloß die Wirkung eines dunkeln Dranges war, der durch die bevorstehenden großen Ereignisse erzeugten Gemütsbewegung Ausdruck zu geben, oder endlich nur ein feierlicher Abschied von dem bejahrten Bischof, dem ja doch während einer längern Abwesenheit etwas menschliches begegnen konnte. Da der Schnellzug in Liegnitz ein paar Minuten hielt, verfügten wir dortigen Geistlichen samt den hervorragendsten Gemeindegliedern uns zur Begrüßung unsers Oberhirten auf den Bahnhof. Er war sehr freundlich gegen mich, erkundigte sich nach dem Befinden meiner Mutter und trug mir Grüße an sie auf. (Unsre alte Wirtin hatte sich mit einem meiner Amtsbrüder überworfen und uns verlassen. Ich hatte darauf meine Mutter gebeten, unsre Wirtschaft zu leiten, und als der neue Pfarrer einzog, der dritte Kaplan fortkam, der zweite sich beim Pfarrer in Kost gab, wirtschaftete ich mit der Mutter allein weiter.) Ich sah dem Scheidenden mit heftiger Bewegung nach und hielt am Tage der Eröffnung des Konzils, am 8. Dezember, eine Frühpredigt, die großen Anstoß erregte. Noch schlimmer

fiel eine Predigt über Matthäus 13 im Februar 1870 beim Hauptgottesdienste aus. Ich fühlte und merkte es wohl, daß der Feuerstrom, der sich aus meinem Herzen ergoß, weit entfernt davon, zu zünden, meine Zuhörerschaft zu Eis erstarren machte. Bei Tisch erzählte mir meine Mutter unter Thränen, nach dem Gottesdienst sei eine Anzahl Damen bei ihr erschienen, um ihr ihr Beileid über das Unglück ihres Sohnes auszusprechen und zu versichern, daß, was auch immer geschehen möge, sie ihr die Freundschaft bewahren und sie in etwaiger Noth nicht verlassen würden. Das betrückte und ängstigte mich nun zwar, konnte mich aber um so weniger in meiner Überzeugung irre machen, als ich wußte, daß gerade die achtungswürdigsten, gescheitesten und tüchtigsten unter den Geistlichen der Hauptsache nach meiner Meinung waren. Konfrater Häppler in Striegau besuchte mich öfters und versicherte, daß mir nicht bloß die übrigen dortigen Hilfsgeistlichen, sondern auch der kirchlicherseits hochangesehene Erzpriester Welz beipflichteten, und Kapläne, die mit den Schweidnitzer Jesuiten verkehrten, erzählten mir von den liberalen Ansichten eines der dortigen Patres, der behauptete, daß viele seiner Ordensbrüder derselben Richtung huldigten. Viel verdankte ich auch den Eindrücken, die ich im Sommer 1869 in Franzensbad empfing, wohin mich der Dresdner Ohrenarzt Schmalz — kurz der Ohrenschmalz genannt — geschickt hatte. Meine Schwerhörigkeit wurde dort natürlich nicht gehoben, aber sie war noch nicht so arg, daß sie mich gehindert hätte, viel Interessantes zu hören. Es gebrauchten dort nicht wenig Geistliche die Kur. Da waren etliche Baiern: wandelnde Biertonnen, die mich, als ich sie anredete, anglozten ohne zu antworten, so daß ich mir im Innern sagte: Luz, du hast gestiegt! Alle bairischen Geistlichen sind ja natürlich nicht so — die waren aus der Gegend von Kulmbach, die wohl

fürs Geistige und Geistliche die gefährlichste sein mag. Dann waren da Böhmen, Österreicher, Galizier: schlichte, bescheidne Leute, aber bigott und beschränkt; darunter ein drolliger alter Herr, der die wunderbarsten Geschichten in einem köstlichen Kauderwelsch erzählte und den einen Tag klagte: Haite hab ik wieder der Heryschuß, aber nicht der Heryschuß in die Graiz, sondern der Heryschuß in die Gopp! Dann einige Pröpste aus dem Posenschen, von der brutalen Despotenart, wie ich sie früher schon kennen gelernt hatte. Endlich aber ein Wiener Konsistorialrat, der als Würdenträger des Barnabitenordens den Titel Dom führte und dem Kardinal Rauscher befreundet war, ein sehr unterrichteter und geistig angeregter Mann. Der sprach mit keinem der österreichischen Geistlichen ein Wort, suchte mich dagegen täglich beim Brunnentrinken auf und unterhielt sich ein Stündchen lang sehr lebhaft mit mir über die brennenden Fragen. Er verwarf die ultramontanen Bestrebungen aufs entschiedenste, sprach seine Mißbilligung über den Charakter und die Wirksamkeit des Bischofs Rudigier von Linz aus und erzählte von den Jesuiten die gräßlichsten Räubergeschichten, die ich ihm aber nicht geglaubt, sondern auf die Feindschaft der beiden Orden zurückgeführt habe. Jedenfalls brachte ich aus Franzensbad die Überzeugung heim, daß alles, was auf Bedeutung Anspruch machen könne im katholischen Klerus, auf der liberalen Seite stehe.

Bei den Siegnitzer Amtsbrüdern freilich fand ich damit keinen Anklang. Der neue Pfarrer, übrigens ein vortrefflicher Mann, war bigott, mein Mitkaplan, ein guter Kerl, fühlte sich nicht berufen, in die Weltgeschichte einzugreifen, und der Schulrat A., mit dem ich innig befreundet war, ein auch wissenschaftlich sehr tüchtiger Mann, aber durch und durch Realpolitiker antwortete mir einmal in einer Disputation auf die

Frage, ob er denn den Syllabus schon gelesen habe: Ich werde mich hüten, solches Zeug zu lesen und mich dadurch irre machen zu lassen — eine vollkommen richtige Regel für alle, die sich nicht in Zweifel und Gefahr des Unglaubens stürzen wollen, nicht bloß im religiösen, sondern auch im politischen Leben! Der katholische Index librorum prohibitorum ist eine sehr nützliche Einrichtung, und auch Luther war der Ansicht, man thue gut, die Bücher der Gegner nicht zu lesen, sondern sie lieber — ja so, das läßt sich heute nicht sagen. Daß man sogar die Schriften der Autoritäten der eignen Partei nicht lesen soll, wenn sie geeignet sind, einen irre zu machen, geht zwar über den Index noch hinaus, fließt aber ganz folgerichtig aus demselben Grundsatz. Haben es doch auch politische Parteiführer manchmal nicht gern, wenn ihre alten Reden ohne Auswahl zitiert werden. Viel Lesen kommt den Praktikern und den Frommen an sich schon gefährlich und verdächtig vor. In Schönau hatte mir der früher erwähnte „Windhund,“ als er einmal auf dem frühern Schauplatz seiner Kneipenabenteuer zum Besuch weilte, kopfschüttelnd gesagt: Hör mal, du liest zu viel, das taugt gar nichts; und der Bischof Rudigier soll einen Geistlichen, der ihm ein gelehrtes Werk zur Approbation einreichte, mit den Worten angefahren haben: Wenn Sie so viel studieren und schreiben, können Sie doch unmöglich ihr Breviergebet vollständig verrichten!

Meinen täglichen Spaziergang machte ich damals gewöhnlich mit einem jüngern Freunde, der vor Empfang der höhern Weihen aus dem Alumnat ausgetreten, aber sehr fromm geblieben war — er beichtete jeden Sonnabend — und sich vorläufig der Malerei widmete (jetzt ist er Professor der Kunstgeschichte). Er war ganz meiner Ansicht und ebenso bekümmert um die Zukunft der Kirche und des Vaterlandes wie ich. Es ist eine schreckliche Zeit, sagte er einmal; das alte

Feldgeschrei: hie Luther, hie Papst, wie vor dreihundert Jahren! Wir erörterten auch zusammen die Frage, ob es nicht geraten oder sogar Pflicht wäre, gegen den ultramontanen Fanatismus mit einer öffentlichen Erklärung aufzutreten, kamen aber zu dem Ergebnis, daß es sich nicht empfehle, weil sich an jede solche Erklärung der ungläubige Janhagel zu hängen und dadurch ihre Wirkung auf die Gläubigen zu vernichten pflege. Wie verschieden doch dieselben Ereignisse auf verschiedne Gemüther wirken! Während mich meine öffentliche Erklärung, die ich einige Zeit darauf gegen meinen Vorfaß abgab, weiter nach links drängte, sagte sich mein junger Freund, der mit ihrem Inhalt einverstanden sein mußte, sobald sie erschienen war, augenblicklich und entschieden von mir los und erklärte meinem Bruder, die Giftbude besuche er nicht mehr. Damit meinte er eine Konditorei, in der wir öfter zusammen Kaffee getrunken und Zeitschriften, namentlich die Grenzboten, gelesen hatten. Er trat im Herbst wieder ins Alumnat, ließ sich zum Priester weihen und bewog mitten im Kulturkampf seinen protestantischen Vater, den Geheimen Oberregierungsrat F., zu konvertieren.

In eine eigentümliche Verlegenheit brachte mich kurz vor Ostern 1870 ein Schüler. Er war in diesem Jahre der einzige katholische Abiturient am Gymnasium, und ich hatte ihm drei Themata zu stellen, aus denen der Schulrat dann eins auswählte. Eines Abends ließ ich mir seine drei Ausarbeitungen vortragen; da klang nun die eine, die von der Kirchenverfassung handelte, gerade so, als hätte er meine damalige Ansicht widerlegen wollen. An Absicht war gar nicht zu denken, denn erstens war er ein ganz argloses Gemüt und betüchtigen Kenntnissen dem Herzen nach das reine Kind und zweitens wußte er von meiner innern Wandlung nichts, wenigstens konnte er keine deutliche Vorstellung

davon haben, wenn er sie auch aus einzelnen Äußerungen ahnen mochte. Er hatte sich eben das vor zwei oder drei Jahren von mir gelehrt sehr genau gemerkt und sich denkend zu eigen gemacht. Als ich Einwendungen erhob, schaute er mich groß und verwundert an. Ich schwieg in der Erkenntnis, daß hier nichts mehr zu machen sei, und erstaunte über die Schnelligkeit und Stärke der Veränderung meines Innern.

Die Zeitungen, die ich täglich las, waren die Schlesische und die liberal-katholischen Kölnischen Blätter. Die ultramontanen Hausblätter sah ich schon seit längerer Zeit nicht mehr an, nicht etwa nach dem vorhin empfohlenen Grundsatz, um mich nicht irre machen zu lassen, sondern im Gegenteil aus Furcht, mein Temperament könnte mich zu öffentlichem Widerspruch hinreißen. Wie gerechtfertigt diese Vorsicht war, sollte sich bald zeigen. Nach Tische ging ich gewöhnlich auf ein paar Minuten zu meinem Mitkaplan, um ihn zu fragen, was er beim Pfarrer aus der geistlichen Welt neues erfahren habe; die Hausblätter, die er mit herausbrachte, rührte ich nicht an. Am 22. April aber, es war ein Freitag, warf ich unvorsichtigerweise einen Blick hinein, und zwei Stunden später lag meine Erklärung schon im Briefkasten. Sie erschien in der nächsten Sonntagsnummer der Schlesischen Zeitung und lautete:

Die Breslauer Hausblätter schreiben am heutigen Tage u. a.: „Der Alerus, sagt ihr weiter, ist in den gegenwärtigen kirchlichen Fragen gespalten. Und welches sind diese Fragen? Ob die Definition der Infallibilität opportun oder nicht opportun sei. Das geben wir zu. Ob diese Definition ein neues Dogma, ein Abfall vom alten Glauben sei oder nicht, das verneinen wir entschieden. Legt doch einmal die so formulierte Frage dem schlesischen Alerus vor, dann werdet ihr sehen, auf welche Seite er tritt.“

Mit diesen Worten ist ja dem schlesischen Alerus die Frage schon vorgelegt, und ich für meine Person halte mich verpflichtet, zu antworten.

1. Die Lehre von der Infallibilität und das gesamte damit verknüpfte kirchenpolitische System, wie es im Syllabus und der denselben begleitenden Encyklika hervortritt, steht im schneidendsten Gegensatz zur Vernunft, zum Evangelium, zur alten Kirchenverfassung, zu den Anschauungen der Kirchenväter.

2. Wenn die mittelalterlichen Päpste dieses System teilweise geltend gemacht haben, so hatten sie eine in den Zeitumständen liegende Berechtigung dazu, die in der Gegenwart fehlt, wurden durch ihre bona fides entschuldigt, die heutzutage wenigstens bei wissenschaftlich gebildeten Männern nicht mehr möglich ist, und das Gefährliche ihrer Bestrebungen wurde durch die überall innerhalb der Kirche selbst frei und offen hervortretende kraftvolle Opposition wenigstens teilweise abgeschwächt, während heutzutage eine Opposition innerhalb der Kirche von den Gläubigen für ein Urding gehalten und von den katholischen Blättern als Häresie gebrandmarkt wird.

3. Dieses System, offiziell zum Prinzip erhoben, müßte wegen seiner innern Unwahrheit notwendigerweise den Organismus der katholischen Kirche auflösen, und zwar in Anbetracht der Zeitumstände in nicht langer Frist.

4. Wer demnach glaubt, daß Erhaltung dieses großartigen und herrlichen Organismus für die Wirksamkeit des Christentums notwendig oder auch nur wünschenswert sei, hat die heilige Pflicht, gegen jene Bestrebungen mit Energie aufzutreten.

Dies meine Überzeugung. Daß ich nicht wenige Gesinnungsgenossen habe, weiß ich. Was sie zu thun gedenken, muß ich ihnen überlassen. Dem Redakteur der Hausblätter aber konnte dieser Thatbestand nicht

verborgen sein. Ich halte daher seine kühne Behauptung für eines jener Mittel, wodurch die Partei die urteilslose, in ihrer Pietät gegen die geistliche Autorität nichts arges ahnende Menge in der Unwissenheit über die wahren Gefahren der Kirche erhält und die Schwächern unter den Geistlichen schreckt.

Liegnitz, 22. April 1870

Jentsch, Kaplan

So lautet der Entwurf, den ich noch habe. Bei der Reinschrift flossen mir noch einige starke Ausdrücke wie „katholischer Pöbel“ in die Feder. Dieses Wort machte sehr böses Blut, und ich habe es bereut, weil es mißverständlich auf den Umstand bezogen werden konnte, daß in gemischten Gegenden wie in Schlesien die katholische Bevölkerung vorherrschend den ärmern Klassen angehört. Ich hatte natürlich nur den Preßpöbel, namentlich den Redakteur der Hausblätter im Sinne. Von der gedruckten Erklärung finde ich in meinen Papieren kein Exemplar.

Montag früh erschien zuerst die Blaumutter, so genannt als Vorsteherin eines Waisenhofes, dessen Zöglinge blaue Uniform trugen. Sie war eine tüchtige und gescheite, aber gewaltig fromme Frau. Sie hielt mir eine kräftige Straspredigt, erinnerte mich an meine eignen frühern Predigten und schloß: Und wissen Sie auch, daß Ihnen die Freimaurer gestern Abend beinahe einen Fackelzug gebracht hätten?\*) Sooo tief sind Sie gesunken. Eine ihrer Bemerkungen stimmte mich heiter. Sie meinte, die schlechten Bücher, die ich gelesen hätte, müßten eigentlich alle verbrannt werden. Meine hauptsächlichste Lektüre in Liegnitz waren aber gewesen: einige historische Werke, namentlich von

---

\*) Das war richtig; einer der Herren aber, der Mittelschuldirektor Gr., hatte gesagt: Um Gottes willen nicht! Ihr ruiniert ja den Mann! und hatte dadurch das Unglück verhütet.

R. A. Menzel und dem Konvertiten Gfrörer, Plutarch, Öttingens Moralstatistik, einige Bände von Perz Monumenta, ferner Kirchenväter, in den letzten beiden Jahren fast ausschließlich Augustin. Dann kam der Pfarrer. Sie stehen nun ganz allein in der Gemeinde, sagte er unter anderm. — O, doch nicht so ganz, erwiderte ich; einige haben mir zugestimmt. — Leute, die nicht in die Kirche kommen, das glaub ich schon. — Dann kam der Briefträger. Er brachte einige Zustimmungserklärungen von Geistlichen und Laien — im Laufe der nächsten Tage gingen noch mehrere ein — und einen großen Brief. Dieser lautete: „Mit tiefem Bedauern lese ich in der zweiten Beilage zu Nr. 189 der Schlesischen Zeitung einen von Liegnitz unterm 22. April c. mit der Unterschrift: Jentsch, Kaplan, unterzeichneten, gegen den Syllabus und die Encyklika des heiligen Vaters gerichteten Artikel, in welchem (folgen einige Sätze daraus). Vor jeder weitem notwendigen Maßnahme sehe ich mich amtlich veranlaßt, Euer Hochwürden zur umgehenden Erklärung aufzufordern: ob Sie sich zu dem gesamten Inhalt des in Rede stehenden Artikels bekennen und, bejahenden Falls, ob Sie bereit sind, den Inhalt dieses Artikels als die Frucht einer unglücklichen Übereilung zu widerrufen. Breslau den 24. April 1870. Neufkirch, Generalvikar.“ Der Brief war nicht von einem Schreiber, sondern von Neufkirch eigenhändig geschrieben. Ich antwortete: „Hochwürdiger u. s. w. Auf Euer Hochwürden Hochgeneigte Aufforderung vom 24. beeile ich mich, gehorsamst zu antworten: daß ich mich zu dem gesamten Inhalt des in Rede stehenden Artikels bekenne, daß derselbe nicht die Frucht einer unglücklichen Übereilung ist, sondern das Ergebnis ernster Studien enthält, und daß ich, weit entfernt von einem Widerruf, vielmehr bereit bin, falls ich dazu veranlaßt oder gezwungen würde, in einer umfassenden Arbeit nicht

allein jeden Satz der Erklärung, sondern auch meine Orthodoxie vor der Öffentlichkeit zu beweisen.“

Am Dienstag brachte die Schlesische Zeitung eine Beistimmungserklärung vom Erzpriester Welz in Striegau und seinen beiden Kaplänen, die aber auf Befehl aus Breslau schon wenige Tage darauf widerrufen wurde. Am Donnerstag kam mein Erzpriester im Auftrage des geistlichen Amtes, um mich zum Widerruf zu bewegen und meine Erklärung zu Protokoll zu nehmen. Der gute alte Mann sagte unter Thränen, nachdem ich ihm meine Ansicht dargelegt hatte: Lieber Herr Konfrater, Sie haben ja Recht, aber sagen, öffentlich sagen dürfen wir das doch nicht. Dann schrieb er mit schwerem Herzen meine motivierte Weigerung nieder. Sonnabend den 30. April traf folgende Verfügung des Generalvikariatsamtes ein: „Da Euer Ehrwürden nicht Richter in Glaubens- und Disziplinarsachen der Kirche sind, und nach Ihrer protokollarischen Erklärung vom 28. d. Mts. in offener Auflehnung gegen die höchste kirchliche Autorität stehen, so sind wir in die traurige Notwendigkeit versetzt, die Suspendio ab ordine et officio über Sie hierdurch auszusprechen, Sie von heut ab Ihrer amtlichen Stellung zu entheben und Sie anzuweisen, sich ohne Verzug in das hiesige Alumnat auf acht Tage zu versetzen.“ Ich übertrat — ohne Überlegung und bösen Willen — das Dekret sofort, indem ich am Gymnasium noch eine Religionsstunde gab, und fuhr dann mit dem Mittagzuge nach Breslau. Da der Alumnatsrektor nicht zu sprechen war, ging ich zuerst zum Generalvikar, dem Prälaten Neukirch. Er empfing mich gemessen, aber nicht unfreundlich, ließ mich aufs Sofa setzen und ging auf eine Unterhaltung ein. Zum Beweise für meine Behauptung, daß ich nicht allein stünde, legte ich ihm eine Anzahl Briefe vor. Die von Kaplänen imponierten ihm nicht, die von den Professoren Elvenich

und Reinkens erst recht nicht. Unangenehmer berührte es ihn, als er die Handschrift des Erzpriesters Buchmann zu Gesicht bekam, und zuletzt spielte ich meinen Trumpf aus, nämlich folgendes Schreiben des Erzpriesters Muche in Prosen bei Zauer,\*) mit dem Neufkirch intim befreundet und bei dem er erst vor einer Woche zum Besuch gewesen war: „Nehmen Sie meinen besten Dank für den Artikel in der gestrigen Schlesischen Zeitung und die Versicherung: daß Sie der Gesinnung aller billigen und verständigen Amtsbrüder Ausdruck gegeben. Herzlich würde ich mich freuen, wenn ich Gelegenheit fände (wir hatten einander noch niemals gesehen), die Hochachtung mündlich zu wiederholen, mit der ich u. s. w.“ Die Freundschaft der beiden Männer beruhte auf Gesinnungsverwandtschaft. Neufkirch hatte stets der kirchlich liberalen Richtung angehört und in jüngern Jahren viel weiter nach links gestanden als ich; es war ganz undenkbar, daß die beiden Herren bei ihrer letzten Zusammenkunft nicht gegenseitig ihr Herz ausgeschüttet und weidlich auf Rom geschimpft haben sollten. Aber Höhergestellte sind über nichts ärgerlicher, als wenn ihnen Untergebne oder andre Niedriggestellte zu verstehen geben, daß man ihnen in die Karten guckt. Neufkirch las den Brief gar nicht erst durch, sondern warf ihn zornig hin, sprang auf und sagte: Nun kurz und gut, gehen Sie jetzt ins Alumnat und beginnen Sie Ihre Exerzitien! — Und wenn ich die Strafe abgebußt . . . Nicht Strafe, warf er ein, sondern Zeit der Sammlung und des Gebets! — Also wenn die acht Tage um sind, und ich habe meine Ansicht noch nicht geändert? — Dann stehen Sie eben außerhalb der Kirche. —

\*) Der Mann ist vor zwei Jahren gestorben und hat sein bedeutendes Vermögen für wohlthätige Stiftungen vermacht, die Verwaltung aber nicht geistlichen Händen, sondern dem Magistrat der größtenteils protestantischen Stadt Zauer übergeben.

Ist das Ihr letztes Wort, Herr Prälat? — Ja! — Das werden Sie bereuen! — *I* wo! — Damit trat er in sein Arbeitszimmer zurück und schlug die Thür hinter sich zu.

Nach Ausbruch des Kulturkampfes mag er wohl manchmal gedacht haben: der Kerl hat doch am Ende Recht gehabt! Schließlich jedoch haben die Ereignisse ihm gegen mich Recht gegeben. Aber man kann nicht wissen, vielleicht giebt das nächste Jahrhundert mir wieder Recht. Als ich ein paar Jahre später einem Bekannten diese Geschichten erzählte und bis zur Vorlegung der Briefe gekommen war, rief er verwundert: Das haben Sie gethan? Da merkte ich erst, daß ich damit eigentlich illoyal gehandelt hatte. In Stunden großer Aufregung hat man eben immer nur den nächsten Zweck im Auge und denkt an nichts von dem, was nicht unmittelbar darauf Beziehung hat. Übrigens bin ich überzeugt, daß meine Indiskretion niemand geschadet hat. Bei den Professoren und Erzpriestern konnte davon keine Rede sein, und an die Kapläne wird Neufkirch, der wichtigere Sorgen hatte, schon im nächsten Augenblick gar nicht mehr, jedenfalls nicht grollend, gedacht haben. Ihm persönlich war ja alles, was Opponenten sagten und schrieben, aus der Seele gesprochen, und ein „öffentliches Ärgernis“ hatten sie nicht gegeben. Auch wußte ich aus Erfahrung, daß die Herren am Dom stets streng loyal handeln und namentlich niemals den Grundsatz verletzen: quod non est in actis, non est in mundo; den Zustimmungenden also brachte meine Indiskretion durchaus keine Gefahr.

Ich ging nun ins Alumnat zurück und traf den Rektor. Es war nicht mehr Sauer, vor dem ich mich gefürchtet haben würde, sondern sein Nachfolger: ein unbedeutender Mensch und gewöhnlicher Betbruder, dessen fromme Redensarten mich anwiderten, und der mir nicht im geringsten imponierte. Nachdem er mir

die Tagesordnung vorgeschrieben hatte, sagte ich: Ehe ich anfangen werde, werde ich mich vorher einmal mit Herrn Professor Reinkens besprechen. — Nein, erwiderte er, das geht nicht; von diesem Augenblicke an dürfen Sie vor Ablauf von acht Tagen das Alumnat nicht mehr verlassen! — Was, rief ich, eine Freiheitsberaubung? Da will ich mich doch erst einmal erkundigen, ob Sie das Recht dazu haben! Pförtner, meinen Koffer ins Deutsche Haus!

Ich rannte nun zunächst zu Reinkens — nicht zu Hause. Dann zu Elvenich — nicht zu Hause; zu Weber — auch nicht zu Hause. Dann rannte ich noch ein paar Stunden zwecklos herum. In der Nacht konnte ich natürlich kein Auge zuthun und heckte folgenden Protest aus, den ich, sobald der Morgen graute, mit Bleistift zu Papier brachte.

Protest des Kaplans Jentsch gegen das Verfahren des Fürstbischöflichen Generalvikariatamts.

Breslau, den 1. Mai 1870

Hochwürdigstes Fürstbischöfliches Generalvikariatamt!

Infolge meiner Erklärung in der Schlesiſchen Zeitung vom 22. April a. e. bin ich nach protokollarischer Beantwortung einiger an mich gerichteten Fragen durch hochamtliche Verfügung vom 29. April ab ordine et officio suspendiert und auf acht Tage ins Alumnat befohlen worden. Ich kam gestern nach Breslau, um das Mißverständnis zu lösen. Dies gelang mir aber nicht, sondern ich wurde angewiesen, im Alumnat mich acht Tage lang mit Gebet und Betrachtung zu beschäftigen, damit mein Hochmut sich beuge und ich zur Erkenntnis meines Unrechts komme; andernfalls würde ich beweisen, daß ich außerhalb der Kirche stünde. Das weitere ergibt sich dann von selbst. Zugleich wurde mir eine bestimmte Tagesordnung vorgeschrieben und mein Wunsch, vorher mit jemandem Rücksprache zu

nehmen, als nicht statthast bezeichnet. Also eine Freiheitsentziehung! eine Haft! Daß das Fürstbischöfliche Amt das Recht habe, eine Untersuchungshaft zu verhängen, habe ich nie gehört. Eine Strafhaft aber kann es, wie jede Behörde, offenbar nur in Folge eines Urteils, und dieses nur auf Grund eines ordentlichen Prozesses aussprechen. Ein Hochwürdigstes Fürstbischöfliches Generalvikariatamt bitte ich demnach gehorsamst

die verhängte Suspension zunächst im Interesse der Siegnitzer Pfarrei und der dortigen Geistlichkeit (es war zu deren Unglück gerade die Zeit der Osterbeichte) aufheben, und falls der Thatbestand eine Anklagematerie zu ergeben scheint, die Sache auf dem Wege eines ordentlichen kanonischen Prozesses zum Austrag bringen zu wollen.

Der Thatbestand ist, um ihn in Kürze zu wiederholen, folgender:

Ich habe in meiner Erklärung weder irgend eine Glaubenslehre, noch insbesondre den Primat geleugnet; ich habe mit derselben kein Kirchengesetz übertreten. Ich habe bloß, sagt man mir, zwei Fürstbischöfliche Verordnungen übertreten. Die erste, vom Jahre 1865, gebietet den Geistlichen, den Irrtümern bezüglich des Syllabus und den Verdrehungen desselben entgegenzutreten. Damals hatte dieses Gebot einen Sinn: man konnte aus dem Syllabus durch milde Interpretation einen erträglichen Sinn herauslesen. Mittlerweile ist durch die positive Formulierung der Syllabusätze (der Syllabus ist ein Verzeichnis von modernen Ansichten, die als häretisch verurteilt werden; damit war also zwar gesagt, was man nicht für wahr halten dürfe, aber noch nicht, was man nun glauben solle) in den einundzwanzig canones. und durch vielerlei Kundgebungen, u. a. durch die ausdrückliche Verwerfung der interkonfessionellen österreichischen Gesetze seitens der

Kurie offenbar geworden, daß die offizielle Bedeutung der Syllabusätze und die öffentliche Meinung über dieselben auf ein Haar zusammenstimmen. Die damalige Fürstbischöfliche Verordnung, die eine günstige Interpretation noch als möglich voraussetzte, hat also heute keinen Sinn mehr.

Die zweite Verordnung verbietet den Geistlichen, kirchliche Angelegenheiten in politischen Zeitungen zu diskutieren. Allein dieses Verbot wird seit Jahren unter den Augen der geistlichen Behörde ungestraft übertreten, ein Beweis wohl, daß seine Aufrechterhaltung unmöglich ist. Ghe ich mit Suspension bestraft werde, verlange ich, daß alle die Geistlichen suspendiert werden, die in den Hausblättern ihre Zustimmung zur Haltung der Lektoren in der Unfehlbarkeitsfrage erklärt haben.

Die oben besprochne Strafhast wurde zwar in einem mildern Lichte dargestellt als eine Zeit des Gebets zu meiner Besserung und Belehrung. Allein einmal ändert die Beschäftigung während einer Haft nichts an dem Wesen derselben; sie ist und bleibt Gefängnis. Sodann ist der amtlich angegebne Zweck unerreichbar. Hätte ich Zweifel an den Dogmen der Trinität, der Inkarnation ausgesprochen, so wäre der Rat annehmbar gewesen, mir durch Gebet den Glauben wieder zu erringen. Denn jene Dinge sind dem begrifflichen Denken sich entziehende Geheimnisse, und ihre gläubige Annahme ist ein Akt des von der Gnade unterstützten Willens. Hingegen kann kein Gebet, und dauerte es jahrhundertlang, die Bullen von Bonifaz VIII., Innocenz VIII. und Paul IV. aus der Geschichte, aus meinem Gedächtnis tilgen, deren Inhalt durch die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit Gesetzeskraft erhielt.

Wenn nun dem Hinweis auf diese päpstlichen Rundgebungen die an mich gerichtete Frage entgegen-

gestellt wurde: Haben Sie denn diese Dinge zu verantworten? so liegt darin entweder eine Verkennung des christlichen Glaubens, da dem Geiste ein bloß äußerliches Verhalten gegenüber dem Glaubensobjekte zugemutet, und der Glaube, diese Lebenskraft, diese Form des christlichen Bewußtseins zu einem Worte ohne Inhalt herabgesetzt wird — oder der Rat zur Heuchelei. Ich soll das Dogma äußerlich gehorsam annehmen, mir selbst aber und den Gläubigen die Dinge verbergen, die mit demselben in offenbarem Widerspruche stehen. Nein, Hochwürdige Herren! Wenn das Dogma der Unfehlbarkeit proklamiert wird, dann muß ich, will ich anders ein ehrlicher Katholik sein, nicht bloß das neue Dogma als *acceptum* registrieren, sondern ich muß mit Paul IV. meinen protestantischen Nachbar für rechtlos halten und sein Vermögen ohne Gewissensbisse mir zueignen können, ich muß den König Wilhelm von Preußen für einen Usurpator halten und darf den unter seinem Namen promulgierten Gesetzen verbindliche Kraft nicht zuschreiben. (Bei der Verlesung dieser Stelle, wurde mir erzählt, hätten sich die Canoniker die Ohren zugehalten und wären aus dem SitzungsSaale hinausgelaufen.)

Ich protestiere also gegen den Versuch, mich als rechtlos zu behandeln und ohne Verurteilung zu bestrafen!

Ich protestiere dagegen, daß man mich als Missethäter behandelt, weil ich mich dem Parteiterrorismus der Breslauer Hausblätter nicht gebeugt und in einer noch offenen Prinzipienfrage meine Überzeugung ausgesprochen habe, wobei, wie dies bei jeder Prinzipienfrage selbstverständlich, durch Regierung der entgegengesetzten Überzeugung die Anhänger derselben nicht beleidigt werden.

Ich protestiere gegen die im Gespräch mir zugesobne Unterstellung, als hätte ich den Materialismus

und die andern im Syllabus verworfnen antichristlichen Systeme verteidigt, während ich ausdrücklich bloß von dem im Syllabus vertretenen kirchenpolitischen System spreche.

Ich protestiere gegen den Versuch, einen Menschen aus der Kirche hinauszutreiben, der in der katholischen Kirche lebt und webt, mit jeder Herzensfaser an sie gebunden ist, bis auf den heutigen Tag fast vierzehn Jahre lang ihr mit Begeisterung gedient hat und in ihrem Dienste zu sterben wünscht.

Ich protestiere gegen das Verfahren, durch welches ein Mann gezwungen werden soll, entweder seine materielle und moralische Existenz aufzugeben oder seine Überzeugung zu verleugnen, eine Überzeugung, die ihn an der allseitigen Erfüllung seiner Verpflichtungen nicht im mindesten hindert.

Und weil ich aus Erfahrung weiß, daß der Einzelne, zumal der einzelne Kaplan, wenn er allein steht, dem geistlichen Amte gegenüber faktisch rechtlos ist, so übergebe ich diesen Protest in Gottes Namen der Öffentlichkeit.

Da ich endlich die Überzeugung habe, daß ich mich auf demselben Standpunkte befinde wie der Herr Fürstbischof, so glaube ich mir es nicht versagen zu dürfen, an Hochdenselben den ganzen Thatbestand selbst zu berichten. Für den Fall, daß die Suspension aufrecht erhalten würde, bitte ich gehorsamst um Aufschluß, ob mir, was im Interesse der Anstalten sehr zu bedauern wäre, auch die Erteilung des Religionsunterrichts am Gymnasium und an der Mittelschule verwehrt ist.

Indem ich jetzt diesen Protest abschreibe, wird mir die Angabe, daß ich am Sonnabend Nachmittag niemand getroffen hätte, zweifelhaft. Die Forderung des kanonischen Prozesses und der Satz von dem Manne, der vor die Wahl zwischen Existenzverlust und Ver-

leugnung der Überzeugung gestellt wird, erinnern mich an Reinkens, sie sind aber nicht erst eingeflickt worden, sondern stehen in dem Bleistiftmanuskript. Es ist mir, als hätte ich Reinkens bei einem zweiten Versuche am Abend doch noch getroffen. Jedenfalls bin ich am Sonntag Morgen dort gewesen und habe ihm und Elvenich, der sich auch eingefunden hatte, das Manuskript vorgelesen. Die Herren fanden nur ein paar Worte zu ändern, als ich aber die Stelle von der Veröffentlichung des Protestes gelesen hatte, sagte Reinkens: Nein, dazu ist's noch zu früh! Auf den Rat der beiden Herren strich ich die Stelle und ließ meinen Vorsatz, noch an demselben Tage eine Abschrift an die Schlesische Zeitung zu schicken, unausgeführt.

Dieser Rat entsprach durchaus den Gewohnheiten unsers weisen, gesitteten und vorsichtigen Jahrhunderts, alle oppositionellen Maßregeln auf einen Zeitpunkt zu verschieben, wo sie nichts mehr nützen. Hätte ich das Ding veröffentlicht, so hätte ich damit nicht bloß mir selbst den Rückweg in die Kirche schon damals versperret, sondern auch die oppositionelle Bewegung zu einer Zeit in Fluß gebracht, wo nicht, wie drei Monate später, die Bischöfe sich schon durch ihre Unterwerfung gebunden hatten und die Geister durch den Krieg in Anspruch genommen waren. Meine erste Erklärung hatte in Breslau eine gewaltige Gährung hervorgerufen, und dieser Protest würde wie ein Dambruch gewirkt haben. Die katholische Kirche wäre dadurch freilich nicht umgeworfen worden, nicht einmal in Deutschland, aber ein etwas breiteres Bett hätte sich die Bewegung, die später die altkatholische genannt wurde, doch gegraben. Ich danke aber Gott, daß die Herren so vorsichtig waren, und daß ich ihren Rat, wenn auch sehr ungern, befolgt habe. Meine Mutter hätte den Tod davon gehabt, und mir wäre die Rolle eines Agitators und Parteiführers zugefallen,

der mein ganzes Wesen durchaus widerstrebt, und mit dem Ergebnis würde schließlich niemand unzufriedener gewesen sein als ich selbst.

Ich fertigte also nur die fürs Amt bestimmte Reinschrift an, warf sie in den Kasten und suchte dann meinen Bruder, den Braumeister, auf, der meine Schritte mit sehr gemischten Gefühlen begleitete, da die Sorge um unsre Zukunft und die Freude über meine Haltung in seinem Herzen mit einander kämpften. Abends fuhr ich nach Hause. Da ich vorläufig keine Amtsgeschäfte mehr hatte, konnte ich die nächsten Tage ganz und gar meinen Schreibereien widmen. Zunächst fertigte ich den Bericht für den Fürstbischof an und machte mich dann an meine Broschüre. Der erste Verleger, an den ich mich wandte, lehnte ab, es meldeten sich aber sofort ein paar andre, denen er Mitteilung gemacht hatte. Daneben waren zustimmende und abmahnende Briefe zu beantworten, darunter einer von dem Sekretär des Fürstbischofs, den ich Reinkens schickte. Dieser antwortete mir: „Ich danke Ihnen für die Mitteilung des Briefes von K, dessen frommer Hochmut mir widerwärtig ist. Er weiß nicht einmal die Encyklika vom Syllabus zu unterscheiden. Was mir vor allem an dem Briefe mißfällt, ist, daß er von dem »Schmerze« und der eventuellen »Freude« des Fürstbischofs redet, ohne daß der Verfasser bemerkt, er wisse das aus einer Unterredung mit diesem, und ohne daß er auch nur andeutet, derselbe habe Kenntnis von seinem so thöricht abgefaßten Schreiben. Die Bemerkung, daß Sie außer von den Striegauern keine (öffentliche) Zustimmung mehr erhalten würden, verschweigt wiederum den Grund, worauf er sich stützt. Hätte die hiesige geistliche Behörde das (mir nicht mehr erinnerliche) Zirkular vom 27. April nicht erlassen, und wäre sie überhaupt nicht Partei, indem sie alle entgegengesetzten Kundgebungen auch in der rohesten

Form gestattet, so würden wohl zahlreiche Zustimmungen erfolgt sein."

Am Mittwoch oder Donnerstag erschien der geistliche Rat und päpstliche Hausprälat v. B. bei mir, ein sehr aristokratischer Herr und feiner Diplomat. Er sagte mir ungefähr: Eben von einer Reise zurückgekehrt, erfahre ich diese entsetzliche Geschichte und habe mich, ohne Auftrag, bloß aus persönlicher Freundschaft für dich (wir standen einander durch nichts weiter nahe, als daß er ein paarmal, wo er Geschäfte in Siegnitz hatte, bei mir über Nacht gewesen war) sofort entschlossen, herzufahren und zu vermitteln. Du wirst wohl einsehen, daß dir das Generalvikariatamt auf deinen Protest nicht antworten kann. Schicke doch also ein Schreiben nach, das wenigstens der Form nach die Anknüpfung von Unterhandlungen möglich macht.

Das that ich denn auch am 5. Mai. In dem Schreiben heißt es u. a.: „Der Hochmut, mir eine besondere Mission beizulegen, liegt mir fern. Hätten die Hausblätter nicht gefragt, so hätte ich nicht geantwortet. Aber Schweigen wäre unter den obwaltenden Umständen ein Beitrag zur Fälschung der öffentlichen Meinung, eine Verleugnung der Wahrheit, nach meinen sittlichen Begriffen, die ich ja niemandem aufdränge, eine schwere Sünde gewesen. . . . Einen Widerruf zu leisten, bin ich nicht imstande, da zur Überwindung meiner Überzeugung wohl ebenso viel Jahre notwendig sein würden wie zu ihrer Bildung. Auch halte das Hochwürdigste Fürstbischöfliche Generalvikariatamt ich nicht für kompetent, einen solchen zu verlangen, da ich, wie gesagt, weder einen Glaubenssatz gelehrt noch ein Kirchengesetz übertreten habe. (Folgt eine kurze Kritik des Verhaltens der Kurie.) Sagt man: die Bischöfe sind es, die darüber zu sprechen berufen sind, so sage ich: die Bischöfe sind in erster Reihe verpflichtet. Aber eine Pflicht ist kein Privilegium.

Die Pflicht der einen, zu reden, ist nicht die Pflicht der andern, zu schweigen. Der heilige Apostel Paulus sagt wohl: mulier taceat in ecclesia (hier hätte ich bemerken können, daß die Breslauer und Liegnitzer Kirchenmütter dieses Gebot auf der ganzen Linie gröblich übertraten), aber er sagt nicht einmal: homo laicus, viel weniger presbyter taceat in ecclesia. Die Erklärung der drei Striegauer Herren könnte ich jederzeit zu der meinigen machen, da sie einen Widerruf nicht involviert.“

Mein jüngster Bruder, der Theologie im letzten Semester studierte und die Osterferien bei mir zugebracht hatte, war mittlerweile nach Breslau zurückgefahren und verhandelte eifrig mit dem Kanonikus Professor Lämmer, dem bekannten Konvertiten. Der persönlich sehr liebe Herr, der in seinem (dogmatischen) Seminar meinen Bruder und mich in Franzensbad kennen gelernt hatte, war für unser beider Wohl sehr besorgt, und ich empfang in jenen kritischen Tagen von ihm eine Reihe von Briefen. Sie machen seinem Charakter Ehre; er wird es mir daher hoffentlich nicht übelnehmen, wenn ich, ohne ihn um Erlaubnis zu bitten, daraus soviel mittheile, als zum Verständnis des Zusammenhangs der Begebenheiten nötig ist. Am 6. Mai schrieb er: „Vor einer halben Stunde war Ihr Bruder bei mir, mit dem ich über Ihre Angelegenheit gesprochen und den ich gebeten, noch heute Ihnen die Hauptmomente unsrer Unterredung mitzutheilen. Nach seinem Weggange wurde mir ein Schreiben des Herrn Generalvikars, mit dem ich vormittags mündlich konferiert, überbracht, in dem ich den Auftrag erhalte, Ihnen auf die Eingabe vom 5. d. M. in nicht strikt amtlicher Form zu reskribieren. . . . Anlangend den Hochwürdigsten Herrn Fürstbischof, an den Sie sich laut Ihres Protestes vom 1. Mai gewendet, so bin ich ermächtigt, den Wortlaut seines Reskripts vom

30. April herzusetzen. »Ich beauftrage das Hochwürdigste Generalvikariatamt sofort in meinem Auftrage — was zu bemerken ist — dem Zentsch zu schreiben: a) daß er hiermit väterlich ermahnt werde, seine Auslassungen in der Schlesiſchen Zeitung binnen drei Tagen zu widerrufen; b) weigert er ſich, ſo iſt er ohne weiteres 1. wegen Auslehnung gegen kirchliche Beſtimmungen, 2. wegen Unehreerbietigkeit gegen das Oberhaupt der Kirche, 3. wegen Ungehorsam gegen die geiſtliche Behörde ab officio zu ſuspendieren und ſein Gehalt zu ſperren. c) Will er ſeine Orthodogrie durch eine Schrift vor der Welt darlegen, ſo bleibt ihm das unbenommen, er hat die Schrift aber der geiſtlichen Behörde zur Zensur einzureichen.«

Später hörte ich, man habe mich im Publikum für ein Werkzeug Förſters gehalten und die Frage aufgeworfen, wieviel mir dieſer wohl für meine Erklärung bezahlt haben möge. Nein, einer ſolchen Handlungsweiſe war Förſter nicht fähig. Der Widerſpruch zwiſchen der innern Überzeugung und der amtlichen Haltung der Biſchöfe erklärt ſich ſehr einfach aus dem Weſen der Kirchen. Die Kirchen ſind, was ich damals ſchon aus K. U. Menzel gelernt hatte, in der Aufregung des Augenblicks aber vergaß, keineswegs bloß Verkörperungen der chriſtlichen Wahrheit — Verkörperungen der ganzen chriſtlichen Wahrheit kann ohnehin keine von ihnen ſein, weil ſie ja einander widerſprechen —, ſondern ſie ſind auf hiſtoriſchem Wege zuſtande gekommene ſoziale Gebilde, in denen weltliche Interereſſen, Gewohnheiten, freundschaftliche, verwandtschaftliche und Nachbarschaftsbeziehungen, Gleichartigkeit der Denkungsweiſe inſolge gleichartiger Erziehung, endlich Gemeinde- oder Stammesangehörigkeit und Volkstum weit ſtärkere Bindemittel bilden als Dogmen. Ohne Zweifel kann keine Kirche entſtehen ohne ein eigentümliches Dogma; aber iſt ſie einmal

da, sind ihre Angehörigen mit einander verwebt und verwachsen, dann spielen die Dogmen, der stärkere oder schwächere Glaube daran, der Verlust einiger oder der Zuwachs neuer, die Wandlung des Sinnes, den man ihrem Wortlaut beilegt, nur noch eine untergeordnete Rolle. Bauern sind gewiß keine Dogmatiker, aber laßt einem rein protestantischen Dorfe die Gefahr drohen, daß ein Hof in katholische Hände übergehen könnte, oder einem katholischen Dorfe die entgegengesetzte, und die ganze Gemeinde wird in leidenschaftliche Erregung geraten und alle Kräfte aufwenden, diese Störung ihrer innern Gleichförmigkeit zu verhüten. So erscheint die Kirche als ein nicht bloß geistiges, sondern soziales Wohngebäude, in dem man sich gemächlich eingerichtet hat und sich wohlfühlt, aus dem vertrieben zu werden man für das größte Unglück hält, selbst ganz abgesehen von den materiellen Verlusten, die man dabei erleiden kann. So erscheint das äußere Kirchenwesen als ein unschätzbares Gut, als ein Gut, dessen Wert weit lebhafter empfunden wird als der Wert von so unfaßbaren Gütern, wie etwa die reine Lehre und die Gnade Gottes sind, ein Gut, das in dieselbe Klasse von Gütern fällt wie Familie, Gemeinde, Vaterland, Volk und Staat, ein Gut daher, das man sich weder rauben, noch antasten, noch durch Eingriffe unberufener verändern und verunstalten läßt. Im Grunde genommen waren also meine Empfindungen ganz dieselben wie die der Bischöfe. Der Unterschied bestand nur darin, daß ich mir den Zusammenhang zwischen der Wahrheit und Vernünftigkeit der Lehre und dem Bestande der katholischen Kirche weit inniger dachte, als er in Wirklichkeit ist, und daher von einer Verletzung der Wahrheit den Einsturz der Kirche fürchtete, während die Bischöfe als Glieder der Hierarchie und an die Auffassung der Kirche als eines Weltstaats gewöhnt, die Gefahr mehr

in der Erschütterung der äußern Einheit und in der Lockerung des äußern Zusammenhangs sahen. In Beziehung auf die Lehre mochten sie sich mit dem Gedanken trösten, daß den Gläubigen auch die größte Unwahrscheinlichkeit einer Lehre an der Kirche nicht irre machen dürfe, da ja doch der einzelne Menschenverstand nicht zu ermitteln vermöge, was eigentlich Wahrheit sei, und schon Augustin gesagt hatte: *Ego vero Evangelio non crederem, nisi auctoritas Ecclesiae catholicae me moveret.* Daß sie selbst, als Organe des heiligen Geistes, eine neue Lehre sollten machen helfen, die ihnen wider den Strich ging, war allerdings eine starke Zumutung, und sie würden wahrscheinlich Gott gedankt haben, wenn die Italiener schon ein paar Monate früher in Rom eingerückt wären und sie vor dem äußersten bewahrt hätten, aber dieses Äußerste durch Schritte abzuwenden, von denen sie bei der Hartnäckigkeit des Papstes und dem Fanatismus eines Theils ihrer Gläubigen ein Schisma fürchten mußten, oder solche Schritte den ihnen untergebenen Geistlichen gestatten, das konnte ihnen nicht einfallen.

Ganz so faßte die Sache auch der protestantische Oberbürgermeister von Liegnitz auf. Er hielt, sobald er meine Suspension erfahren hatte, eine Magistrats-sitzung, in der ein Schreiben an das geistliche Amt beschlossen wurde, worin dieses ersucht ward, mich nach Beilegung des Konflikts in Liegnitz zu lassen. Natürlich ging ich nach meiner Rückkehr aus Breslau zum Oberbürgermeister, um ihm zu danken. Er sagte: „Na, das waren wir Ihnen ja schuldig [ich war nämlich in Schulbauangelegenheiten den Herren so grob gekommen, daß sie mich bei der Regierung verklagten]; aber nehmen Sie mir's nicht übel, Sie haben zwar sehr edel gehandelt, aber eine Dummheit war's; so etwas kann doch keine Behörde dulden.“ Auch die Mehrzahl der höhern Regierungsbeamten dürfte so gedacht und

empfunden haben. Der Dirigent der Abteilung für Kirchen- und Schulsachen in Liegnitz, v. P., der mir auch sonst gewogen war, dachte allerdings anders, stieß jedoch, als er mir einige Monate darauf eine Pfarrei zu verschaffen suchte, auf Widerstand. Einer seiner Kollegen, der Oberregierungsrat v. W., sagte nach der Berufung Falks einem Pfarrer, der voll Bestürzung zu ihm gelaufen kam und fragte, was nun wohl werden würde: Seien Sie ganz ruhig; der Unsinn kann unmöglich lange dauern.

Weiterhin bemerkte dann Lämmer noch in demselben Schreiben, ich könnte mich dem Widerruf der Striegauer anschließen, aber das genüge nicht; ich müßte außerdem noch dies und das hinzufügen. Darauf schrieb ich am 7. Mai ans Amt:

Durch gütige Benachrichtigung des Herrn Kanonikus Professor Dr. Lämmer veranlaßt, lege Einem u. s. w. ich folgende Erklärung zur Einrückung in die Schlesische Zeitung gehorsamst vor:

„In meiner Erklärung vom 22. April hat mir die Absicht einer Übertretung der Fürstbischöflichen Verordnungen vom 12. Dezember 1861 und vom 8. Januar 1865 fern gelegen; ich bedaure den durch meine Meinungsäußerung gegebenen Anstoß und anerkenne es im Sinne des (infolge meiner Erklärung erlassenen) hochamtlichen Zirkulars vom 27. April c. als meine Pflicht, die Entscheidungen des unter dem Beistand des heiligen Geistes versammelten Konzils ehrfurchtsvoll abzuwarten. Wenn jemand in meiner Meinungsäußerung eine Irreverenz gegen den Nachfolger des heiligen Petrus gefunden hat, so versichere ich, daß diese Deutung gegen meinen Willen ist; an den Sätzen der katholischen professio fidei halte ich fest, und daß mein Urtheil über gewisse in einzelnen Syllabusätzen hervortretende Anschauungen für andre nicht maßgebend ist, versteht sich von selbst. Im übrigen

verwerfe ich, was die Kirche verwirft, glaube ich, was die Kirche glaubt, und lehre ich, was die Kirche lehrt.“

Herr Dr. Lämmer heißt mich noch das Geständnis hinzufügen, daß ich Dogmen und kirchenpolitische Fragen vermengt hätte. Das kann ich unmöglich anerkennen. Eben gegen die in solcher Vermengung liegende Gefahr glaubte ich mich erheben zu müssen. Möchten die kirchenpolitischen Fragen doch immerhin in Rom gelöst werden, wie sie wollen, wenn nur die Lösung nicht als Dogma proklamiert wird, wie das in den Konzilsvorlagen und im Syllabus zu geschehen scheint.

Ich bin ein friedlicher Mensch, der nichts andres wünscht, als in stiller Verborgenheit und in positiver Thätigkeit Gott und dem Nächsten zu dienen. Ein u. s. w. Amt bitte ich recht inständig, mich recht bald aus meiner peinlichen Lage zu befreien, ohne mir Unmögliches zuzumuten. Jasagen, wo mein ganzes Innere ein vernehmliches „nein“ schreit, kann ich nicht. Ich komme ja mit keinem Glaubenssake in Konflikt. Ich kann ja fünfzig Jahre lang in einer schlichten Gemeinde wirken, ohne die bewußten subtilen Themata auch nur einmal zu berühren. Möge Ein u. s. w. nicht im neunzehnten Jahrhundert die geistigen Inquisitionsmartern erneuern wollen.

Einige Tage darauf kam folgendes, Rom den 7. Mai datiertes Schreiben des Fürstbischofs an; es war nicht durch den Sekretär gegangen, sondern einschließlich der Adresse vom Verfasser eigenhändig geschrieben.

Lieber Herr Kaplan!

Schon vor einigen Tagen hat mir der Herr Generalvikar die Erklärung mitgeteilt, mit der Sie in der Schlessischen Zeitung eine Provokation der Hausblätter in Betreff der Infallibilität des Papstes beantwortet haben, und gestern ist mir Ihr Schreiben

vom 2. d. M. zugegangen, das mir den ganzen Hergang dieser Angelegenheit ausführlich und rückhaltlos darlegt.

Bedrückt von schwerem Kummer über die Erscheinungen, die sich gegenwärtig in der Kirche kundgeben, und über das, was daraus in nächster Zukunft sich entwickeln wird, erfüllt von bangen Sorgen um meine teure Diözese und die Aufregung [sic!], die dort mit jedem Tage zu wachsen scheint, und gebeugt von körperlichen Leiden, die in Rom sich nicht gemindert, sondern gesteigert haben, mußte der Schmerz über Ihr Benehmen für mich um so fühlbarer sein.

Es handelt sich in Ihrer Sache nicht sowohl darum, welche Ansicht Sie über die Unfehlbarkeit des Papstes haben, denn die Meinung darüber ist zur Stunde in der Kirche noch frei. Es handelt sich auch nicht darum, ob Sie Ihre Anschauungen mit den Sätzen und Lehren in Übereinstimmung gebracht haben, welche der heilige Vater vor fünf Jahren den falschen Ideen der gegenwärtigen Zeit entgegenzustellen für notwendig erachtet hat, denn diese Sätze und Lehren sind noch keine Dogmen. Aber es handelt sich darum, ob es einem Priester zusteht und gestattet sei: mit gänzlicher Beseitigung aller Ehrfurcht und Pietät gegen das Oberhaupt der Kirche das — was von Hochdemselben [das „Hoch“ ist nachträglich eingeffickt worden] jetzt dem Konzil zur Entscheidung vorgelegt und das was früher in dem Syllabus ausgesprochen worden ist — der Welt als vernunftwidrig und verachtungswürdig, oder wie Sie sich ausdrücken: als mit der Vernunft, dem Evangelium, der Kirchenverfassung und den Anschauungen der Väter im schneidendsten Widerspruche stehend — zu bezeichnen. Kein besonnener Katholik, auch kein billiger [so!] Protestant wird Ihr Benehmen rechtfertigen oder auch nur entschuldigen, und der Geistlichen Behörde daraus einen

Vorwurf machen wollen, daß sie solchen Ausschreitungen gegenüber eintritt, mahnt, warnt und, wo das vergeblich ist, straft. Wohin auch sollte es mit der kirchlichen Ordnung noch kommen, wenn so beklagenswerte Schritte ungerügt und ungeahndet bleiben [so!]. Von allem, was Übles in der Kirche geschehen kann, ist das Übelste und Gefährlichste die hochmütige Auflehnung wider die von Gott gesetzten Gewalten.

Dennoch ist es nicht so sehr die Besorgnis vor den traurigen Folgen, die Ihr Benehmen hervorrufen wird und schon hervorgerufen hat — die Kirche in meiner Diözese hat schon viel ertragen und überwunden, sie wird auch diese Folgen ertragen und überwinden; es ist vielmehr die väterliche Liebe, mit der ich alle meine Priester und Mitarbeiter im Weinberge des Herrn umfasse, und die treue Sorgfalt um ihr Seelenheil, die mich drängt, Sie aus väterlichem Herzen zu bitten und zu ermahnen [folgen noch anderthalb Seiten Ermahnungen].

Man erkennt aus diesem Schreiben deutlich den Standpunkt, den ich bereits gezeichnet habe. Sehr interessant ist die Wendung: „Die Meinung darüber (über die Unfehlbarkeit) ist zur Stunde in der Kirche noch frei.“ Sie beruht auf der Anschauung, die damals viel erörtert wurde, daß es in dem uferlosen und meistens sehr stürmischen Meere philosophischer und theologischer Meinungen einen fest umschriebenen Kreis, gewissermaßen einen ruhigen Hasen erklärter Dogmen gebe, über die nicht mehr gestritten werden dürfe, und daß im Laufe der Zeit dieser Kreis immer weiter ausgedehnt und eine immer größere Anzahl von Zweifeln gelöst, von Gegenständen dem Streite entrückt werde. Man beruft sich dafür auf die Verheißung Christi im vierzehnten und sechzehnten Kapitel des Johannisevangeliums, daß der Tröster, der heilige Geist, die Kirche — denn an diese seien die zu

den Aposteln gesprochenen Worte gerichtet — alle Wahrheit lehren werde. In der That ist ja nun auch das theologische Leben in der katholischen Kirche so verlaufen, daß Konzilien und Päpste zwischen den streitenden Theologen geschlichtet und immer die eine von zwei entgegengesetzten Meinungen dogmatisiert, die andre für Irrtum erklärt und so das Gebiet der freien Meinungen immer mehr eingeschränkt haben, sodaß heutzutage die katholische Theologie einem ruhigen Hafen gleicht, während die protestantische das nicht umfriedete stürmische Meer darstellt. Der Verlauf gleicht auf ein Haar dem der Ausbildung des modernen Staats, der immer mehr Lebensgebiete in seinen Bereich zieht, immer mehr Handlungen verbietet und so den Bereich des Erlaubten, der Freiheit immer mehr einschränkt. Aber sich äußerlichen, auch noch so harten Freiheitsbeschränkungen geduldig oder murrend zu fügen, das ist, wenn auch nicht angenehm, so doch wenigstens möglich; dagegen ist es für den an selbstständiges Denken gewöhnten ein Ding der Unmöglichkeit, einen Satz, den er bisher für falsch gehalten hat, ohne Beweis und bloß auf Kommando von einem bestimmten Tage ab für wahr zu halten. Glaubensmeinungen, in denen man aufgewachsen ist, werden einem nicht so leicht zweifelhaft, aber soll man plötzlich ein neues Dogma annehmen, noch dazu eins, das einem zuwider ist, so fühlt man sich zur Prüfung des ganzen Glaubenssystems herausgefordert. Und jeder weitere Ausbau eines Glaubenssystems durch Einfügung neuer Dogmen\*) macht seine Annahme schwieriger. Gegen den Satz, daß Christus ein Erlöser sei, wird ein Mensch, der das Christentum kennen gelernt

\*) Es ist nur Ausrede, wenn gesagt wird, es würden ja nicht neue Dogmen gemacht, sondern nur alte Meinungen oder logische Folgerungen aus anerkannten Dogmen dogmatisiert; als Dogmen sind sie eben neu.

hat, nicht leicht etwas einzuwenden haben, denn es giebt vieles im Neuen Testament und in der Kirche, was wohlthätig und erlösend wirkt, und so darf man ohne Zweifel den einen Erlöser nennen, von dem diese Wirkungen ausgehen. Aber sobald man anfängt, den Begriff der Erlösung, sei es auf katholische, sei es auf protestantische Weise, etwa als Sühne für unsre Sünden und Erwirkung der Sündenvergebung, genauer zu bestimmen, erheben sich eine Menge von Schwierigkeiten: bald fühlt sich der Verstand, bald das Herz gedrängt, Einspruch zu erheben. So geht es bei allen andern Dogmen. Beim Unfehlbarkeitsdogma aber erhob sich, abgesehen von einer Fülle entgegenstehender geschichtlicher Erinnerungen, noch eine ganz besondere Schwierigkeit. Daß die ursprünglichen Dogmen im Laufe der Zeit ihren Inhalt immer reicher entfalteten, indem Folgerungen daraus gezogen wurden, war ein natürlicher und unabwendbarer Prozeß, gegen den an sich, wenn nur das leidige Dogmatisieren unterbliebe, nichts einzuwenden wäre. So kann es gar nicht fehlen, daß, wenn man Gott als das vollkommenste Wesen definiert hat, aus diesem Begriff eine ausführliche Lehre von den Eigenschaften Gottes herausgesponnen wird. Aber die päpstliche Unfehlbarkeit hätte, wenn sie einen wesentlichen Bestandteil des christlichen Glaubens bildete, nicht erst als Folgerung in spätern Jahrhunderten herausgesponnen, sondern als Grundwahrheit, aus der die Lehre von der Kirchenverfassung herauszuspinnen gewesen wäre, gleich anfangs verkündigt werden müssen. Damit wäre den Glaubensstreitigkeiten, die zwar der Geschichtsphilosoph als Lebensäußerungen des denkenden Geistes für notwendig, der fromme Gläubige aber als Seelenverderb für ein großes Übel hält, von vorn herein vorgebeugt worden. Übrigens entspricht die Entwicklung der katholischen Kirche noch in einer zweiten Beziehung durchaus der des modernen Groß-

staats. Pius, der sich von einem Konzil die Unfehlbarkeit beilegen ließ, um alle Erschütterungen der Kirche durch konziliare und nichtkonziliare Streitigkeiten für alle Zukunft unmöglich zu machen, verfuhr genau so wie die Staatsoberhäupter, die darnach streben, sich von den verfassungsmäßigen Volksvertretungen immer größere Vollmachten bewilligen zu lassen und so die Parlamente nach und nach zu bloßen Statistenversammlungen herabzudrücken oder ganz zu beseitigen.

So hatten mich zwar des Bischofs gegen Schluß des Briefes immer herzlicher werdenden Worte tief bewegt und bereitwillig gemacht, ihm, mir und meiner Mutter eine Freude zu bereiten, gleichzeitig aber — eben durch jene Wendung, aus der man zugleich herauslesen konnte, wie sehr er selbst die drohende Beschränkung der innern Freiheit fürchtete — einen neuen Anstoß gegeben, das Unvernünftige und Widersprechende im Kirchenwesen zu untersuchen. Das machte sich jedoch erst später geltend. Zunächst ward ich ganz und gar von den Ereignissen des Tages in Anspruch genommen. Am 11. Mai kam die Antwort auf mein letztes Schreiben ans Amt. Sie lautete:

Euer Ehrwürden werden sich bei reiflicher und ruhiger Überlegung nicht verhehlen können, daß die uns mittelst Ihres Schreibens vom 7. d. Mts. unterbreitete und zur Insertion in die Schlesische Zeitung bestimmte Erklärung von uns, als zur Behebung und Sühnung des durch Ihr erstes Inserat in derselben Zeitung vom 27. April cr. gegebenen Anstoßes, als ausreichend nicht erachtet werden kann, da dieselbe eine ausdrückliche Zurücknahme der in letzterer ausgesprochenen Beurteilung der höchsten kirchlichen Autorität, von welcher die Encyklika und der derselben beigegebne Syllabus erlassen worden ist, nicht enthält. Eine solche positive Zurücknahme allein ist imstande, die durch Ihren beklagenswerten Schritt unter den

Gläubigen hervorgerufne Aufregung zu beruhigen und das Vertrauen in Ihre rückhaltlose Unterwerfung unter die von Gott gesetzte kirchliche Autorität wieder herzustellen. Wenn wir auch gern von allen weitem für Sie unliebsamen Maßregeln, zu denen freilich Ihre gegen uns beobachtete Haltung, namentlich der Tenor Ihres in unsern Akten befindlichen Protestes Veranlassung geben könnte, absehen und uns mit der mildesten Form der Ahndung desselben, durch Ihre Versetzung von Siegnitz an eine der dortigen entsprechende Stelle begnügen wollen, so müssen wir doch, ehe wir die über Sie verhängte Zensur aufheben und Ihre vollständige Rehabilitation eintreten lassen können, die Veröffentlichung nachstehend formulierter Erklärung in der Schlesiſchen Zeitung Ihnen zur Pflicht machen:

„Ich nehme meine in der Schlesiſchen Zeitung vom 24. April cr. veröffentlichte Erklärung zurück, bedaure den dadurch gegebenen Anstoß, anerkenne die Entscheidungen des unter dem Beistande des heiligen Geistes versammelten Konzils, verwerfe, was die Kirche verwirft, und glaube und lehre, was die Kirche glaubt und lehrt.“

Wir sehen im Vertrauen auf Ihre stets bewährte treu gewissenhafte priesterliche Haltung und Ihren Eifer im Dienste des Herrn und seiner Kirche zuversichtlich Ihrer Entschlieſung entgegen und bitten Gott, Ihnen seinen Gnadenbeistand zu derselben zu gewähren.

Fürstbischöfliches Generalvikariatamt  
Neufirch

Nun machte ich kurzen Prozeß. Ich schickte an die Schlesiſche Zeitung eine Erklärung, worin ich sagte, daß ich den gegebenen Anstoß bedauerte und mich den Entscheidungen „eines“ ökumenischen Konzils unterwerfe. Die Erklärung enthielt noch weniger, als ich freiwillig

angeboten hatte. Gleichzeitig schickte ich dem Geistlichen Amt eine Abschrift und erklärte: Macht, was ihr wollt, mehr kann ich nicht! Dieses Schreiben und die Erklärung, die von der Schlesiſchen Zeitung natürlich aufgenommen wurde, finde ich nicht mehr. Doch habe ich noch einen Brief von Reinkens vom 15. Mai, worin es heißt: „Die Erklärung in der Schlesiſchen Zeitung habe ich gelesen. Natürlich wird sie von verschiedenen Seiten als Widerruf aufgefaßt; darauf müssen Sie aber, meine ich, nun schweigen. Die Erklärung ist vorsichtiger und mit der Überzeugung verträglicher als die Striegauer. Abgesehen von dem Zugeständnis, daß Sie Anstoß gegeben, das ich nicht gemacht hätte, billige ich sie nach Form und Inhalt.“ Weiterhin spricht er die Vermutung aus, Förster möge wohl zugleich mit dem Briefe an mich einen an das Amt abgeschickt und ihm Milde anempfohlen haben.

An demselben Tage, wo Reinkens diesen Brief abschickte, Sonntag den 15. Mai früh, erhielt ich folgendes Schreiben:

Euer Ehrwürden eröffnen mir auf die Vorstellung vom 11. hujus, daß wir infolge Ihrer in der Beilage zur Schlesiſchen Zeitung Nr. 219 vom 13. Mai c. enthaltenen Erklärung die durch unsre Verfügung vom 29. v. Mts. über Sie verhängte Suspension ab ordine et officio hierdurch aufheben. Zu Ihrer stets bewiesenen priesterlich frommen Gesinnung hegen wir das Vertrauen, daß Sie zu ähnlichen traurigen Maßnahmen Ihrer vorgesezten Behörde nie wieder Veranlassung geben und sich aller ferneren Manifestationen im Sinne Ihrer beklagenswerten Erklärung vom 22. April c. enthalten, vielmehr fortan mit Ihrer sonst immer befundeten Berufstreue auch die klerikale Demut verbinden werden. Auch werden Sie sich unschwer überzeugen, daß Ihre Versetzung von Siegnitz durch die Umstände geboten ist, weshalb wir Ihnen binnen kurzem ein

Defret für die zur Erledigung kommende erste Kaplanstelle in Grüssau übersenden werden.

Fürstbischöfliches Generalvikariatamt  
Neukirch

Ich eilte in die Kirche, um mich im Beichtstuhle von der Zensur lössprechen zu lassen, dann Messe zu lesen und noch einige Beichtleute abzufertigen.

Von verschiedenen Seiten wurde die Ansicht ausgesprochen, mein Auftreten sei die Wirkung einer persönlichen Verstimmung gewesen, zu der ich mehrfachen Anlaß gehabt hätte. In der That war ich im letzten Jahre meines Liegnitzer Aufenthalts nicht zum besten aufgelegt. Zwar daß ich die Liegnitzer Pfarrei nicht bekommen würde, weil ich meiner Schwerhörigkeit wegen den damit verbundnen Repräsentationspflichten nicht gehörig gerecht werden konnte, hatte ich voraus gewußt. Ich wollte gar nicht darum einkommen und entschloß mich nur dazu, weil man mir gesagt hatte, es sei das nötig, damit ich mir die nächste Vakanz sicherte. Aber angenehm war es ja nicht, ein zweitesmal, und diesmal nach mehr als anderthalbjähriger Administration, in die Kaplanstelle mit 420 Thalern Einkommen zurückzutreten, besonders da die Ursache der Nichtbeförderung mich auch wegen meiner Zukunft besorgt machen mußte. Schon vorher wäre ich beinahe Schulrat geworden. Der Abteilungsdirigent, Oberregierungsrat v. P., kam nach dem Tode des Schulrats B. zu mir und bat mich, einstweilen die Vertretung zu übernehmen. In der Unterredung darüber bemerkte er meine Schwerhörigkeit, und damit war denn zugleich auch schon über die Pfarre entschieden.

Ferner hatten mir die Administrationsrechnungen und die Rechnungslegung über die Schwenderlingsche

Erbschaftsregulierung viel Ärger bereitet. Ich nahm alles, was die Kirche lehrt, ganz ernsthaft, so auch den Preis der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, die Warnung vor allem Geiz und die Verdammung des ungerichten Mammons, sowie die lieben Heiligen der Legende und des Breviers, die einem doch nicht zum Zeitvertreib, sondern als Vorbilder vor Augen gestellt werden. Und zum Meister in der Verwaltungs- und Finanzkunst erwählte ich mir den heiligen Johannes, genannt Eleemosynarius, einen Patriarchen von Alexandrien, der auf dem Sterbebette seinen Klerus zusammenrief und sagte: Bei meinem Amtsantritt fand ich ein paar Millionen im Kirchenschatz, jetzt aber ist, Gott sei Dank, kein Pfennig mehr drin; ich habe alles weggeschenkt. Nun ist dieser Heilige aber unglücklicherweise nicht der Patron der Kalkulatoren, auch nicht der bei geistlichen Ämtern angestellten und scheint überhaupt in den maßgebenden Kreisen der Kirche niemals in sonderlichem Ansehen gestanden zu haben, wie hätten sonst die Kirchen so reich werden können! Bei solchem Zwiespalt zwischen der kalkulatorischen und meiner evangelisch-apostolischen Auffassung des Geldwesens konnten Konflikte nicht ausbleiben. Nicht etwa daß ich mich am Kirchenvermögen vergriffen hätte; nur für nützliche Verwendung der von meinen Vorgängern erzielten Überschüsse habe ich gesorgt. (Alte Leute sind häufig nicht allein für sich, sondern auch als Kassenverwalter geizig und lassen lieber einen ganzen Dachstuhl verfaulen, als daß sie zu rechter Zeit ein paar Thaler für Ziegel ausgeben, ihn zu flicken.) Aber in Beziehung auf das Pfarreinkommen war ich der Ansicht, daß es auch während einer Vakanz zunächst für die Geistlichkeit und die Gemeinde da sei, und die bischöflichen Kassen sich mit dem zu begnügen hätten, was wirklich übrig bleibt. Diese Kassen zu bereichern, war ich um so weniger gesonnen, als ich

mich folgenden Ausspruchs eines Vikariatsamtsrats (nicht Knoblich's, sondern eines ältern) erinnerte: Ich begreife nicht, wozu der Bischof das viele Geld zusammenscharrt; alle Kassen sind zum Plazen gefüllt, und es ist keine Verwendung dafür. Das Ende vom Liede wird sein, daß einmal der Staat kommt und den ganzen Mammon einsackt. Ich machte daher Ausgaben, die dann von der Kalkulatur gestrichen wurden. In Liegnitz sollte ich auch noch Mindereinnahmen decken. Ein Teil des Pfarreinkommens bestand in Dezem von umliegenden (protestantischen) Gütern. Statt des Getreides wurde Geld gezahlt, und zwar nach dem Marktpreise. Ich hatte gerade zu der Zeit, wo die Wirtschaftsinspektoren mit ihrer Dezem-Entschädigung kamen, einen kranken Lehrer zu vertreten und steckte den ganzen Morgen in der Schule. Jedesmal verdrießlich über die Störung, machte ich das Geschäft so kurz wie möglich ab, würde wohl aber auch, wenn ich mir mehr Zeit genommen hätte, kaum auf den Gedanken gekommen sein, das Angebot zu prüfen und mehr zu verlangen. Daß das Angebot zu niedrig sei, konnte ich allerdings aus der Form schließen, in der es gewöhnlich gemacht wurde: Ich werde Ihnen so und so viel geben, sind Sie damit zufrieden? — Warum sollte ich nicht zufrieden sein? Protestantischen Gutsbesitzern Geld abzupressen, um irgend eine mir gleichgiltige Breslauer Kasse zu füllen, das konnte mir doch nicht einfallen. Etwa ein Jahr darauf kamen die Monita zu meiner Administrationsrechnung, und da hieß es: Am x Oktober 1868 hat in Liegnitz der Weizen soviel, der Roggen soviel, der Hafer soviel gegolten, nach dem beiliegenden Marktzettel. Marktzettel! Daß es so ein Ding gebe, hatte ich noch gar nicht gewußt, und um die Getreidepreise mich noch niemals gekümmert! Ganz gleichgiltig waren sie mir allerdings nicht. Auch zur Kaplandotation ge-

hörten ein paar Scheffel, und wenn der Preis hoch stand, bekamen wir natürlich mehr. Das war einer der Fälle, die mich stutzig machten. In der Schule lehrte ich, wie abscheulich der Kornwucher sei, und von meiner Mutter und den Geschwistern wußte ich, wie sie in der Teuerung der fünfziger Jahre Not gelitten hatten, und nun sollte ich selber aus hohen Getreidepreisen — auch in den sechziger Jahren waren sie „noch gut“ — Vorteil ziehen! Ich überlegte, ob es erlaubt sei, mich darüber zu freuen, etwa nach Gury's Entscheidung der Frage, ob man sich beim Tode des Vaters freuen dürfe: über den Todesfall freilich nicht, aber über die Erbschaft schon! Also die Herren strichen nicht allein Ausgaben, sondern erhöhten auch manchen Einnahmeposten. Und ähnlich ging es bei der Rechnung über die Erbschaft Schwenderling's, der sein Vermögen der Kirche vermacht hatte. So z. B. hielt ich es für unpassend, die Salare des Verstorbenen öffentlich zu versteigern, und ließ einigen armen Ministranten Röcke daraus machen. Die Kalkulatur schrieb nun zurück, ich sollte die Eintragung dieser „Ministrantenröcke“ ins Inventar nachweisen, und war sehr ungehalten, als sie erfuhr, es seien nicht Ministrantenröcke, sondern Zivilröcke für ministrierende Jungen gemeint. Viel Ausstellungen erfuhren auch die Ausgaben fürs Begräbniß. Es war das ein sehr vergnügtes Begräbniß gewesen. Betrauert wurde der alte Schwenderling von niemand (die einzige Person, die ihn betrauert haben würde, seine Wirtin, hatte den Verstand verloren), und das ehrsame Handwerk und wer sonst dabei zu thun hatte, machte einen schönen Schnitt. Die Rechnungen waren wirklich dick, aber mir machte es Vergnügen, sie zu bezahlen, die Leute strichen mit großem Vergnügen das Geld ein, und wem schadete es? Ob die Kirche außer den 20 000 Thalern Kapital noch ein paar hundert mehr oder weniger aus der

Versteigerung bekam, das war doch gleichgiltig.\*) Bei der Beantwortung des einen Monitums machte ich mir einen Scherz. Der Palmzweig mit Schleife, hieß es, ist ein freimaurerisches Abzeichen; einen solchen auf den Sarg eines katholischen Geistlichen zu legen, ist Unfug; wer ihn bestellt hat, mag ihn bezahlen. Nun wußte ich, daß der Herr, der die den Monitis beiliegende Verfügung unterzeichnet hatte, in jüngern Jahren Logenbruder gewesen war. Ich antwortete daher: Mich mit den Abzeichen der Freimaurer zu beschäftigen, habe ich weder in der Theorie noch in der Praxis Gelegenheit gehabt. Ich kenne die Palme nur als Sinnbild der siegenden christlichen Seele, z. B. aus dem Hymnus auf die unschuldigen Kinder, von denen es heißt:

Aram sub ipsam simplices  
Palma et coronis luditis.

Übrigens aber sei diese Sargzierde bei Honoratiorenbegräbnissen so allgemein üblich, daß es unmöglich gewesen wäre, sie wegzulassen. Man wolle nicht etwa glauben, daß durch solche Dinge das gute Einvernehmen zwischen einem Geistlichen und der Behörde gestört worden wäre. Beide Teile behandelten die Sache mit gutem Humor, und es waren weit stärkere Scherze an der Tagesordnung.\*\*)

\*) Als ich dem Oberregierungsrat v. P. über das Testament berichtete, sagte er lachend: Sehr liebenswürdig von dem guten Herrn. uns zu Erben einzusehen, wir haben ja die Paupspflicht! — Ganz so stand die Sache allerdings nicht; die Erbschaft ist für Anschaffung eines prachtvollen neuen Altars u. dergl. verwendet worden, wozu die Regierung kein Geld gegeben haben würde.

\*\*) Bei Pfarreien mit Landwirtschaft hatten die Scherze manchmal einen starken Stallgeruch. So wurde ein Administrator gefragt, was aus der bei der Übergabe an ihn vorhanden gewesenen Sau nebst Ferkeln geworden sei; in seiner Rechnung fehle sie. Er antwortete: die Sau sei aus Gram über das magere Administrationsfutter verstorben, und die Ferkel seien der Mutter natürlich nach-

sich der Streit in den untern Regionen ab; die Domherren nahmen nur soweit davon Kenntnis, als nötig war, die Entscheidung fällen zu können. Das Ende vom Liede war also auch diesmal, daß ich von meinem Kaplangebalt noch „Überschüsse“ nachzuzahlen hatte. Das war nun allerdings geeignet, eine bittere Stimmung zu erzeugen und bei andern Streitigkeiten mit dem Amte den Ton zu verschärfen, aber daß ohne diese Unannehmlichkeiten meine Erklärung gegen die Unfehlbarkeit unterblieben wäre, oder daß ich mich nachgiebiger benommen haben würde, daran ist doch nicht zu denken. Heute ist von Groll gegen die Breslauer Herren keine Spur mehr vorhanden. Ich sehe ein, daß sie mich stets anständig und loyal behandelt und in dem, was mir unangenehm war, nur ihrer Amtspflicht genügt haben.

So siedelte ich denn mit meiner Mutter nach Grüssau über. Vor dem Klosterthor sahen wir unsern Möbelwagen halten. Vor hundertfünfzig Jahren hatte man diese Ungetüme noch nicht gekannt, und so hatten die Stifzherrn das Thor für die Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts zu klein gebaut. Die Sachen mußten demnach einen Viertelkilometer weit durch den großen Klosterhof geschleppt und dann über siebzig Stufen hinauf befördert werden. Mit Ausnahme der Prälatenwohnung, die jetzt der Pfarrer inne hat, sind diese Klosterwohnungen bei weitem nicht so schön angelegt wie die Liegnitzer. Großartig sind die Gebäude, besonders die Kirchen — es giebt ihrer nämlich zwei, und außerdem rings herum in

gefolgt. In der Kulturkampfzeit bekamen auch die Regierungskommissarien, denen die Verwaltung der Bistumsstellen übertragen wurde, Gelegenheit, diesen Stil kennen zu lernen. Einem „Staatspfarrer“, der schon eine sehr gute Pfarrei hatte, wurde noch die Verwaltung einer Nachbarpfarrei übertragen. Als er darüber Rechnung ablegen sollte, erklärte er, er habe nichts übrig, und fügte begründend bei: Ich denke, in Kriegszeiten wird der Sold verdoppelt.

der Nachbarschaft eine Anzahl von Kapellen; aber im ganzen machen diese Reste der alten Zisterzienserherrlichkeit doch den Eindruck des Ruinenhaften und Unzeitgemäßen; ein großer Teil der Gebäude steht leer, die Hauptkirche ist für die Gemeinde zu groß, und die kleinere, von Willmann ausgemalte, wird nur einmal im Jahre gebraucht. Der Pfarrer, das Muster eines gemüthlichen Landpfarrers, nahm mich sehr freundlich auf, behandelte mich sehr anständig und erwähnte meinen Konflikt mit keinem Worte. Der Erzpriester des Sprengels dagegen konnte es sich nicht versagen, mir vor versammeltem Konvent eine salbungsvolle Ermahnungsrede zu halten, die ich schweigend hinnahm. Der Wittkaplan war mir wenig sympathisch, und es verstand sich unter den damaligen Verhältnissen von selbst, daß ich geistlichen Umgang mehr floh als suchte. Doch lernte ich einen interessanten Kauz in der Nachbarschaft kennen: einen harten Geizhaken von trockenem Humor. Er hauste in weiß getünchten, ärmlich ausgestatteten Stuben und scharrete Geld zusammen. Mir gab er gute Lehren in der Kunst des Administrirens. Ich bekam, erzählte er u. a., eine schlechte Pfarrei zu administriren und habe neunhundert Thaler Überschuß gemacht, natürlich nicht fürs Amt, sondern für mich. Ich habe nämlich den ganzen Garten mit Zwiebeln bestellt und daraus so viel gelöst. Einst kam ein Amtsbruder zu ihm, der sich in großer Geldverlegenheit befand und bat, ihm etwas zu leihen. Der Alte führte ihn zu seinem Schreibtisch, öffnete mehrere Schübe, die mit Thalern angefüllt waren, und sagte: Siste, Bruder, hier giebt's Geld, aber du (dabei schob er lächelnd die Schübe hinein und schloß zu) kriegst nicht davon.

So blieb ich denn auf den Umgang mit meiner Mutter und mit ein paar Lehrern beschränkt. Arbeit

gab's wenig, wenn auch mancherlei eigentümliche theils angenehme, theils unangenehme Beschäftigungen. Zu den unangenehmen gehörten die Messen, die bei der Einsegnung von Wöchnerinnen und bei Beerdigungen um zehn oder elf Uhr gelesen wurden und einen zwangen, fünf bis sieben Stunden des Morgens nüchtern zu bleiben, zu den angenehmen die Messen in Bergkapellen und die Prozessionen im Walde. Das Studieren hatte keinen rechten Zweck mehr — was konnte ich studieren, ohne den innern Zwiespalt zu vertiefen, und zu welchem Zweck sollte ich es thun? Ich fragte mich also: was fängst du an, um nicht verrückt zu werden? und ich beschloß, Klavier spielen zu lernen. Ich trieb den Unsinn — Unsinn, weil ich es doch zu nichts ordentlichem bringen konnte — sehr eifrig und methodisch, übte täglich vier bis sechs Stunden und spielte abends, wenn meine Mutter im benachbarten Zimmer schon im Bett lag, noch einmal sämtliche Tonleitern durch; bei der chromatischen verkroch sie sich in die Rissen und machte sich dann die Ohren wieder frei, um mit Andacht Heil dir im Siegerkranz zu hören, das ich als Schluß drauf setzte.

Selbstverständlich war ich mit ganzem Herzen bei unserm deutschen Kriegsheere, und es verbesserte meine Stimmung nicht, daß ich von dem ganzen Kriege nicht das geringste, nicht einen Zipfel einer Uniform und nicht eine Fahne zu sehen bekam und schlechterdings nichts dazu thun konnte, nicht einmal Charpie zupfen. Auch die Nachrichten, auf die man doch so begierig war, bekamen wir sehr spät. Die Zeitungen, die Briefe, die Telegramme und die Frühstücksemeln brachte uns jeden Nachmittag, mit Ausnahme des Sonntags, die Botenfrau aus Landeshut mit; wäre Sonnabend Abend einmal die Welt untergegangen, vor Montag Nachmittag hätten wir nichts davon erfahren.

Dabei hielt mich der Gang der kirchlichen An-  
gelegenheiten in fieberhafter Spannung. Nach Schluß  
des Konzils schrieb ich an Reinkens und Elvenich,  
wenn sie nicht jetzt endlich augenblicklich Loßschlü-  
gen und die heimkehrenden Bischöfe vor die vollendete  
Thatsache einer großen geschlossenen Protestpartei  
stellten, so würde dann später, nach der Rückkehr der  
Bischöfe, nichts mehr zu machen sein. Reinkens ant-  
wortete, mein Brief „atme frisches, gesundes Leben,“  
aber ich möchte mich nur gedulden; vor der Hand  
sei nichts zu machen, der Krieg absorbiere alles In-  
teresse, es werde eine Erklärung von fünfzig bis  
sechzig Gelehrten vorbereitet u. s. w. Meine Schrift,  
die ich vollendet und ihm zur Ansicht geschickt hatte,  
gefiel ihm gut; er meinte, es sei schade, daß sie nun  
nicht veröffentlicht werden könnte, das meiste darin  
habe bleibenden Wert. Später schickte ich sie auch  
noch dem Kanonikus Lämmer. Dieser schrieb bei der  
Rücksendung: „Bei der Durchlesung habe ich die  
traurige Gewißheit erlangt, daß Sie noch immer den  
Standpunkt des Rheinischen Merkur festhalten, den  
Boden der kirchlichen Autorität verlassen und Papst  
und Bischöfen gegenüber die Sprache Luthers führen.  
Sie sind leidenschaftlich erregt, daher ihre geistige  
Verwirrung. Sie huldigen einem schrankenlosen Sub-  
jektivismus und scheinen dabei keine Ahnung von der  
Gefahr zu haben, in der Sie schweben. Gerade weil  
ich Sie lieb habe, sage ich Ihnen dies offen, ohne  
Gehässigkeit, und werde nicht aufhören, Ihrer im  
Gebet eingedenk zu bleiben.“



## Ein idyllisches Ruheplätzchen

Neben der Unruhe, die der Gang der kirchlichen und der politischen Entwicklung erregte, peinigte mich die Sorge um meine und der Meinigen Zukunft. Beim damaligen Stande meiner Schwerhörigkeit konnte ich allenfalls noch hoffen, eine Pfarrei zu bekommen, aber wenn sich die Versorgung noch ein paar Jahre hinzog, nicht mehr. Ich mußte mich also bei jeder Vakanz melden. Eine Pfarrei, die ein herzoglich meiningischer Güterdirektor zu vergeben hatte, wäre mir zugefallen, wenn ich ein paar Stunden früher gekommen wäre; eben war die Präsentation für einen andern nach Meiningen zur Ausfertigung abgegangen. Als es sich dann um eine größere Pfarrei königlichen Patronats handelte, hielt der Oberpräsident meinem Gönner, der sehr lebhaft für mich eintrat, meine Schwerhörigkeit entgegen und ließ sich auch durch die Einwendung nicht umstimmen, daß dieses Übel gerade in einer größern Pfarrei weniger hindre, weil da die Kapläne das Beichtehören und dergleichen besorgen könnten. Hatte ich doch selbst bei Pfarrern gedient, die wenig oder nichts mehr arbeiteten, auch einen sehr tauben Superintendenten und einen noch taubern Regierungspräsidenten kennen gelernt. Also mit einer guten Pfarrei war es nichts — zu meinem Glück; denn hätte

ich eine bekommen, so würden mich die Sicherheit und die Annehmlichkeiten meiner Lage vielleicht in dem Grade gefesselt haben, daß ich als halber Heuchler bis an mein Lebensende darin ausgehalten und meinen eigentlichen Beruf verfehlt hätte.

Im Winter wurde der kerngesunde rüstige Pfarrer plötzlich krank und starb nach kurzem Krankenlager. Mit der Administration wurde ich zu meiner Freude verschont, aber um die Pfarre, die der Bischof zu vergeben hat, mußte ich natürlich einkommen. Es war damals Brauch, wird es wohl auch noch heute sein, daß der Fürstbischof, um die Alumnen ein wenig kennen zu lernen, sie der Reihe nach zu sich zu Tische befahl, jeden Donnerstag zwei. Damals kam gerade mein Bruder dran. Diesen winkte Förster nach Tische in eine Fensternische und sagte ihm: „Ihr Bruder ist um Grüssau eingekommen; das kann ich ihm nicht geben; nicht etwa der — dummen Geschichte wegen, sondern weil er schwerhörig ist und Grüssau einen starken Beichtkonkurs hat; aber ich werde ihn anderweitig versorgen.“ Dies geschah in der Weise, daß er den Harpersdorfer Kuratus nach Grüssau versetzte in der Erwartung, die Regierung würde mir, wenn ich darum einkäme, die Kuratie verleihen, was denn auch geschah. Aber ehe ich in den Hafen einlief, hatte ich vorher noch einmal den Kelch der Selbstverachtung bis zur Neige zu leeren. Döllingers Wort, daß Tausende im deutschen Klerus so dächten wie er, hatte den Häuptionern der ultramontanen Richtung den Gedanken nahe gelegt, diese Behauptung auf dem heute so beliebten Wege zu widerlegen und eine Gegenerklärung zu veröffentlichen, die natürlich jeder unterschreiben mußte, wenn er nicht in den Verdacht der Kezerei geraten wollte. Ich unterschrieb nicht, sah aber nun schon kommen, was kam. Das Generalvikariatamt schrieb mir am 4. Mai: „Bevor wir auf Euer Ehr-

würden Antrag vom 23. v. M. Ihnen das Administrationsdekret für die Kuratie Harpersdorf übersenden können, sind wir mit Rücksicht auf die Vorfälle des verflossenen Frühjahrs, sowie auf den Umstand, daß Ihre Namensunterschrift der Adhäsionserklärung des Landeshuter Archipresbyterats an die Konstitutionen des Vatikanischen Konzils fehlt, veranlaßt, Sie, wie hierdurch geschieht, aufzufordern, daß Sie sich binnen acht Tagen offen und rückhaltlos erklären, ob Sie sich den dogmatischen Entscheidungen des gedachten ökumenischen Konzils, namentlich bezüglich der päpstlichen Unfehlbarkeit pure und ohne irgend welchen Vorbehalt unterwerfen.“ Darauf habe ich eine das Amt befriedigende Erklärung abgegeben, deren Wortlaut sich unter meinen Papieren nicht findet; wahrscheinlich habe ich mich geschämt, das Schriftstück aufzuheben. Ob ich, wenn meine Mutter nicht mehr gelebt hätte, feig genug gewesen wäre, aus Furcht vor dem Sprung ins dunkle, zu dem mich die Weigerung gezwungen hätte, mich noch einmal „löblich“ zu unterwerfen, kann ich nicht wissen. Die Frage trat gar nicht an mich heran, da ja meine Mutter noch lebte und dadurch meine Entscheidung gegeben war, denn meine Brüder waren nicht in der Lage, sie zu versorgen. Es giebt eben schreckliche Pflichtenkollisionen in der Welt, und soweit nicht blinder Konfessionshaß die Polemik gegen die Jesuiten beherrscht, beweist es entweder Mangel an Lebenserfahrung oder Stumpfheit der Empfindung, wenn man ihnen einen Vorwurf daraus macht, daß sie die Fälle untersucht haben, wo man diese oder jene Sünde begehen dürfe. Sie haben es gewiß nicht zum bloßen Zeitvertreib oder in frivoler oder in sonst verwerflicher Absicht gethan. Daß diese Untersuchungen nichts nützen, weil doch jeder seine eignen Fälle erlebt, die in keinem Moralthandbuche stehen, und daß

sie sogar schaden, indem sie dazu verleiten, dem eignen Gewissen gegenüber den Advokaten zu spielen, ist eine Sache für sich.

Nun aber kam nach dem Geistlichen Amte auch noch mein zukünftiger Erzpriester, und da wurde ich denn fuchsteufelswild. Dieser Erzpriester, den ich nach Empfang des Dekrets im Einvernehmen mit dem derzeitigen Kuratus um die Anberaumung des Übergabetermins gebeten hatte, war mir persönlich bekannt. Er war ein Mann voll Geist und Leben, sehr gescheit, sarkastisch und spottfüchtig, tüchtig im Amt und ein Mann der Gesellschaft; der höchsten Gesellschaft des Kreises gehörte er durch seine Stellung an, da ihm seine große Widmuth damals — vor Einführung der neuen Kreisordnung — Sitz und Stimme auf dem Kreistage verlieh. Dieser Mann also antwortete auf mein Gesuch, er wolle gleich bei der Übergabe die Installation vornehmen. (Diese erfolgt manchmal erst lange Zeit nach der Übergabe; bis dahin ist der Pfarrer nur Administrator, aber ohne die Verpflichtung, über die Einkünfte der Pfarrei Rechnung abzulegen.) Daher, schrieb er weiter, „bitte ich umgehend um brüderliche, aufrichtige Benachrichtigung, ob Sie die Tridentinische Konfession, worin auch das Infallibilitätsdogma schon eingeschlossen ist, ablegen werden. Lieber Herr Konfrater! Sie wissen, wie hoch ich Sie achte und verehere. Nun, es wird mir eine wahrhaft innige Freude und ein Trost für meine alten Tage sein, sowohl der glaubensfrommen Gemeinde als auch den Brüdern, Ihren Hochwürdigem Konzirkularen, Sie als einen wahrhaften Priester der Kirche vorzustellen, der mit uns allen denselben heiligen Glauben fest und treu bekennet.“ Auf meine Antwort kam folgender, von einem Sekretär geschriebne Bescheid: „Euer Hochwürden Antwort entspricht nicht meiner mit brüder-

licher Aufrichtigkeit gestellten Frage. Damit alle Unklarheit beseitigt und ausgeschlossen werde, frage ich nochmals: unterwerfen Sie sich aufrichtig dem Glauben an die Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes, wie selbige im letzten Vatikanischen Konzil bestimmt und deklariert worden ist? Zudem ich bemerke, daß eine ausweichende oder ungenügende Antwort die Einholung Hochamtlicher Spezialinstruktion notwendig macht, bitte ich u. s. w.“ Ich schrieb zurück: „Die Antwort auf Euer Hochwürden amtliches Schreiben vom 1. Juni bin ich genötigt in Form und Ton eines Privatbriefs abzufassen. Sie gilt nicht dem Erzpriester, sondern dem seit langem hochverehrten Manne und nunmehrigen Konzirkularen, mit dem in ungestörter Eintracht und freundschaftlichem Verkehr zu leben und zu wirken ich von Herzen wünsche, dem ich daher, soweit es möglich ist, stets zu Willen sein werde. Als solchem kann ich Euer Hochwürden im Vertrauen mitteilen, daß das Hochw. Geistliche Amt die Übersendung meines Dekrets von der Abgabe einer Erklärung bezüglich der Vatikanischen Dekrete abhängig gemacht hat, und daß ich die gestellte Bedingung erfüllt habe. Daß meine Erklärung genügt hat, und daß meine Qualifikation für die Kuratie Harpersdorf weder von der geistlichen noch von der weltlichen Behörde beanstandet wird, geht aus der Übersendung des Administrationsdekrets an mich und aus dem Auftrage der Übergabe, der dem zuständigen Herrn Erzpriester geworden ist, unzweifelhaft hervor. — Die amtliche Antwort an den Erzpriester übersende ich nicht, sondern lege sie in mein Pult und verwahre sie für etwaigen spätern Gebrauch, falls ein solcher zu meinem Schmerz einmal notwendig werden sollte.“ Hierauf erklärte er sich zur Übergabe bereit, bemerkte aber, daß ihn mein Schreiben natürlich nicht befriedigen könne, und fügte folgende pathetische

Mahnung bei: „Lieber Herr Amtsbruder! In diesem Punkte giebt's heutzutage kein Verhehlen und Verhüllen. Quid audistis in auribus, praedicate supper (sic!) tecta. Mehr wie je muß heute der katholische Priester seinen Glauben offen bekennen vor aller Welt, und träse ihn auch das traurige Schicksal des Erzbischofs Darbois. Auch wissen Sie nicht, wie bald diese Forderung in Harpersdorf von seiten der Gemeinde an Sie herantreten wird, und dann soll und muß ja der Erzpriester Ihnen Stütze und Verteidiger sein. Verzeihen Sie darum, daß ich Ihnen darüber meine Betrübniß nicht verbergen kann. Zwar hat die Hochwürdigste Behörde die Verantwortung selbst übernommen, und werden Sie auf Grund derselben auch unbedenklich installiert werden, aber es ist doch auch nicht zu leugnen, daß das Vertrauen der Gemeinde und der Konzirkularen, in deren Mitte Sie eintreten, für Sie nicht minder ein wichtiges Lebensmoment ist. Hätten Sie auf meine aufrichtige Anfrage mit einem entschiednen: Ja! antworten können — ich versichere Sie, Sie hätten an mir nach Umständen einen kräftigen Beistand und mutigen Verteidiger gefunden. In allem übrigen erneuere ich Ihnen die große Hochachtung u. s. w.“

Schöne Aussicht! Die Herren Konzirkularen werden also die aus einem Bauer, einem Halbbauer, einem Duzend Ackerhäuslern und drei Duzend Tagelöhnern bestehende Gemeinde, die doch wohl von selbst niemals darauf verfallen würde, mich über verzwickte dogmatische Fragen zu examinieren, zum Aushorchen und Denunzieren aufheizen und abrichten, und der Herr Erzpriester wird dann nicht in der Lage sein, mich zu schützen! So mußte ich mir sagen.

Zu der kleinen Harpersdorfer Gemeinde gehörte ein nicht unbemitteltes und nicht ganz ungebildetes Ehepaar, das aus dem Städtchen des Erzpriesters

stammte, in lebhaftem Verkehr mit den dortigen Verwandten stand und auf dem Pfarrhose gut bekannt war. Als ich einmal mit diesen Leuten plauderte, wurde von jemand die Frage aufgeworfen, ob wohl der Erzpriester von seinem bedeutenden Einkommen ein Vermögen angesammelt habe. Da sagte die Frau: „Nein, das hat er nicht; die Frauenzimmer kosten ihn zu viel.“ Diese Frau war nicht etwa eine Klatschbase, sondern eine tüchtige Familienmutter, die zum Klatschen weder Zeit noch Talent hatte, überdies strenggläubig. Sie gab die Auskunft so einfach und trocken, wie die Landleute auch in solchen Fällen zu sprechen pflegen, wo Stadtleute entweder Verlegenheitsumschweife oder einfältige Witze machen oder sich in pikanten Anspielungen ergehen. Kurze Zeit darauf kam es auf dem Pfarrhose zu einem großen Krach. Der Erzpriester — übrigens damals schon fast siebzig Jahre alt und im höchsten Grade gichtbrüchig — hatte sich wieder einmal mit einem „Frauenzimmer“ eingelassen, diesmal mit einem sehr jungen Dienstmädchen, und ihr Vormund schlug Lärm. Der Erzpriester behauptete, der Kaplan wäre es gewesen. Dieser aber, ein resoluter Mann, fuhr sofort nach Breslau und erzählte in derbster Weise, wie es der Erzpriester treibe. Die Aufregung über diesen Fall warf den schon sehr wackligen alten Herrn aufs Krankenlager, und nach ein paar Wochen verschied er. Beim Begräbnis wurden seine Verdienste und seine persönliche Heiligkeit in mehreren Leichenreden nach Gebühr gerühmt, dann setzte man sich zu einem fröhlichen Mahle, bei dem die liederlichen Nessen des Vorstorbnen die Lustigsten waren.

Wenn Angehörige einer Partei, die in ihr Programm weder die Christlichkeit noch die Sittlichkeit aufgenommen hat, uneheliche Kinder haben, so begründet das keinen Vorwurf gegen die Partei. Denn

zur Anständigkeit einer Partei wird nicht mehr gefordert, als daß ihre Mitglieder die Gesetze der natürlichen Moral beobachten, und diese verbietet es nicht, uneheliche Kinder zu haben, vorausgesetzt, daß man sie und ihre Mütter versorgt, und daß man um solcher Verhältnisse willen keine anderweiten Pflichten verlegt. Schlimmer ist es schon, wenn es Angehörigen oder Beamten einer kirchlichen Partei oder einer Partei, die sich zu christlichen Grundsätzen bekennt, begegnet. Wenigstens für die Partei; für den Sünder nur insofern, als es ein Unglück für ihn ist, sich auf eine Moral verpflichtet zu haben, die über seine Kräfte geht. Noch schlimmer steht die Sache, wenn es sich nicht bloß um Schwachheiten handelt, sondern um Dinge, die auch vom Standpunkte der natürlichen Moral Schlechtigkeit, wie im vorliegenden Falle, genannt werden müssen. Am allerschlimmsten aber ist es, wenn Vorkämpfer der „heiligen Kirche“ als schlechte Charaktere entlarvt werden, am schlimmsten nicht bloß für ihre Partei, sondern auch für sie selbst, da sie ohne Zweifel Heuchler sind; denn ein Mensch, der heidnisch lebt, kann unmöglich an die heiligende Kraft der Religion glauben, die er predigt, und für die er angeblich zu sterben bereit ist, und an ihre Notwendigkeit zur Erlösung des Menschengeschlechts. Was solche also verteidigen, wenn sie für „die Kirche“ oder für „die Religion“ kämpfen, das sind die materiellen Besitztümer ihrer Kaste oder ihres Standes, ihre gesellschaftliche Stellung, ihr Einkommen, ihre Macht. Und es bezeugt den gesunden Instinkt der Hierarchen, daß sie, nachdem sie aus Furcht vor etwaigen Gegenmaßregeln des Staates im geheimen dem Papste opponiert hatten, sich dann mit der vollendeten Thatsache sehr rasch ausöhnten und sie ganz vorteilhaft fanden; waren einmal Kämpfe um die Macht mit dem Staate

nicht zu vermeiden, so befestigte es die Stellung unsrer inländischen Hierarchen nicht wenig, wenn sie sich allen unbequemen und gefährlichen Forderungen des Staates gegenüber auf das non possumus eines angeblich nach göttlichem Recht absoluten Papstes berufen konnten. Und wenn wir nun sehen, daß es nicht eben die lautersten Charaktere sind, die in solchen Kämpfen die Führung übernehmen, wie es auch unmöglich die lautersten gewesen sein können, die die Kirche reich gemacht und die pseudoisidorischen Dekretalen geschmiedet haben, so enthüllt sich uns ein Lebensgesetz der Kirchen: daß es nämlich nicht der heilige Geist, sondern ein sehr unheiliger Weltgeist ist, der den materiellen Kirchenleib, das aus Macht, Geld und Rechten bestehende äußere Gerüst der Kirchen baut. Wie könnte auch ein vom Geiste des Evangeliums beseelter Mann hierarchische Ansprüche erheben und verteidigen und Leute, die gegen diese Ansprüche Gewissensbedenken hegen, mit dem Tode bedrohen, wie es früher geschah, oder, seitdem das nicht mehr möglich ist, aus der Kirche hinauszudrängen versuchen! Aber natürlich können die Hierarchen die wirklich frommen Seelen, als Beweise für die heiligende Kraft und die Notwendigkeit der Kirche, nicht entbehren, und wenn es gelingt, diesen frommen Seelen einzureden, daß die hierarchischen Ansprüche Ausflüsse des göttlichen Willens seien, dann sind sie im passiven Widerstande gegen die Feinde der Kirche und in Opfern für ihren Glauben gewöhnlich sogar standhafter als die Kampfhähne, die sie in so üble Lage gebracht haben.

Das Zeugnis also stelle ich meinem Erzpriester aus, daß er die Klugheit der Kinder dieser Welt, die er in allen Verhältnissen zeigte, auch in diesem Falle bewährt hat. Wie heute die Regierung das äußerste anbietet, um die Sozialdemokratie nicht in die

Armee eindringen zu lassen, so mußte in jenen für die katholische Kirche Deutschlands kritischen Tagen die Hierarchie jeden unsichern Kantontisten auszumergen streben, um jeder Lockerung der Disziplin in ihren Bataillonen vorzubeugen. Im Umgange mit mir war später der Erzpriester, so oft ich mit ihm zusammenkam, der liebenswürdige und heitere Weltmann und hat niemals auf die brennenden Fragen und auf unsre Korrespondenz angespielt. Einmal hat er Kirchenvisitation und bei dieser Gelegenheit auch eine Katechese bei mir abgehalten. Die fiel nun glänzend aus, nicht als pädagogische Leistung, denn er sprach beständig allein, und die Kinder hatten nur manchmal ja oder nein zu sagen, sondern als geschickte Kulturkampfleistung. Er schilderte die Erhabenheit, Vernünftigkeit, Einfachheit und Verständlichkeit des mosaischen Gesetzes, des Dekalogs, und stellte ihr die Gesetzmacherei des modernen Staats gegenüber, die er gründlich lächerlich machte. Das habe ich ja auch schon öfter gethan und thue es auch heute noch manchmal. Aber in der Kirche Und in einer Katechese mit Volksschülern! Und mit dem handgreiflichen Hinweis auf die eben erlassenen Maigesetze! Ihre Wirkung hat diese Katechese zweifellos gethan, denn so dumm waren die Kinder nicht, daß sie nicht alles gut verstanden und zu Hause getreulich berichtet hätten.

Aber lehren wir aus dem Jahre 1873 noch einmal in das Jahr 1871 zurück. Am 12. Juni fuhren wir von Grüssau ab. Von Schönau holte uns der einzige katholische Bauer Harpersdorfs in seinem befränzten Wagen ab. Es war ein schauderhaftes Wetter: Kälte, Sturm und Regen, dazu der Weg sehr schlecht, sodaß meiner schwächlichen und kränklichen Mutter unterwegs übel wurde. Das Glöcklein, dessen Gebimmel uns bei der Ankunft begrüßte, klang mir wie ein Sterbeglöcklein. Die Harpersdorfer

Kirche ist nämlich nur eine Kapelle, und statt des Glockengeläutes hat sie nur ein Glöckchen. Harpersdorf liegt zwischen Schönau, Goldberg und Löwenberg im ehemaligen Fürstentum Liegnitz, das im sechzehnten Jahrhundert ganz evangelisch gewesen war, nur zwei Stunden von dem Dorfe Neukirch, von wo die schlesische Reformation ausgegangen ist. Nachdem dieses Herzogtum samt dem von Brieg 1672 an Oesterreich gefallen war, wurden eine Anzahl evangelische Kirchen eingezogen, den noch vorhandnen Überresten der ehemaligen katholischen Gemeinden überwiesen und so neue katholische Gemeinden begründet. Zur Stiftung der Harpersdorfer Parochie gab die von Kaspar von Schwentfeld gestiftete Sekte den Anlaß. Anhänger dieses liebenswürdigen Schwärmer's, dem Luther seine unliebenswürdigste Seite zuzufehren pflegte, erhielten sich in der Umgegend, vermischten sich mit andern Sektierern und hielten bald hie bald da ihre Konventikel ab. Der Teufel, klagte ein Prediger im Stil jener Zeit, sei einst mit einem Sack voll Kezer über Schlesien dahergefahren; am Spizberge sei der Sack hängen geblieben und zerissen und habe seinen verwünschten Inhalt ausgeschüttet. Gemeint ist der eine reichliche Stunde von Harpersdorf gelegne Probsthainer Spizberg. Gegen 1720 fingen diese Kezer wieder einmal an zu rumoren, sie verbreiteten Büchlein über die Hoffart der Pfarrfrauen und sagten den Pastoren sonst noch allerlei unangenehme Dinge. Diese baten die kaiserliche Regierung, dagegen einzuschreiten. Sie erhörte eine so verständige Bitte mit Vergnügen und schickte zwei Jesuiten nach Harpersdorf, die einen regelmäßigen Unterricht zur Befehrung der Kezer erteilten; selbstverständlich wurden diese zum Besuch des Unterrichts gezwungen. Einige ließen sich befehren, die meisten aber blieben standhaft und wanderten aus: zuerst

nach Holland, dann nach England, endlich nach Amerika. Friedrich der Große lud sie 1744 zur Rückkehr ein, aber sie dankten schön. Die Jesuiten nun erwarben ein Grundstück und errichteten darauf ein Kirchlein nebst einem Pfarrhäuschen. Mit dem feinen Sinn für passende Lagen und schöne Landschaftsbilder, der allen katholischen Orden eigen zu sein scheint, hatten sie sich den schönsten Platz ausgesucht. Das Dorf liegt in der von einzelnen Hügeln und Bergen unterbrochenen welligen Ebne, zu der sich das dem Riesengebirge vorgelagerte Bober-Ratzbachgebirge abdacht, und zwar in der vom Dorfbach ausgefurchten Thalschlucht. Auf den höchsten Buckel des nördlichen Thalrandes nun haben sie ihr Anwesen gesetzt, sodaß die schmucke Kapelle mit Zubehör das Dorf beherrscht. Die Kapelle bildet ein ovales Achteck von schönen Verhältnissen und beweist mit ihrer geschickten Chor- und Fensteranlage und der Vermeidung alles überflüssigen und geschmacklosen Ausputzes, daß die Väter als Architekten auch im kleinen groß zu sein verstanden. Sei es nun, daß sie das Pfarrhaus in Harmonie mit der kleinen Kirche bringen oder eine den Umständen angemessene Bescheidenheit zeigen wollten, oder daß das Geld nicht weiter reichte, sie, die sonst großartige, weite Wohnräume anzulegen pflegten, haben hier ein Lili-putanerhäuschen gebaut, das sich aber mit der Kapelle zusammen und dem davor liegenden Garten sehr hübsch ausnimmt. Von der Gewohnheit der bombenfesten Maueranlage sind sie auch hier nicht abgegangen, und die war ja wohl auch damals so wenig überflüssig wie die eisernen Fenstergitter im Erdgeschos, denn die Chronik berichtet von manchem nächtlichen Besuch, der den Vätern in unfreundlicher Absicht abgestattet worden sei. Die Solidität des Baues bekamen die Arbeiter zu spüren, als ich die

Wendeltreppe durch eine gerade ersetzt ließ. Es kostete große Mühe, aus der Rundung soviel Mauerwerk herauszubrechen, daß die neue Treppe Platz hatte, und über dem Zerhacken der Treppenstufen weinte der schwächliche Mann, dem die Arbeit zufiel, Thränen der Verzweiflung; das sei gar kein Holz, meinte er, das seien Schinderknochen.\*) Sehr bequem ist die ganze Anlage, da alles zusammenhängt, sodaß man aus der Hausflur in die Sakristei tritt. Die Leute am Orte fanden, daß der Bischof mit dem Wechsel das richtige getroffen habe: den großen Mann habe er aus der kleinen Kirche in die große, den kleinen aus der großen Kirche in die kleine versetzt. Mein Vorgänger war nämlich ein sehr stattlicher, großer und dicker Mann, und da er auch an seine geistige Größe glaubte — als ich ihn früher einmal besucht hatte, war er so gnädig gewesen, mich mit Vorlesungen aus seinen Predigten zu belehren und zu erbauen —, so war er ob seines Verbleibens auf diesem in jeder Beziehung kleinen Posten an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifelt. Jetzt strahlte er vor Glück. Aber lange hat er es nicht genossen: schon im nächsten Sommer zog ihm Eitelkeit den Tod zu. Er erlitt einen Pockenanschlag, der auf seinem schönen glatten Gesicht Spuren hinterließ. Diese zu

\*) Es war der Bälgetreter Hoberg mit seinem Weiblein. Man sah nie eins von beiden allein; sie gingen immer mitsammen auf die Arbeit. Wenn sie antraten oder sich nach gethauer Arbeit verabschiedeten, lachten sie beide zusammen erst ein Weilchen, ehe sie das erste Wort sprachen, und entspann sich eine längere Unterhaltung, so lachten sie vor und nach jedem Satze. Ramen sie sich selber so komisch vor, wie sie waren? Oder war das röhelnde Lachen des schwindfüchtigen Mannes nur eine Art von tiefem Atemholen, und lachte das Frauchen nur zur Gesellschaft mit? Was beim Tode des Männchens merkwürdiges geschehen ist, habe ich „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ S. 307—308 erzählt. Ich erzählte es gleich in der Leichenrede und veranstaltete eine Kollekte für die Witwe; der Schulze, der mit zu Grabe war, hat sich nicht wenig geschämt.

tilgen, gebrauchte er ein gefährliches Mittel, das seinen Tod zur Folge hatte.

Am 13. nahm ein Vertreter des wieder einmal von einem Sichtanfall heimgesuchten Erzpriesters die Übergabe vor, und am 14. früh reiste mein Vorgänger mit seiner Mutter ab. Nun konnte ich endlich aufatmen, mich umsehen und mir sagen: Ist's auch klein, so ist's doch dein, und es ist ein eignes Heim. Das Unwetter hatte ausgetobt, die Sonne schien freundlich zum Fenster herein, und vor dem Fenster breitete sich ein mit Flieder und Goldregen geschmücktes kleines Paradies aus. Ich besah mir den mittelgroßen Blumen- und Gemüsegarten mit daranstoßendem Obstgarten, bewunderte die in der Mitte stehende Sonnenuhr und las das Sprüchlein, das einer meiner Vorgänger, vielleicht noch ein Jesuit — die Schriftzüge sind die des vorigen Jahrhunderts —, über die Thür des Gartenhäuschens gesetzt hatte:

Wie schön, o Mensch, ist diese Welt, die Gottes  
Licht umfließt,

Ihr fehlt's an Engeln nur, und nicht an Pracht,  
daß sie kein Himmel ist.

Mit großem Eifer verlegte ich mich auf die Pflege dieses Gartens, wobei mir mein Kantor und dessen evangelischer Kollege mit ihrem sachverständigen Räte beistanden, und während ich früher niemals eine Morgenstunde den Büchern entzogen hatte, brachte ich jetzt gewöhnlich schon des Morgens einige Zeit mit allerlei Ländelei im Garten zu und wandelte immer gleich nach dem Aufstehen ein Viertelstündchen darin umher, auch im Winter, wo mich die Sterne fesselten, deren Stellung am Morgenhimmel ich bis dahin noch niemals beobachtet hatte.

Weniger schön als draußen wars im Häuschen. Da ich große Räume gewohnt war, so beängstigte

mich die Kleinheit der Zellen. Und sie konnten nicht einmal alle drei gehörig ausgenutzt werden, weil mein Klimperkasten nicht die Wendeltreppe hinaufging. An die Stelle des gefälligen Regierungsbau-meisters, der in Diegnitz jederzeit jeden meiner Wünsche erfüllt hatte, war ein anderer gekommen, der mir immer den Satz entgegenhielt: Ist's schon hundert Jahre so gegangen, so wird's wohl auch noch länger so gehen. Endlich aber überwand ich seinen Widerstand, die neue Treppe wurde angelegt, und nachdem auch die alten Öfen und Schornsteine, die uns mit Rauch und giftigen Gasen umzubringen drohten, in Ordnung gebracht waren, konnten wir ein paar Jahre recht behaglich leben.

Am Tage nach der Übergabe stellten sich mir meine beiden Nachbarn zur Rechten und zur Linken vor und erbaten sich zu Hilfeleistungen beim Räumen, Nageln und was es sonst für starke Arme zu thun geben könne. Sie waren, wie die ganze Nachbarschaft, evangelisch; meine paar Kirchkinder wohnten in weiterer Entfernung zerstreut.

Der Nachbar zur Rechten war Stellmacher; von ihm weiß ich weiter nichts zu melden, als daß er einmal ein Bein brach und die Zeit der Genesung, wo er für sein Handwerk noch nicht fest genug stand, dazu benutzte, sein Dach umzudecken. Er that es ganz allein, ohne einen Gehilfen, und zwar war gerade Winterszeit, aber ein wunderbar warmer und trockner Winter. Es ging natürlich langsam, da er täglich nur ein paar Duzend Schindeln annagelte, so weit er von seiner Leiter, wie sie gerade stand, reichen konnte, aber schließlich wurde er doch fertig; richtige Landleute nehmen sich zu allem Zeit und werden mit allem gut fertig.

Viel interessanter war der andre, Grüttner-Gottlieb, ein großer, starker, plumper Mann mit einem

dicken, roten, freundlich grinsenden Gesicht; Hosensack und Jacke hingen ihm, im Sommer wenigstens, wo „Seine“ keine Zeit zum Flickeln hatte, in Lappen vom Leibe. Mein Vorgänger hatte ihm oft gesagt: Gottlieb, wenn der Wind mal richtig in die Löcher Ihrer Kleider fährt, dann fliegen Sie als Luftballon fort. Wir begrüßten uns fast täglich am Gartenzaun, des Morgens, wenn er aufs Feld hinausging, wie des Abends, wenn er zurückkehrte. Herr Forr, pflegte er zu sagen, niemand hot's besser wie Sie uf der Welt; Sie kriegen jeden ersten Ihr Gewisses und brauchen sich bei niemandem zu bedanken. Aber, fügte er gewöhnlich hinzu, in Ihrem Hause möchte ich nicht wohnen; hinter den eisernen Gittern, da käm ich mir ja vor wie im Gefängnis. Einmal setzte er keuchend seine Radwer\*) nieder und sagte: Sehn Se, ich und das Weib hie (es war trotz ihrer fünfzig Jahre eine hübsche und stattliche Frau), wir rackern uns, daß uns jeden Abend alle Knochen im Leibe weh thun; aber gesund wärs uns, wenn wir außerdem noch täglich eine Tracht Prügel kriegten — für unsre Dummheit. — Wieso? — Ja, haben Sie denn noch nicht bemerkt, daß wir den ganzen Mist auf der Radwer hinausfahren, und die ganze Ernte auf der Radwer hereinfahren? — Warum thun Sie denn das? — Nu sähn Se; unser Vater hat doch dem Franze hie (das war mein Gegenüber) das Gut vermacht, und mir hat er eine Ackerstelle herausgeschnitten. Na, a bissel gewurmt hat michs zwar, weil ich der Ältere bin, aber beide konnten wir doch das Gut nicht kriegen, und so hab ich mich drein gefunden. Aber wer sich nicht drein gefunden hat, das ist das verpuchte Weib hie; und Franzens seine, das ist ein hochmütiges Ding, und weil sie Bäuerin ist, so verachtet sie meine, die bloß eines Stellenbesizers

\*) Schubkarren.

Weib ist, und so haben uns die verdammten Weiber aus einander gebracht, seit zwanzig Jahren haben wir einander nicht gegrüßt und nicht gedankt. Wenn ich nun mit den Kühen hinausfahren wollte auf meinen Acker, so müßte ich doch auf meines Bruders Wege fahren, und da müßte ich ihn um Erlaubnis bitten. Das leidet meine nicht, und so müssen wir halt mit der Radwer fahren. Na, wenn ich nur mei Pfeifel habe (es hing ihm den ganzen Tag aus dem Maule herunter) und meinen Schnaps, denn das ist meine einzige Freude, so will ich mich gerne abrackern. — Aber Schnaps, sagte ich, sollten Sie doch nicht regelmäßig trinken, da verkürzen Sie ja Ihr Leben. Darüber lachte er so unbändig, daß er sich die Thränen abwischen mußte. Als er wieder zu Atem kam, sagte er: Dos verstiehn Se nee, Herr Forr! Mein Vater hat gesoffen und ist in guter Gesundheit achtzig Jahr alt geworden, und ich gedenke bis zu meinem neunzigsten Jahre zu saufen. Ich bin jetzt sechzig Jahre durch, habe in meinem Leben noch keinen Strumpf an die Füße bekommen, weiß nicht, was Krankheit, was Zahnweh, was Reißen heißt, und habe Kräfte wie ein Bär. — Übrigens hatte er noch eine dritte Lebensfreude (die zarteren Freuden: Weib und Kinder, werden als selbstverständlich oder aus einem gewissen Schamgefühl nicht erwähnt): das Orgelspiel. Er war sehr tüchtig im Generalbaß — andre als bezifferte Stücke mochte er gar nicht spielen —, vertrat manchmal den Kantor in der Kirche und hatte sich selbst an Winterabenden ein Positiv zusammengeboffelt, auf dem er manchmal ein Stündchen herumfingerte. Als Franzens Frau starb, versöhnten sich die Brüder. Das Ereignis traf glücklicherweise in die geeignetste Zeit, um Fasching, wo sie mit dem Dreschen fertig waren und noch nicht aufs Feld hinauskonnten; so saßen sie denn jeden

Mittag und Abend zusammen, und zwar bei Gottlieben, wo es ihnen die Frau gemüthlich machte, zur Freude von Franzens Söhnen, die sich unterdessen mit den Mägden vergnügten, begossen die Versöhnung und gingen selig zu Bett. Der Bauer hatte weit weniger Geist als sein Bruder Gottlieb; er war ein beschränkter Kopf ohne allen Humor und zeigte wie die meisten beschränkten Köpfe gewöhnlich ein trübselig ernstes Gesicht. Er hielt es für Vaterpflicht, allwöchentlich einmal seine beiden Jungen durchzuwachsen, auch als sie schon nahe an den zwanzigen waren. Der eine sagte ihm bei solcher Gelegenheit einmal — ohne Erregung, langsam und mit dem bedächtigen Ernste, der des Vaters ernstem Thun entsprach: Voater, stott das dumma Priegelns kennt' Er uns eegentlich lieber amol a Boar neue Laderhosa keefa, doß mer nee wie die Bogelscheecha rimloosa. Grüttner Franze war mein Leibkutscher. Er hatte einen elenden Wagen und ein paar dicke faule Pferde, aber er machte es billig. Die Gäule ließ er laufen, wie es ihnen beliebte, nie hat er ihnen einen Schlag versetzt. Der eine der beiden Gäule hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit stehn zu bleiben — der andre blieb dann natürlich mit stehn — und anhaltend den Kopf zu schütteln, was wohl eine Art Krankheit sein mochte. Grüttner beschränkte sich in solchen Fällen darauf, gut zuzureden: Nu do gieh og; hü, hü, nu do gieh og, Brauner, gieh og, gieh! Das eine mal dauerte die Kunstpause so lange, daß ich fürchtete, zu spät zu kommen — ich hatte in Neudorf am Gräditzberge eine Beerdigung abzuhalten —, und mich auf die Strümpfe machte, zum großen Jammer des lahmen Kantors, der nun hinter mir drein hinken mußte. Führen wir nordwärts, so ging es auch nach Vollendung der neuen Raßbachbrücke durchs Wasser, selbst wenn der Bach angeschwollen war; er wäre

Lieber mit samt den Braunen ersoffen, als daß er den Silbergrofchen Brückenzoll erlegt hätte. Ein rationeller Landwirt war er nicht, der Franze, und reich konnte er nicht werden; seine Kühe sahen schlecht aus; aber zu Grunde gehn konnte er auch nicht, denn fleißig war er, und er gab nicht mehr aus, als er einnahm; er gab außer den Steuern und dem Gefindelohn überhaupt nichts aus. Einmal, als wir bei einem stattlichen Hofe vorbeifuhren, sagte er, mit der Peitsche auf die blinkenden Fenster des Oberstockes weisend: Sie der Heher, der hot ene gude Stube, und hot su scheene Sachen drinne wie die Stoadtleute, und hot gor en Fliegel; dos poßt sich nee fier en Bauer. Als er mich nach dem Tode seiner Frau zum erstenmale wieder fuhr, war er noch trübseliger als gewöhnlich und sehr nachdenklich. Wir waren lange Zeit schweigend gefahren, da hielt er plötzlich die Pferde an, drehte sich um und sagte furchtbar ernst: Soan (sagen) Se amol, Herr Forr, kinn (können) Se schloofen? — Warum soll ich nicht schlafen können? — Ich duchte halt asu, weil Se olleene schloofen; ich koan nu nimme schloofen, seit ich keene Mutter meh (mehr) im Bette hoa.\*)

Das freundnachbarliche Anerbieten Gottliebens und des Stellmachers nahm ich natürlich mit Dank an, war aber im Zweifel, ob man solchen Grundbesitzern ein Trinkgeld geben könne, ohne sie zu beleidigen, und ging zum Kantor, dessen Häuschen hinter der Kirche liegt, um ihn zu befragen. Der lachte nicht wenig und sagte: Merken Sie sich ein für allemal, daß es Ihnen

\*) Ein achtzigjähriger Mann aus einer andern Pfarrei kam zu mir zur Beichte, weil er es seinem Pfarrer, mit dem er übrigens verwandt war, nicht verzeihen konnte, daß er ihm nach dem Tode der Frau die beabsichtigte Wiederverhehlung bereitet und ihn so zur Sünde gezwungen hatte. Damals, sagte er, war ich erst siebzig, da war ich noch ein anderer Kerl! Er war mit achtzig noch vollkommen rüstig.

auf dem Dorfe kein Mensch, und mag's der Großbauer sein, übel nimmt, wenn Sie ihm einen Böhmen schenken. Das habe ich dann auch reichlich Gelegenheit gehabt wahrzunehmen, und außerdem noch, daß die Landleute, weit entfernt davon, sich durch Geschenke beleidigt zu fühlen, solche vielmehr gleich den altorientalischen und altgermanischen Königen als eine Ehre betrachten. Drei Wochen nach meiner Ankunft feierte mein jüngster Bruder seine Primiz bei mir. Während des Hochamts wollte der Kirchvater ein Opfer für ihn sammeln; das verwehrte ich ihm, weil es mir wie eine unanständige Bettelei vorkam. Da sagte der Mann ganz verblüfft und entrüstet: Was soll man von Ihnen denken, daß Sie Ihrem Herrn Bruder nicht mal die Ehre gönnen! An Weihnachten dann theilte ich den Schulkindern die stiftungsgemäßen Weihnachtsgaben aus. Nur drei, der Sohn des Schmieds und die beiden Töchter des Pferdehändlers bekamen nichts, weil sich ihre Eltern in guten Verhältnissen befanden. Da führte die Mutter der beiden Mädchen beim Kantor Beschwerde. Es ist doch häßlich, sagte sie, daß er unsern Mädchen nichts gegeben hat; und wenns nur zwei Groschen gewesen wären, man hätte sich doch die Ehre gerechnet! Später, als ich wahrnahm, wie sich unsre Bauern für diese Auffassung nicht bloß auf die altorientalischen Fürsten, sondern auch auf neugermanische hohe Kreise berufen können, sind mir manchmal Zweifel darüber aufgestiegen, ob wir kleinbürgerlichen Leute, die wir uns nichts schenken lassen wollen, nicht vielmehr große Esel als feinfühlige, ehrliebende Menschen genannt zu werden verdienen.

Und noch eins, fügte der Kantor hinzu, merken Sie sich. Wollen Sie im Dorfe angesehen sein und mit den Leuten auf freundschaftlichem Fuße stehen, so müssen Sie stets eine große Bulle Gemengten

(Schnaps) im Schranke stehen haben und jedem, der bei Ihnen zu thun hat, ein Glas einschenken. Dieser Rat kam mir nun zwar höchst anstößig vor, aber ich befolgte ihn doch, und Gottliebens gute Lehren, die Seligkeit, die mir aus den verklärten Gesichtern der alten Weiber entgegenleuchtete, wenn sie ein Glas Schnaps kriegten, und das ganze Dorfleben überwandten sehr bald alle meine Bedenken. Mit Dorfleuten hatte ich ja, als geborner Kleinstädter, schon in der Kindheit verkehrt, noch mehr auf meinen bisherigen Stationen, wo überall ländliche Gemeinden eingepfarrt waren, aber als Kind versteht man nicht zu beobachten, und später hatten mich die Vorurteile des Bücherwurms und des Theologen nicht selten zu falschen Urteilen verführt. Jetzt war ich von der Narrheit befreit, aus Büchern erfahren zu wollen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und die Theologie war mir ein Greuel. Jetzt fand ich, daß probieren über studieren gehe, und daß es kein vernünftigeres Leben gebe als das Bauernleben. Demgemäß berichtigte ich auch den amtlich überkommenen Begriff der Volksfittlichkeit, worin das Wort Volk die Kleinbürger, Bauern und Lohnarbeiter bezeichnet. Man versteht darunter bekanntlich, daß die Leute fleißig, ordentlich und sparsam sind, nicht spielen, nicht trinken, keine geschlechtlichen Sünden begehen und nicht stehlen. Der Begriff ist ja nun im allgemeinen richtig; irrig ist bloß die Auffassung, wonach sich diese Art Volksfittlichkeit mit der christlichen Moral decken soll (in Wirklichkeit ist diese bürgerliche Moral immer und überall dieselbe gewesen, nicht bloß bei Christen, sondern auch bei Juden, Griechen, Römern, Chinesen, Indern und Türken), und die Meinung, es geschehe dem Volke ein Dienst damit wenn man jene Moral möglichst rigoros auffaßt und zugleich erzwingt. Dort, wo die wirtschaftlichen Be-

dingungen dafür vorhanden sind, ergiebt sie sich ohne geistliche Beihilfe und ohne obrigkeitlichen Zwang ganz von selbst, und will man sie dort, wo diese Bedingungen fehlen, erzwingen, oder dort, wo sie vorhanden ist, einen über das Maß der durchschnittlichen sittlichen Kraft hinausgehenden Grad erzwingen, so richtet man nur Unheil an. In Beziehung auf Fleiß, wirtschaftliche Ordnung und Sparsamkeit ließen die Harpersdorfer gar nichts zu wünschen übrig, wie die Bewohner aller der wohlhabenden und glücklichen Dörfer\*) ringsum; sie waren in dieser Beziehung so, wie die Bauern aller Länder und Zeiten, die Bauern des Homer und des Aristophanes, des Cato, Virgil und Juvenal, die chinesischen, indischen und türkischen Bauern gewesen sind und noch sind, so lange sie nicht durch Krieg oder verkehrte Regierungsmaßregeln oder Steuer- und andern Druck in ihrem Wirtschaftsleben gestört oder gar zu Grunde gerichtet werden. So unveränderlich wie die Natur der Biene und der Ameise ist die des Bauern. Man sollte meinen, der Militär- und Schuldrill, das Zeitungslernen, die zahlreichen städtischen Einflüsse, die den heutigen Bauern bestürmen, die müßten seine Natur schon längst von Grund aus verändert haben; aber mit wunderbarer Zähigkeit hat er bis jetzt noch diesen zersetzenden Einflüssen Stand gehalten. Zwar fand Riehl schon vor dreißig Jahren, daß die bädischen Bauern eigentlich keine Bauern mehr seien, und es ist wahr, sie tragen Vatermörder, sie reden einander Herr Bürgermeister und Herr Gemeinderat an, sie thun furchtbar gebildet und vor allem, sie sind „liberal“ und „aufgeklärt“; aber als Landwirte sind sie trotz alledem den uralten bäuerlichen Grundsätzen und Gewohnheiten treu geblieben und zeigen den allbekanntem

---

\*) Siehe: Weber Kommunismus noch Kapitalismus S. 172.

Bauerncharakter. Also fleißig, wirtschaftlich und sparsam bis zum Geiz\*) waren die Harpersdorfer wie alle Bauern der Welt. Ein liederlicher Wirt war eine solche Seltenheit, daß man mit Fingern auf ihn zeigte, denn das ist auch ein Vorzug des Landlebens, jedermann weiß, wie es um jedermanns Wirtschaft steht, sieht man es doch an seinem Acker, seinem Garten, seinem Vieh, seinen Gebäuden, seinen Geräten und bei einem Blick in seinen Hof. Ich erinnere mich aus den vier Jahren meines Harpersdorfer Aufenthalts nur eines einzigen schlechten Wirts, und das war unglücklicherweise der Halbbauer meiner kleinen Gemeinde. Er war eigentlich nicht liederlich, sondern bloß unaussprechlich dumm. Er mußte in seiner Jugend einmal auf den Kopf gefallen sein, denn von Natur sind dort die Leute nicht dumm. Ich machte ihm einmal Vorstellungen; da antwortete er: Nu sahn Se og, Herr Forr, ich bien halt noch jung, mit der Zeit werds wull besser warn; bei Jhn stieht ja o (auch) noch nee olls im schinnsta (schönsten) Flore. Es wurde aber nicht besser; er büßte seinen kleinen Hof ein und mußte sich als Knecht verdingen. Als ich ihm das erstemal nach diesem Wandel begegnete und nach seinem Befinden fragte, antwortete er, mit seinem ganzen breiten Gesichte lachend: Gutt gieht mersch, Herr Forr! Sufte (sonst) mußte ich jeden Sunnobend a poar Thoaler Bohn auszoahlen, und icht krieg ich Sunnobends en Thoaler. Der reine Hans im Glück! Hazardspiele waren unbekannt. Branntwein trank jeder, und bei

\*) Doch konnten sie unter Umständen auch freigebig sein: als der neue Pastor einzog, fand er seine gute Stube sehr schön ausmöblirt. Die benachbarten Probsthainer beschloßen eines Tages, ohne jede Anregung von oben, ein neues Schulhaus zu bauen, und zwar müsse dieses das schönste Haus im Dorfe werden. Es fiel auch sehr stattlich aus.

festlichen Gelegenheiten heiterte man sich an, aber einen Trunkenbold gab es nicht.

Alle geistlichen Predigten, alle gelehrten Abhandlungen der Mediziner über die Wirkungen des Alkohols und alle Kriminalstatistiken machen mich an der aus dem Leben geschöpften Überzeugung nicht irre, daß ein dem Lebensalter, der Körperkonstitution und der Lebensweise angemessener Alkoholgenuß nicht nur nichts schadet, sondern der Gesundheit zuträglich ist. Verwerflich ist es natürlich, Kindern Schnaps zu geben oder junge Leute zum regelmäßigen Schnapsgenuß zu verführen. Von selbst, ohne Verführung, verfallen sie gar nicht darauf; ihrem eignen Geschmack überlassen, werden sie Wasser, Milch, Limonade, leichtes Bier vorziehen. Wenn junge Leute ganz allgemein alkoholhaltige Getränke genießen, oder wenn Stubenocker regelmäßigem Schnaps- oder Biergenuß ergeben sind, der ihnen nicht taugt (den Schneider verdirbt's, den Schmied kuriert's!), so kommt das gewöhnlich daher, daß es ihnen an dem Getränk fehlt, das ihre Natur verlangt. Jedes Alter, sagte ein alter frommer Gymnasiallehrer, wenn er sein Schöppli trank, soll das trinken, was ihm zukommt: das Kind Milch, der Jüngling Bier, der Mann Wein, der Greis Schnaps; mit der abnehmenden natürlichen Wärme muß natürlicherweise die künstliche Wärmezufuhr steigen. Außer dem Lebensalter kommt selbstverständlich auch die Lebensweise in Betracht. Dieselbe Menge Alkohol wirkt sehr verschieden, je nachdem sie bei großer körperlicher Anstrengung im Freien oder beim Sitzen in einem schlecht gelüfteten Zimmer genossen wird. Werden vier bis sechs Gläser Bier beim Stillsitzen getrunken, so schadet die Überladung des Magens mit Flüssigkeit noch weit mehr als der Alkoholgehalt, während dieselbe Menge wohlthätig wirkt, wenn sie z. B. bei einer anstrengenden Fuß-

partie im Sommer, bloß zum Ersatz des vergossenen Schweißes dient. Den Südländern braucht niemand Mäßigkeit zu predigen; mitten im Wein drin sitzend, bleiben sie die mäßigsten aller Menschen und kühlen ihre Eigenwärme mit Eiswasser und Fruchtsäften. In den nördlichen Ländern, wo das Einheizen nötig ist, sind es außer dem Proletarierehend besonders zwei Ursachen, die immer wieder zeit- und stellenweise zur Überschreitung des Maßes im Alkoholgenuß drängen. Die eine ist das Wetter, das an 200 von 365 Tagen die Erholung im Freien entweder unmöglich oder unangenehm macht und dazu zwingt, sie in geschlossenen Räumen zu suchen. Da nun zur Erholung auch die Geselligkeit gehört, die Wohnungsverhältnisse bis hoch in den Mittelstand hinein nicht darauf eingerichtet sind und die Stätten gemeinsamer kostenloser Erholung, für die bei den Griechen und Römern trotz des mildern Klimas so reichlich gesorgt war, bei uns gänzlich fehlen (von allen deutschen Städten hat das einzige München in seinen Arkaden eine freilich viel zu kleine Wandelbahn für Regenwetter, und die Berliner Passage ist doch nur eine armselige Nachahmung der Galleria Vittorio Emanuele in Mailand), so bleibt dem Deutschen nichts übrig, als bei schlechtem Wetter in die Aneipe zu flüchten, und die Gewohnheit bewirkt dann, daß er es schließlich auch bei gutem thut. Ich pflege bei schlechtem Wetter ein halbes Stündchen in einer Bahnhofshalle zu wandeln, das wird wohl aber nicht mehr lange geduldet werden, wenn die Humanität der Bahnverwaltungen in der angenommenen Richtung fortschreitet. Als Vorzeichen sehe ich es an, daß seit einem Jahre die Bänke aus der Halle verschwunden sind, auf denen es sich früher die Reisenden vierter Klasse bequem machen konnten. Die englischen Volkspaläste, die deutschen Vereinshäuser sind Anfänge,

aber eben nur schwache Anfänge einer Fürsorge für das Volk in dieser Beziehung. Daß nun in unserm Klima die Gastwirte mit alkoholischen Getränken bessere Geschäfte machen als mit Limonade und Eis, versteht sich von selbst, und so verstärkt ein Grund den andern. Das andre ist die Ehrfurcht vor den Leistungen des starken Trinkers, die der gebildeten Jugend durch weisevolle Trinkgebräuche und unzählige Dichtersprüche anerzogen wird. Von der Berechtigung der poetischen Verklärung des Weintrinkens als einer Quelle geistiger Anregung habe ich früher schon gesprochen; was aber die Ehrfurcht vor dem starken Trinker betrifft, so leidet die meistens an einer bedauerlichen Unklarheit; sie gilt nämlich gewöhnlich der starken Leistung, während nur die starke Konstitution darauf Anspruch hat. So lange selbst bei den zivilisirtesten Völkern die Hochachtung nicht auf das Verdienst beschränkt, sondern auch unverdienten Vorzügen: der hohen Geburt, dem ererbten Reichthum, der Schönheit und Körperkraft gezollt werden wird, so lange wird man auch den Mann ehrfurchtsvoll bewundern, dem der Genuß von drei Litern starken Weines weder die Klarheit der Gedanken trübt noch die Füße zum Wanken bringt. Dagegen verdient ein Mensch, der gewohnheitsmäßig oder auch nur öfter mehr trinkt, als er verträgt, nicht Achtung, sondern Verachtung. Man wird es daher zwar dem deutschen Jüngling nicht verargen dürfen, wenn er seinen Leib auch in dieser Beziehung auf seine Tragkraft prüft, und wenn dabei einige Proben mißlingen, aber man muß ihm sagen, daß, nachdem er sein Maß gefunden hat, fernere Überschreitungen grobe Pflichtverletzung sind, und daß ihm täglicher reichlicher Biergenuß auch dann schadet, wenn die Berauschung vermieden wird. Ich lasse daher die Trunkenheit auch nicht als mildernden Umstand bei Verbrechen gelten: wer sich mit

Bewußtsein seines Bewußtseins beraubt, der ist für alle Folgen verantwortlich, und ich billige es, daß man Trunkenbolde unter Vormundschaft stellt; sobald ein Familienvater durch Trunk seine Familie zu ruinieren anfängt, sollte bei Wohlhabenheit die Vermögensverwaltung der Frau übergeben, bei Armut der Mann zwangsweise zur Arbeit angehalten und der Möglichkeit, Geld auf Branntwein zu vergeuden, beraubt werden. Dagegen halte ich die auf gänzliche Ausrottung des Alkoholgenusses gerichtete Bewegung für unsinnig und schädlich. Für unsinnig deswegen, weil ihre Übertreibungen mit der ganzen Weltgeschichte und mit der täglichen Erfahrung im Widerspruch stehen. Auf Noahs Rausch sind Milliarden Rausche gefolgt; trotzdem ist das Menschengeschlecht nicht ausgestorben, hat in den 5000 Jahren, die seitdem allermindestens verflossen sind, gar manchen Puff ausgehalten und vermehrt sich jetzt in so bedenklicher Weise, daß der Malthusianismus täglich neue Anhänger gewinnt. Und daß mäßiger Alkoholgenuß ein Volk nicht degeneriert, beweist das Aussehen der Männer der höchsten Stände, die fast ausnahmslos täglich Wein trinken. An der proletarischen Entartung sind die bekannten Ursachen schuld, zu denen allerdings gewöhnlich der Alkoholismus, das Verderben beschleunigend, hinzutritt. In den Zeiten unvernünftigster und unanständigster Unmäßigkeit, so von 1500 bis 1700, wäre eine großartige Mäßigkeitsbewegung angezeigt gewesen, heutzutage aber ist eigentlich nur noch der übermäßige Biergenuß mancher Studentenverbindungen bedenklich. Wo in Proletariertreisen der Schnapsteufel Unheil anrichtet, da können nicht Mäßigkeitsvereine helfen (sie haben, trotz der aufopfernden und wahrhaft heldenmütigen Thätigkeit ihrer Begründer, auch in Oberschlesien auf die Dauer nicht geholfen), sondern nur jene durchgreifende An-

derung der wirtschaftlichen Lage des Proletariats, die schon zu oft beschrieben worden ist, als daß es nötig wäre, sie noch einmal zu beschreiben. Von bäuerlichen Kreisen sind mir nur einige Weingegenden bekannt, wo am Sonntagabend die ganze Gemeinde berauscht ist, aber da betrinken sie sich eben nicht an Schnaps, sondern an Wein. Daß von Bauern dem Schnaps im Übermaß gehuldigt wird, kommt wohl nur in verarmten Gegenden vor, wo also wiederum nur eine durchgreifende Umgestaltung der wirtschaftlichen Lage helfen kann. Daß von den sogenannten gebornen Verbrechern sehr viele Alkoholiker zu Vätern haben, glaube ich gern, denn verkommene Proletarier sind fast immer auch Alkoholiker. Aber nicht sowohl deswegen sind die Kinder verdorben, weil ihre Väter Schnaps getrunken haben, als weil sie einem ungeunden Stamm entsprossen und in einer verpesteten Umgebung aufgewachsen sind. Das durch Alkoholgenuß zerrüttete Gehirn ihrer Väter ist nur ein Teil der unglücklichen Erbschaft, die sie angetreten haben, und deren Wucht sie ins Verderben ziehen mußte. Auch dieses glaube ich gern, daß von den Verbrechern, die alljährlich abgeurteilt werden, sehr viele auf Rechnung des Alkoholgenusses kommen, aber der ursächliche Zusammenhang zwischen Rausch und Verbrechen ist nicht so zu verstehen, als ob der Rausch zu allen möglichen Schandthaten aufgelegt machte, sondern er hebt nur die Selbstbeherrschung auf, und das ist allerdings ein Unglück für den Armen in einer Zeit, wo er einer beinahe übermenschlichen Selbstbeherrschung und der gespanntesten Aufmerksamkeit bedarf, um nicht in eine der unzähligen Fußangeln, die seinen Weg umstellen, hineinzutappen.

In Harpersdorf war die Bevölkerung, obwohl jeder sein Glas trank, kerngesund, die Frauen, Mädchen und Kinder waren bildhübsch, die Männer

tüchtig, und die Tagelöhnerinnen, denen ein kleiner Schnaps- oder Groggenuß als höchste Seligkeit galt, wurden neunzig Jahre alt und jammerten, daß sie unser Herrgott gar vergessen zu haben scheine. Ich selbst habe in jüngern Jahren nur ausnahmsweise Bier und Wein getrunken, hie und da, z. B. auf Ausflügen, einen Likör oder ein Gläschen Korn. Mit zweiundvierzig Jahren kam ich nach Süddeutschland, und da ich ein paar Jahre hindurch im Gasthause aß, war ich täglich gezwungen, Bier oder Wein oder beides zu trinken. Später habe ich, je nach Umständen, abwechselnd die Milch- und Wasserdiät oder die Wein- oder Bierdiät beobachtet und mich, obwohl von schwächlichem Körperbau und mit einem schwachen Magen behaftet, bei allen Arten von Diät gleich wohl gefühlt. Man soll die jungen Leute anleiten, ihrer Natur zu folgen, d. h. dem Körper zu gewähren, was ihm heilsam, und zu versagen, was ihm schädlich ist. Was aber heilsam und schädlich sei, das erkennt man an der Arbeitsfähigkeit, die täglich ungeschwächt erhalten werden muß; und das Heilsame und Schädliche ist nicht für alle und unter allen Umständen dasselbe. Die Menschen zur Selbständigkeit erziehen, das ist auch in dieser Beziehung unendlich viel mehr wert, als sie zu Schafen zu machen, die jedem Leithammel oder Heiland nachlaufen; sind doch nach den Temperenzlern, Vegetarianern und Wasserfanatikern schon andre gekommen, die uns sagen, Baumfrüchte seien die einzige naturgemäße Nahrung, weil unsre Vorfahren Affen gewesen seien; muß doch jeder solche Unsinn „wissenschaftlich“ begründet werden. Ich meine, jeder soll essen und trinken, was ihm schmeckt und gut bekommt, wenn er das Geld dazu hat, und soll sich nicht mit diätetischen Grübeleien zum Hypochonder machen; kein Chemiker, Physiologe und sonstiger Mann der Wissen-

schaft kann uns so gründlich belehren und so zuverlässig leiten, wie unser eignes Befinden. Natürlich kann nur der wirtschaftlich Unabhängige so selbständig handeln. Aber nicht bloß für unsinnig, sondern auch für schädlich halte ich die übertriebne Agitation gegen den Alkohol. Was immer für Lebenszwecke auch die Theologen, Moralisten und Staatsmänner dem Menschen aufdrängen mögen, dieser hat keinen andern Daseinszweck als sein eignes Glück. Einen höhern und höchsten Lebenszweck mag der Mensch immerhin als Christ und Patriot im Auge behalten, aber fürs Handeln giebt der nicht den Ausschlag. Wäre es anders, so würden sich die Geistlichen nicht um die besten, sondern um die schlechtesten Stellen reißen und niemals eine Gehaltsaufbesserung verlangen. Die Bestandteile des Glücks sind bei den verschiednen Menschen sehr verschieden, und der Gebildete und Wohlhabende erfreut sich einer reichen Fülle solcher Bestandteile, während dem gemeinen Manne nur wenige zur Verfügung stehen. Wenn nun schon der vornehme Mann auf die Verbesserung und Hebung seiner Stimmung durch einen Trunk nicht ganz verzichten mag, welche Grausamkeit würde es da sein, diesen Glücksbestandteil dem gemeinen Manne zu entziehen! Will man ihm etwas gutes erweisen, so Sorge man nur für einen bessern Stoff und liefere ihm Wein statt Schnaps! In der Stadt und in den Industriebezirken hätte ja noch sehr viel andres für das Glück der Bevölkerung zu geschehen, die Häuslichkeit und die Räume für Geselligkeit und Erholung wären so zu gestalten, daß der Alkohol keine wesentliche Bedingung mehr für die Gemüthlichkeit wäre, auf dem Lande aber ist weiter nichts nötig, als daß man die Leute ungeschoren läßt. Es läßt sich nichts widerlicheres denken als die Zustände in den nordamerikanischen Temperenzstaaten: diese Herr-

schaft dummer Fanatiker und Fanatikerinnen, diese Heuchelei, mit der der heimliche SUFF verborgen wird, diese groben Betrügereien, mit denen die unvernünftigen Verbote unter Beihilfe der Behörden umgangen werden, und schließlich die entsetzliche Öde eines wirklich nüchternen Volkes, das weder durch Kunst, noch durch Wissenschaft, noch durch edlere Leidenschaften, noch vom Weine, sondern nur noch durch den Kurs der Aktien aufgeregt wird! Alle großen Entschlüsse werden im Rausche der Begeisterung gefaßt, der freilich kein Weinrausch zu sein braucht, den aber ein Glas Wein auch nicht beeinträchtigt. Die Ausführung dann freilich erfordert einen klaren Kopf, aber die Köpfe sind verschieden; der des Sokrates war noch klar, wenn schon alle seine Schüler unter dem Tische — oder vielmehr bewusstlos auf ihrem Trinksöfa lagen. Und haben sich Luther, Goethe, Bismarck mit Wasser begnügt? Man denke sich bei allen patriotischen Festen und Kommersen, bei allen Parteiversammlungen, bei allen Hochzeiten und Bällen der vornehmen Welt, bei allen Hofgesellschaften die Tische mit nichts als Wasser und Buttermilch versehen — ein wie andres Gesicht würde die ganze Gesellschaft und auch die Politik annehmen! Weit stiller würde es zugehen im alten Europa, aber würde viel klügeres und besseres dabei herauskommen?

In geschlechtlicher Beziehung herrschte nicht jene Zügellosigkeit, die beim pommerschen Hofgängerwesen, in den ergastulis mancher Großgrundbesitzer und vielleicht auch in manchen verarmten und deshalb verlotterten Bauernschaften Westdeutschlands unvermeidlich sein mag, aber natürliche Dinge wurden mit der den Naturkindern eignen Unbefangenheit besprochen, alte franke Frauen enthüllten einem, wenn man nicht heftig abwehrte, ihre verborgnen Schäden, und wenn die Jugend einmal die Grenze des Erlaubten über-

Schritt, so machte man nicht viel Aufhebens davon. Das Familienleben litt darunter nicht im mindesten. Unglückliche Ehen bildeten eine seltene Ausnahme. Auf dem Lande weiß man es ganz genau, nicht bloß wie es um eines jeden Wirtschaft, sondern auch wie es um eines jeden Ehe steht. Stimmen ein Paar Eheleute nicht mit einander, so sagen sie sich das von Zeit zu Zeit so laut und so deutlich, daß es nicht allein das Gesinde, sondern auch die Nachbarschaft hört. Ihr Zermürfnis vor der Welt zu verbergen und einander in der Gesellschaft Artigkeiten zu sagen und Aufmerksamkeiten zu erweisen, fällt ihnen gar nicht ein. Die Ehe ist bei der Bauerschaft so tief und fest gewurzelt, daß sich die Gesetzgeber alle Sorge und Mühe darum ersparen können. Der deutsche Bauernhof ist nicht denkbar ohne Kuhstall, und der Kuhstall kann auf die Dauer nicht gedeihen ohne Bäuerin. Auch ist eine Hausfrau nötig, die für den Bauer und das Gesinde die Mahlzeit bereit hält, wenn sie vom Felde kommen,\*) und endlich muß der Bauer einen rechtmäßigen Sprößling haben, dem er den Hof vererbt. So ist die Notwendigkeit der Ehe und zugleich eine Arbeitsteilung gegeben, die von vornherein ein gesundes Verhältnis zwischen den beiden Gatten begründet. Die Kleinbäuerin muß sogar mit dem Mann aufs Feld und bei allen Verrichtungen, die zwei Personen erfordern, den Knecht ersetzen. Zu Mittag geht sie eine Stunde vor dem Manne heim, um Feuer anzumachen und die Kartoffeln „zuzusehen,“ denn die sind, außer Sonntags, die tägliche Kost, weil die Frau keine Zeit hat, Fleisch zu kochen oder zu braten. So ziehen sie buchstäblich an einem Joche mit einander und ge-

---

\*) Unsere heutigen Herren „Rustikalen,“ die sich schämen würden, selbst hinter dem Pfluge zu gehen, sind keine richtigen Bauern mehr.

wöhnen sich an einander wie ein Gespann Pferde, Kühe oder Ochsen. Beim städtischen Kleinhandwerker erzeugt die Zusammenpferchung von Mann, Weib, Kindern und Lehrlingen in einen engen, ungemüthlichen Raum bei unerfreulicher Arbeit oft eine so giftige Stimmung, daß des Gekreises und Gerauschs kein Ende ist. Auf dem Lande, wo sich alles im Freientummelt, kann eine solche Stimmung gar nicht aufkommen. Nur in der Zeit zwischen Ausbruch und Frühjahrbestellung findet sich manchmal üble Laune ein, die man wohl mit Schnapsglas und Kartenspiel zu vertreiben sucht, und will der Winter nicht weichen, dann schauen Bauer und Bäuerin unzähligemal verdrießlich und sehnsüchtig zum Fenster hinaus. \*) Leider ist die Winterruhe länger und öder geworden, seit zuerst das Spinnrad und dann sogar der Dreschflegel den Abschied bekommen haben. Das überhandnehmende Zeitungs- und Bücherlesen schafft einen Ersatz von zweifelhaftem Werte. Jene feinem Seelenregungen, Einbildungen, Grillen und — Dummheiten, die dem Romanschreiber den Stoff für Verwicklungen liefern, sind in der Bauernwelt nicht vorhanden. Ernste Zerwürfnisse treten daher fast nur dann ein, wenn der Mann ein Wirtshausläufer, oder die Frau eine schlechte Wirtin, oder eins von beiden untreu ist, und das kam eben in jener Gegend selten vor. Bloße Temperamentsfehler müssen schon sehr arg sein, wenn

\*) Manchen behagt doch auch die Winterruhe. So lernten wir erst kürzlich wieder eine Kleinbauernfamilie kennen, die sich gar nichts besseres wünscht, als bei gemüthlichem Geplauder um den Tisch herumzusitzen. Die Frau pries das Glück des Landlebens und sagte u. a., da von der Verlobung einer ihrer Töchter die Rede war: Ich sehe schon lieber einen jungen Bauer ins Haus kommen, als einen Unteroffizier oder Feldwebel. Man möchte rasend werden über die frechen Lügen des Bundes der Landwirte und der von ihm abhängigen oder eingeschüchterten Zeitungen, wenn man die wirklichen Zustände unsrer Bauernschaft kennt.

sie bei der häuerlichen Lebensweise und Dickfelligkeit die Gatten auseinanderbringen sollen.

Die zarten Blümlein der Sentimentalität gedeihen nun freilich nicht auf diesem Boden, wohl aber manchmal eine starke Liebesleidenschaft\*) und sehr oft rührende Anhänglichkeit und Treue, namentlich bei solchen Paaren, die jung geheiratet haben, denn nur solche leben sich ganz in einander ein. Es kommt wohl vor, daß, wenn ein solcher Philemon krank wird, seine Baucis sich zu ihm ins Ehebett legt und sich mit ihm versehen läßt, weil sie überzeugt ist, daß sie „den Vater“ nicht überleben wird. Ein Musterehepaar waren auch mein Kirchvater Jäkel und „Seine.“ Er, der Christian, ein unansehnlicher Mann mit einem von vielen Falten durchfurchten Gesicht und in vorsintflutlicher Kleidung. Großartig sah er in seinem schiefergrauen Sonntagsrock aus, dessen Schöße bis auf die Erde reichten, und dessen Puffärmel den Neid unsrer fünfundneunziger Dämchen erregt haben würden. Quer über den Rücken lief ein Riß — es muß ein starker Nagel gewesen sein, der dieses filzartige Tuch zu zerreißen imstande gewesen war —, den „Seine“ mit gelbgrauem Bindfaden zugenäht hatte; in kühnen Stößen war ihre heugabelgewohnte Rechte mit dem ungewohnten winzigen Instrument hin- und hergefahren, und kreuz und quer, *эвѣа иаи эвѣа*, lagen die Stiche umher wie eine aztekische Inschrift. Sie nun, die Kathrin (auf der ersten Silbe zu betonen), war ein äußerst

\*) Die zu einem tragischen Ende führt, wenn sie nicht in der Richtung der Familienpolitik liegt. Diese giebt bekanntlich meistens den Ausschlag. An einem andern Orte erfuhr ich einmal, daß der Bräutigam, den eine Familie der Gemeinde für die Tochter, ein braves und schönes Mädchen, ausgesucht hatte, grundhäßlich und dabei ein Säufer, Spieler u. s. w. sei. Als ich der Mutter mein Bedauern darüber aussprach, erwiderte sie: I nu, wenn o (auch) der Kerl nißt taugt, kriegt se doch a schie (schönes) Gutt.

schmuckes Weib mit einem Teint wie Milch und Blut, Grübchen in den roten Wangen und stets heiter lachend neben ihrem Brumbär von Christian, der zur Wahrung seiner Würde seine Gutmütigkeit und seinen Pantoffelgehorsam hinter einem möglichst grim-migen Gesicht zu verbergen suchte. Jedes war stolz auf das andre, und wenn sie mit einander in die Kirche gingen, so schielten sie verstohlen herum, sie, ob auch ihr Christian mit der schönen Naht, er, ob auch seine schöne Kathrin gehörig bewundert würde. Jeden Sommer kamen sie zweimal mit ihren Kühen, das Heu und das Grummet meines Obstgartens zu holen. Wenn sie aufgeladen hatten, tranken sie mit uns Kaffee. Und dabei machte die Kathrin jedesmal einen Wiß. Ehe sie die Butter anschnitt, gestikulirte sie vorher mit dem Messer herum, als fürchtete sie sich davor, und sagte mit schlaudem Augenzwinkern: Ich mag nämlich keene fremde Butter! (Sie war unsre Lieferantin; zwar war ihre Butter so furchtbar gesalzen, daß wir sie kaum essen konnten, und wir thaten uns daher manchmal ein Pfund vom Domi-nium an, aber ich habe es niemals übers Herz ge-bracht, ihr das zu sagen.) Und wenn ich nicht genug lachte, sie daher nicht recht sicher war, ob ich den Wiß begriffen hätte, gab sie mir einen Rippenstoß und fügte hinzu: Sie verstiehn doch, wie ichs meene? Dann erzählte sie die Lebensgeschichte ihrer Kühe, beschrieb deren Tugenden und Laster, berichtete, wies beim letzten Kalben hergegangen sei, und zum Abschiede sagte sie regelmäßig: Gott bezahls ooch fürs Heesutter und fürs Wasperbrut und für olls, unds übrige werd sich finden. Mit dem übrigen meinte sie die Bezahlung. Wegen deren mußte sich der Christian erst nach dem Marktpreise des Heues erkundigen, was gewöhnlich vierzehn Tage dauerte; dann brachte er das Geld und bewies vor der Heraus-

gabe in einem längern landwirtschaftlichen Vortrage, daß er nicht mehr als 25 Böhmen geben könne. Am zweiten Tage des Neujahrsumgangs nahmen ich und der Kantor bei den Leuten das Mittagsmahl ein. Wir hatten am Schluß unsrer Morgenpromenade ein paar Leute einer Nachbarrparrei zu besuchen, die ihrem parochus proprius zu weit entfernt wohnten, und da erschien denn der Christian jedesmal in einem dieser Häuser und drängte, wir möchten doch kommen, die Kathrin wär schon „ganz zwippelig“ (ungeduldig). Wenn wir dann beim Mahle saßen: Rindsbrühe mit Reis und Schweinebraten, und den wundervoll geratnen Braten lobten, da war der Christian doppelt stolz auf seine Kathrin, bemerkte aber auch — was wohl ein kleiner Stich aufs Herrenleben der Geistlichen sein sollte: Na ja, wenn mans alle Tage so haben könnte, das wäre wohl schön! Aber ein schrecklicher Hasenfuß war er, der Christian. Er selbst erzählte mir mit unfreiwilligem Humor, mein Vorgänger sei eines Sonntags Nachmittags fortgefahren und habe ihn als Wächter bestellt, damit des Nachbars Jungen nicht in die Pflaumen gingen. Da habe ich mich, berichtete er, mit einem Buche ins Sommerhaus gesetzt und die Thür zugemacht. Und richtig, kaum habe ich mich gesetzt, da steigen die verdammten Jungen über den Baun und schütteln und sacken sich alle Taschen voll. Aber glauben Sie, daß ich mich gerührt hätte? Nee, ich werd mich hüten und werd mir den Grüttnerbauer zum Feinde machen. Stockstill habe ich da drin geseffen, und erst, als die Jungen fort waren, habe ich mich wieder herausgeschlichen. Desto tapferer war er, wenn es die Ehre seiner „Mutter“ oder die Steuern galt. Einst kam er ganz aufgeregt zu mir. Denken Sie, was mir passieren muß. Kommt in meiner Abwesenheit der Weidlich ins Haus, und die Kathrin fragt ihn, was

er will, der aber spricht, das könne er ihr nicht sagen, er werde mich auffuchen. (Er wollte ihn anpumpen.) Will mir der Mensch etwas sagen, was die Mutter nicht wissen darf! Nein, denken Sie! Der Mutter eine solche Schande anthun! Nur einmal noch habe ich ihn so wild gesehen, als ihn der Schulze über sein Einkommen auszuforschen versucht hatte. Wertpapiere hatte er freilich nicht; der Vermögenszuwachs bestand darin, daß er bei Gelegenheit einen Ackerfleck hinzukaufte oder hinzupachtete! Die Thalerstücke, die er für sein Kirchenamt bekam (jährlich fünf), hob er in natura auf; ich habe sie alle noch, rühmte er sich bisweilen; es waren damals schon weit über hundert. Die Leute hatten kein eignes Kind, sondern nur einen angenommenen Sohn, eine oberschlesische Typhuswaise. Der Mensch war nun beinahe dreißig Jahre alt und diente als Knecht, ohne Aussicht auf Selbständigkeit. Er hatte seit sieben Jahren eine Braut, ein hübsches, tüchtiges Mädchen, das aber arm war und als Magd diente. Jedes Jahr kamen sie zweimal mit einander zum Abendmahl; sie waren ein stattliches Paar. Jäkels wollten von der Braut nichts wissen und waren unglücklich über das Verhältnis. Ihrer Meinung nach sollte der Franz in eine Stelle einheiraten. Denn ihm die eigne Stelle zu übergeben, daran dachten sie nicht, rüstig, wie sie noch waren. Ich werd mich hüten, pflegte Mutter Kathrin zu sagen, dem Sohne zu übergeben und mich ins Ausgedingestübel zu setzen; da hätt ich nichts mehr, und kein Mensch säh mich mehr an. Kann ich aber mit Thalern klappern, „do reecha (reichen) se mer olls, woß ich hoan (haben) wiel (will), zu a Fanstern rei.“ Die jungen Leute aber blieben einander unerschütterlich treu. Den Alten konnte man ihre Auffassung und Handlungsweise nicht verargen, die Jungen aber thaten mir leid. Es ist eben so manches, und

nicht am wenigsten dieses, im Leben häßlich eingerichtet.

So also stand es um die Wirtschaftlichkeit und Mäßigkeit und um die Ehe. Was den Diebstahl anlangt, so huldigte man in Beziehung auf Feld- und Gartendiebstähle der laxesten Auffassung. Als es im Frühjahr an die Bestellung des Gärtchens gehen sollte — wir hatten 1872 einen wundervollen Frühling, schon der ganze März war gleichmäßig warm und sonnig —, da beschlossen wir, u. a. auch Gurken und Zwiebeln anzubauen. Gurken verstanden sich von selbst; Zwiebeln aber, sagte meine Mutter, sind beim Händler sehr teuer; geraten sie, dachte ich, der Mitteilungen des alten Geizkragen (S. 279) eingedenk, so baut man im nächsten Jahre mehr an und immer mehr — und ich kalkulierte ganz wie Perrotte, sur sa tête ayant un pot au lait. — Gurken und Zwiebeln? sagte der Kantor kopfschüttelnd, die dürfen Sie nicht bauen, die stehlen sie Ihnen. — O das wäre der Kuckuck! Wir leben doch wohl hier in einem zivilisierten Staate! — Na, Sie werdens ja sehen.

Die Gurken gedeihen nur mäßig, und obwohl uns die Gartendiebe einige übrig ließen, beschlossen wir doch, in Zukunft darauf zu verzichten. Aber die Zwiebeln waren unser Stolz; so kolossale Zwiebeln, sagte meine Mutter, giebt's gar nicht mehr in der Welt. Sie steckten nämlich noch im Boden. Aber heute, sagte die Mutter eines Nachmittags, müssen sie herausgenommen werden; jetzt werden sie kaum noch wachsen; was meinen Sie, Herr Menzel? Der kam nämlich gerade zum Gartenthürchen herein. Menzel war eine sehr wichtige Persönlichkeit. Ein weißhaariger Mann mit rotem Gesicht und einer blauen Jacke. Er hatte Haus und Garten und tagelöhnete in den Stunden, die ihm seine Ämter frei ließen. Zunächst war er Botenmann und holte aus

Löwenberg und Schönau allerlei schöne Sachen, wie Bücher aus der „Bibliothek“ für die Gouvernante auf dem Oberhofe und den „Speisepuß“ (Kopfspuß) für die Frau Kantern, wenn sie zur Hochzeit oder zum Kindtaufen geladen war. Mir brachte er aus Löwenberg einmal im Jahre die Wachskerzen mit und außerdem jeden Montag ein ideales Gut, woran er nicht schwer zu tragen hatte: die Zeit. Nach der Löwenberger Uhr stellte ich meine, und darnach hatte dann der Kantor Mittag zu läuten; nach diesem Mittagläuten aber richtete sich das ganze Dorf. Der evangelische Küster nämlich — o weh, habe ich nicht gesagt, es hätte in Harpersdorf keinen Trunkenbold gegeben? jetzt fällt mir doch ein dunkler Fleck auf dem lichten Bilde ein — also der evangelische Küster war gewöhnlich im Thron und läutete bald um elf, bald um ein Uhr zu Mittag. Nun begab sich aber manchmal, daß Menzel Montags abends keine Zeit mehr hatte, zu mir zu kommen, und daß, da meine Uhren die Sucht hatten, vorzulaufen, das Glöcklein schon um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr ertönte. Da kam es denn manchmal zur Rebellion auf den Äckern des Niederhofes, ausgerückt waren die Leute um fünf Uhr nach dem Regulator des gnädigen Herrn, Mittag machen wollten sie nach dem Glöckchen, und der Herr von R. ließ mir dann manchmal sagen, ich möchte doch meine Uhr richtig stellen. Bedeutend einträglicher als das Botenamt war für Menzel seine Würde als Mediziner. Als er mich einmal mit verbundnem Gesichte traf, fing er an Fokusfokus zu machen. Ich lachte, und da er nicht aufhörte, fing ich an zu schelten, worauf er das Verfahren einstellte und ärgerlich sagte: Nun haben Sie den Segen zerstört! Gegen andre Leute hat er dann geäußert: Mit dem ist nicht richtig, er glaubt nichts. Mein Vorgänger allerdings hatte ans „Besprechen“ der Rose ebenso

fest geglaubt wie an die päpstliche Unfehlbarkeit. Aber nicht bloß die Rose und alle Geschwülste und Zahnschmerzen konnte Menzel besprechen, sondern er konnte auch messen, was noch weit wichtiger war und mehr einbrachte. Denn wie heute eine medizinische Schule alle innern Krankheiten von schmarozenden Mikroorganismen herleitet, so glaubten die Landleute jener Gegend, die meisten Leiden kämen davon, daß der Patient das Maß verloren habe, das werde aber durch die vom Zauberfünftler vorzunehmende Messung wieder hergestellt. Als Menzel im dritten oder vierten Jahre unsrer Bekanntschaft an den Pocken starb, war die Verlegenheit groß; er hinterließ nämlich nur einen Sohn, die Zauberkraft aber kann nur vom Manne auf ein Weib, vom Weib auf einen Mann übertragen werden, und seiner Frau hatte er sie nicht mitgeteilt. Da aber Menzelsfranze der Junge ein Prachtkerl war, noch dazu mit einer Kriegsdenkmünze auf dem Sonntagsrock, so kamen Anfragen über Anfragen, und endlich hatten die Geister — ob es gute, ob böse seien, darüber haben sich die Deutchen niemals den Kopf zerbrochen — ein Einsehen, und Franze erklärte, er spüre die Kräfte des Vaters in sich wirksam. Da verloren die Mädchen weit umher in großer Zahl das Maß und erklärten einstimmig, der Franze verstehe die Sache weit besser als sein Vater.

Also was meinen Sie, Herr Menzel, fragte meine Mutter. Der fletschte sein Drangutanggebiß und antwortete mit püßfigem Lächeln: Nee, Frau Mutter, die dürfen Sie noch nicht rausnehmen; die Zwiebeln müssen vorher noch einmal in den Boden hineinfriechen, sodaß man sie gar nicht mehr sieht, dann erst erreichen sie ihre richtige Größe. — Dummes Zeug, sagte ich, als er fort war. — Aber so ein Mann verstehts doch, meinte die Mutter. Die

Zwiebeln blieben also stecken. Schon am andern Morgen konnte ich ihr mit einiger Schadenfreude die Meldung ans Bett bringen, die Zwiebeln seien hineingetrochen; auch nicht ein Strunk mehr war zu sehen. O der Spitzbube, klagte sie dann bei der Besichtigung, uns auch nicht ein einziges kleines Zwiebelchen zu lassen!

Von Blumen wurden uns hie und da ein paar Georginen gestohlen, die übrigen Sachen hatten die Leute selbst; die Zahl der Gärten, die den Spitzbuben offen standen, war nicht groß, weil die Bauergärten unter dem zuverlässigen Schutze der Kettenhunde standen, die des Nachts losgelassen wurden und bei unverschlossenem Hofe frei herumliefen. Eine nächtliche Promenade durchs Dorf oder am Dorfe hin wäre nichts für nervenschwache Leute gewesen. Hatte der Wächter des ersten Hofes, dem man sich näherte, angeschlagen, so pflanzte sich das Gebell durchs ganze Dorf hin fort. Der Hund jedes Hofes, an dem man entlang schritt, bellte, krächzte und röchelte wie rasend, einem fortwährend an die Beine fahrend und diese mit der Schnauze berührend. Aber die Sache war vollkommen gefahrlos. Nie biß einer. Er begleitete einen nur, soweit seine „Gerechtigkeit“ reichte; an der Grenze, die er genau kannte, verstummte er und machte kehrt, und der Nachbar trat seinen Dienst an. Wehe freilich dem, der Miene gemacht hätte, in den Hof einzulernen! Angenehm war das nun allerdings nicht. Nachdem ich es bei nächtlicher Heimkehr vom Oberhofe\*) einigemal durchgemacht hatte, befolgte ich

---

\*) Der Besitzer, ein Herr von Sp., ließ mir ein paar Wochen nach meinem Antrittsbesuch sagen, ich würde wohl schon gehört haben, daß er grundsätzlich seinen Hof nicht verlasse (er machte täglich einen Spaziergang in seinen Park und manchmal eine Spazierfahrt in seinen Wald; fremden Boden betrat er mit keinem Fuße), dagegen sehr gern bei sich Besuch sehe. Beim ersten Besuch erfuhr ich, daß er

den Rat, mir eine Cigarre anzustecken; hielt man dem Räter die Glut entgegen, so zog er sofort ab; nur mußte man nicht so unvorsichtig sein, ihm die Schnauze zu verbrennen.

Die meisten Gärten also waren geschützt, aber dafür wurden alle Bauern- und Dominialäcker von Felddieben heimgesucht. Es gab einige Zwergwirthschaften, von deren Besitzern man wußte, daß sie den ungenügenden Ertrag ihres kleinen Ackers durch planmäßige Felddiebstähle ergänzten. Einer davon hielt sich sogar ein Pferd für Lohnfuhrten. Einst kam der Schulze zu ihm und sagte: Hör mal, Weinrich, wo habt ihr eigentlich das Heu her für euer Pferd? — Von meiner Wiese hier, sagte er, auf ein Rasenfleckchen zeigend. — Und den Hafer? — Hier ist mein Haferfeld! (ein paar Quadratmeter waren richtig mit Hafer besät). — Und womit füttert ihr eure Kuh und mästet ihr euer Schwein? — Hier sehen Sie den Kartoffelacker, hier das Kleefeld, hier die Rüben! — Der Schulze mußte lachen, und Weinrich lachte mit. Na, treibt's nur nicht zu arg, sagte er, mit dem Finger drohend; der Heiderbauer ist sehr aufgebracht darüber, daß ihm beinahe ein paar Mehen Erbsen gestohlen worden sind. — O, auch Erbsen baue ich selbst, sehen Sie dort in der Ecke!

---

täglich zweiundzwanzig Cigarren rauche; früher habe er eine dreiundzwanzigste im Bette geraucht, das habe ihm seine Wirthschafterin — er war Witwer — abgewöhnt. Als wir schon ziemlich bekannt mit einander waren, fragte ich ihn einmal, wie er zu seinem Einsiedlerleben gekommen sei. Na, sagte er, kann ich es irgendwo in der Welt schöner haben, als bei mir zu Hause? Was hätte ich denn draußen zu suchen? Und dann, überall, wo man hinkommt, wird geraucht; ich aber habe Augen, die zur Entzündung geneigt sind, und kann überhaupt den verdamnten Tabakqualm nicht leiden. Natürlich lachte ich. Sie lachen? sagte er; da sehen Sie sich doch mal um und riechen Sie, ob bei mir Tabakqualm zu spüren ist. In der That, in diesen Zimmern, die weit und hoch wie Kirchen waren, spürte

Der Besitzer des Niederhofes sagte mir einmal: Mir werden jede Nacht ein paar Radwern voll Kartoffeln weggeholt, dagegen habe ich nichts; aber wenn sie mit einem zweispännigen Wagen kommen, das ist unangenehm. Einmal erzählte ich ihm, daß mir ein Knabe sehr billige Karpfen verkauft hätte. Lassen Sie sich sie schmecken, sagte er, es sind meine Karpfen; alle Fische, die hier herum verkauft werden, sind aus meinem Teiche gestohlen, denn außerdem giebt's keine. Man darf nun nicht etwa glauben, daß der Herr von Kampz ein liederlicher Wirt gewesen wäre. Seine Wirtschaft war eine Musterwirtschaft,\*) und in der Sparsamkeit übertrafen er und seine Frau noch die Bauern. Auch war er nicht etwa ein schlapper und furchtsamer Philister, sondern ein schneidiger Hauptmann a. D. Aber sie drückten grundsätzlich ein Auge zu. Die gnädige Frau erzählte einmal folgendes. Auf der Rückkehr vom Spaziergange sehe ich die alte Beyern von unserm Garten herkommen. Auf einmal fängt sie an zu hinken und setzt sich auf den Rain. Es kommt mir so vor, als schöbe sie ein Paket hinter sich. Als ich an ihr vorübergehen will, spricht sie:

---

man den Rauch von ein Paar feinen Cigarren gar nicht. Zwischen Rauchen und Rauchen ist eben ein Unterschied.

\*) Einmal fragte ich ihn: wieviel Weizen verkaufen Sie im Jahre? — Gar keinen. — Wieviel Roggen, Hafer und Gerste? — Nicht einen Sack. — Wieviel Kartoffeln? Auch keine. Das frißt alles mein Volk und mein Vieh. Glauben Sie mir nur, setzte er hinzu, das ist die schlechteste Wirtschaft, wo alles hungert. Er hielt also den Verkauf von Körnerfrüchten (für den Überschuß von Gerste und Kartoffeln hatte er eine kleine Brauerei und eine kleine Brennerei) auf Gütern mittleren Umfangs (seines hatte etwa 1000 Morgen) für irrational: der Selbstertrag seines Gutes floß ausschließlich aus dem Verkauf von Mastvieh, Milch, Wolle und Raps. Die niedrigen Getreidepreise können ihm also, wenn er noch lebt, nichts schaden. Sollte er den Rapsbau und die Wollproduktion, die ebenfalls unrentabel geworden sein sollen, haben aufgeben müssen, so würde ihm wohl die Zuckerrübe Ersatz geleistet haben.

Nehmen Sie nur nicht übel, gnädige Frau, daß ich nicht aufstehe, ich habe mir einen Dorn in den Fuß getreten. Da wollen wir doch einmal nachsehen, sage ich, kniee nieder und untersuche den Fuß, finde aber nichts. Es hängt halt zu viel Schmutz dran, sagt sie, da sehn Sie ihn nicht; wenn ich mir zu Hause die Füße werde gewaschen haben, wird ihn meine Tochter schon finden. Wie ich nach Hause komme, schloß Frau v. Kampf ihre Erzählung, da stellt es sich heraus, daß mir das Weib ein Bündel Spargel gestohlen hat; darauf hatte sie sich gesetzt, als sie mich kommen sah. Dem Gleichmut, womit die Wohlhabenden und die Ortsobrigkeit Feld- und Gartendiebe gewähren ließen, solange die Sache nicht zu grob wurde, mag unbewußt die Ansicht Justus Möser's zu Grunde gelegen haben, daß die Besitzlosen notwendigerweise Spitzbuben seien; denn wovon sollten sie leben, da ihnen nichts wachse, und ihr bißchen Arbeitsverdienst zum Leben nicht hinreiche? Jergendwie finden sie ihren Unterhalt: durch Betteln, oder durch Stehlen, oder im Gefängnis. Das Gefängnis aber ist die teuerste Art der Versorgung, denn dabei müssen außer den Besitzlosen auch noch eine Menge Polizei- und Gefängnisbeamte und Richter bezahlt werden. Daher meint Möser, daß man einen Stand von Besitzlosen schlechterdings nicht dürfe aufkommen lassen. Daß das Vorhandensein von Scharen Besitzloser eine Lebensbedingung für „Industrie und Landwirtschaft“ sei, wußte er noch nicht, obwohl er es in England schon hätte erfahren können. Dazu mag eine andre Erwägung gekommen sein, die ebenfalls unbewußt geblieben sein kann, denn die Leute handeln oft richtig, ohne sich die Gründe ihres Handelns klar zu machen. Mit Recht schilt und spottet man über die Prozeßsucht mancher Bauern. Aber nicht weniger thöricht als ein prozeßsüchtiger Bauer handelt die

Obrigkeit, wenn sie jede kleine Übertretung aufspürt und zum Gegenstande eines Strafprozesses macht; die Wirkungen sind ganz dieselben: unendliche Vermehrung des Schreibwerks, Hemmung der produktiven Arbeit, Erbitterung und Kosten, die in keinem Verhältnis zum Erfolge stehen. Endlich kann sich auch das Volksbewußtsein nicht drein finden, daß die Erzeugnisse der Landwirtschaft in demselben strengen Sinne Privateigentum sein sollen wie z. B. der Schuh, den der Schuster gemacht hat, oder der Rock, den man gekauft, oder das Geld, das man gelöst hat. Der Bauer weiß es wohl, daß an allem, was auf seinem Acker wächst, sein Kopf, seine Hand und sein Schweiß ihren Anteil haben, aber er vergißt auch den Anteil der höhern Macht nicht; er denkt: unser Herrgott hats gegeben, er hätte es auch vorenthalten können, darum sollen auch solche etwas davon bekommen, die keinen eignen Acker haben. Obgleich seit langem schon Schule, Presse und Behörden daran arbeiten, jene Schäßbigkeit und Hartherzigkeit, die sich mit dem Gewande höherer Sittlichkeit drapiert und Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Eigentums nennt, allgemein zu verbreiten, lebt in unsrer Bauernschaft noch vielfach der humane Geist der mosaischen Gesetzgebung fort, die unzähligemal einschärft, daß der Besizende an dem Genuß der von Gott bescherten Gaben den Leviten, die Witwe und die Waise, Knechte und Mägde und den wandernden Fremdling teilnehmen lassen müsse. Wie schön ist das Wort 5. Mose 24, 19—21: Wenn du deinen Acker abgeerntet und eine Garbe darauf vergessen hast, sollst du nicht zurückkehren, sie zu holen, sondern sie dem Fremdling, der Waise, der Witwe lassen, auf daß der Herr, dein Gott, deine Arbeit segne; wenn du die Oliven eingesammelt hast, sollst du nicht zurückkehren, um vollends abzupflücken, was etwa noch an den Bäumen

hängt; dem Fremdling, der Waise, der Witwe sollst du es lassen. Wenn du die Trauben deines Weinbergs gelesen hast, sollst du nicht zurückkehren, um den Rest zu holen, dem Fremdling, der Waise, der Witwe soll er verbleiben. In gewissen reichen Gegenden Norddeutschlands allerdings, wo jetzt am allertollsten über die „Not der Landwirtschaft“ geklagt wird, scheint von diesem Geiste keine Spur mehr übrig zu sein; fetter Boden, ausgetrocknete Herzen, klagt ein Pastor in Otto von Leyners Romanzeitung. In einem Dorfe war ihm beim Amtsantritt gesagt worden, er solle ja nicht über Themata predigen, wie das vom reichen Mann und dem armen Lazarus, so etwas könnten die „Herren“ nicht vertragen.

In jener Gegend Niederschlesiens lebte der Geist des Deuteronomiums noch. Nicht in ganz Niederschlesien; in der Gegend von Liegnitz z. B. gab es sehr reiche Dörfer, deren Bauern ihre Höfe jedem Armen verschlossen hielten und sogar die beim Manöver einquartierten Soldaten schlecht behandelten. Sollten sich die Ursachen solcher Verschiedenheiten des Volkscharakters in benachbarten Gegenden nicht erforschen lassen? Geistlichen, die an verschiednen Orten sehr lange Zeit thätig sind, müßte es wohl möglich sein. Ganz im alttestamentlichen Sinne wurde in unsrer Gegend die Kirmeß begangen. Die alten Tagelöhner und Tagelöhnerinnen — dieser waren natürlich weit mehr als jener — suchten alle Bauern, auch in den Nachbardörfern, heim, bei denen sie früher einmal gearbeitet hatten, aßen und tranken sich voll und nahmen eine Bürde voll Brot, Kuchen, Bürsten und andern guten Dingen mit nach Hause. Jetzt haben sie das ja nicht mehr nötig, da sie „Rentner“ und „Rentnerinnen“ geworden sind; aber wenn die Kirmeßfahrten weggefallen sein sollten — was mir sehr wahrscheinlich ist, da die

Herren Landräte jetzt wohl überall in Schlesien die Kirmesefeste des Kreises in eine Woche zusammengelegt und sonst möglichst beschränkt haben werden —, so zweifle ich, ob ihnen der heutige Zustand lieber ist als der frühere. Auch ist es fraglich, ob nicht das, was die Leute bei der Kirmes und andern Gelegenheiten\*) an freiwilligen Gaben bezogen, zusammen genommen so viel ausmacht wie das, was sie sich mit ihrer Rente kaufen können.

Den Bettelarmen war es erlaubt, einmal in der Woche, am Sonnabend, Gaben zu heischen. Ihre Zahl war nicht bedeutend, aber es schloß sich ihnen ein langer Zug von Bettlern aus Goldberg an. Dieses reizend gelegne Städtchen hatte bis in den Anfang unsers Jahrhunderts eine blühende Tuchindustrie gehabt, die dann vom industriellen Umschwunge vernichtet

\*) Solche andre Gelegenheiten waren namentlich die Schweinschlachtfeste. Dabei gingen auch die Lehrer meistens nicht leer aus. Eine kostbare Wurstgeschichte ereignete sich zu der Zeit, wo ich noch in Schönau war, in dem Dorfe Neukirch. In dieser Wiege der schlesischen Reformation hatte sich wunderbarerweise noch eine zur Pfarrei Falkenhahn geschlagne katholische Widmut erhalten, und weil sich im Laufe der Zeit ein paar katholische Tagelöhner eingefunden hatten, so gründete man bei der Neuordnung der „erlöschnen“ Parochien eine katholische Schule und setzte dem Lehrer aus dem Pfarreinkommen eine magere Dotation aus. Ihr entsprach die Sinealgestalt des Lehrers, übrigens eines tüchtigen Mannes, um den es schade war, und ein zahlreicher Kindersegner — mehrere Jahre hindurch bestand seine „Klasse“ ausschließlich aus eignem Nachwuchs — war nicht geeignet, seine andern beiden Dimensionen zu vergrößern. Da war es nun ein Glück für ihn, daß sich der Baron seiner erbarmte und ihn auf dem Schlosse ein paar Stunden geben ließ. Eines Tages wurde dort geschlachtet, und der Baron ging in die Küche, die Geschenkportionen zu beschauen. Und der Teller da? fragte er weiter. — Für den katholischen Schulmeister. — Der kriegt nichts, er hat fortschrittlich gewählt! Man lebte nämlich in der Konfliktzeit. Das wurde im Dorfe bekannt, und nun schickten die sämtlichen, natürlich protestantischen Bauern, die alle stramme Fortschrittler waren, dem katholischen Schulmeister Würste und Speckseiten ins Haus; die Schulmeisterbuben glaubten sich nach Schlaraffia versetzt.

worden war, und viele der ums Brot gekommenen Familien hatten noch keinen ordentlichen Ersatz gefunden. Da klapperten sie denn jeden Sonnabend die „lange Gasse“ ab, eine zusammenhängende Reihe stattlicher, wohlhabender Dörfer, deren letztes Harpersdorf war. Die Obrigkeit fing damals an, das ungehörig zu finden. Mein Nachbar Grüttner, der Bauer, sagte eines Tages: Da spricht der Schulze, wir sollen den Leuten nichts mehr geben. Was das für Unsinn ist! Geb ich so 'nem Kerl einen Pfennig oder eine Brotschnitte, so wünscht er mir einen Gotteslohn; gebe ich ihm nichts, so verflucht er mich und setzt mir vielleicht den roten Hahn aufs Dach. Am Vätaresonntag und am Gründonnerstag liefen außer den armen Leuten sämtliche Kinder herum und sammelten Gebäck und Eier ein. Schlechtes Gefindel gab es nur in zwei Exemplaren, es waren eine Dirne und ihr Zuhälter (nicht im heutigen technischen Sinne des Wortes); sie führten gemeinsame Einbruchsdiebstähle aus und wurden, als man sie endlich ertappte, auf Numero sicher gebracht. Aber die Nachbargemeinde Pilgramsdorf war so liebenswürdig, für Ersatz zu sorgen. Sie erstand in einer Subhastation ein Harpersdorfer „Haus“ zu zehn Thalern, setzte die Baracke in Stand und schenkte sie der einzigen verlumpten Familie, mit der sie behaftet war.

Nimmt man hinzu, daß jeder jeden duzte — nur der gnädige Herr, der Geistliche und der Lehrer wurden mit Sie angeredet —, daß aber auch der gnädige Herr und die gnädige Frau mit den Leuten freundlich sprachen, daß es in allen Dörfern rings umher keinen „Aufgang nur für Herrschaften“ gab, sondern auch der ärmste, wenn er im Herrenhause etwas zu thun hatte, ins Wohnzimmer gelassen wurde, daß die Herrschaften, Geistlichen und Lehrer eine sehr gemüthliche Geselligkeit unterhielten, die Geistlichen und Lehrer aber nicht bloß mit den Bauern, sondern auch mit den kleinen Leuten

gesellig verkehrten, und daß es weit und breit keinen uniformierten Mann gab, der die Gemütlichkeit gestört und den Leuten vorgeschrieben hätte, wie und wo sie stehen, gehen und sitzen sollten, oder ihnen verboten hätte, zu trinken, zu singen und zu tanzen, so hat man einen Begriff von der Behaglichkeit, deren sich alle Welt erfreute. Niemand überarbeitete sich, es mußte denn hie und da aus freiem Willen geschehen sein, jeder hatte zu leben, keiner brauchte sich zu scheuen, in der Not die Hilfe seines Nächsten anzurufen, und irgendwo fand er sie gewiß.\*) Keiner ward gehindert, sich in seiner Weise zu vergnügen, d. h. in den meisten Fällen, wenn es ein Alter war, an einem beliebigen sonnigen oder schattigen Plätzchen im Freien in beliebig nachlässigem Anzuge sein Pfeifchen zu rauchen, wenn es ein junger war, im Sommer zu baden und Ball oder sonst was zu spielen, im Winter Schlitten zu fahren und zu schlittern. Und keiner wurde verachtet oder verschwand als völlig bedeutungsloses Massenteilchen, sondern auch der Ärmste hatte noch ein paar gute Freunde und Gönner, die ihn beim Begegnen freundlich grüßten, allenfalls auch bei ihm stehen blieben und sich nach seinem lahmen Beine, oder seinem Appetit,

\*) Ein rechter und echter Patriarch auf einem Nachbardorf, dessen Namen ich vergessen habe, war kurz vor meinem Antritt in Harpersdorf gestorben. Ein Harpersdorfer Bauer erzählte mir, er sei einmal abgebrannt und habe sich mit einem Freunde zu jenem Großbauer begeben, um das Geld zum Wiederaufbau von ihm zu leihen, der Mann nahm nämlich keine Zinsen. Beim Eintritt in die Stube habe er begonnen: Herr Überschar . . . Seit wann, habe der Großbauer geantwortet, bin ich ein Herr? Ich bin ein Bauer wie du; ich habe schon gehört, was dir widerfahren ist; wieviel Geld brauchst du? Bei Überschar, der mit seinem Gesinde aß, war den ganzen Tag der Tisch gedeckt. Jeder Handwerksbursche oder sonstige arme Reisende, der vorsprach, wurde zum Tisch geführt und bekam eine Mahlzeit. Sein Sohn modernisierte sich, wurde ein Herr und beeilte sich, in der Gründerzeit 100000 Thaler zu verlieren; seine Gutswirtschaft wurde von diesem Verluste nicht betroffen.

oder seinem Sohne oder Enkel erkundigten, und er wußte, daß die Leute nach seinem Tode sagen würden: Nee, ist nu endlich einmal der alte Friebe gestorben! Na, Gott hab ihn selig; getaugt hat er schon lange nichts mehr (d. h. er hat nicht mehr arbeiten können), aber ein rechtschaffner Mann ist er gewesen; und vor allem wußte er, daß das halbe Dorf mit ihm zu Grabe gehen würde. So etwas wie allgemeine Unzufriedenheit, nicht Unzufriedenheit wegen eines persönlichen Leids, das aus Krankheit oder einer zerrütteten Ehe oder dergleichen erwächst, sondern Unzufriedenheit wegen der „politischen und sozialen Verhältnisse,“ so etwas war in solchen Gemeiden gar nicht denkbar; den Leuten fehlte der Begriff, die Vorstellung davon, sie würden, wenn man davon gesprochen hätte, gar nicht verstanden haben, was damit gemeint wäre. Steuerdruck und die Militärdienstpflicht sind das einzige am Staatsleben, was auch von solchen Leuten verstanden und lästig empfunden werden kann, aber die Steuern waren damals wirklich nicht drückend, beim Militär dienten die Burschen mit Freude und Stolz — war es doch die Zeit unmittelbar nach dem großen Kriege. Die erste Spur von Unzufriedenheit mit dem Bestehenden stellte sich mit dem Kulturkampf ein, natürlich nur in den katholischen Minderheiten der Gegend. Da fielen sehr starke Worte. Seitdem ist aber noch viel geschehen, die Unzufriedenheit in solchen Gegenden künstlich zu erzeugen, wo die natürlichen Bedingungen dafür fehlen.

Gewiß bedarf eine solche glückliche Landbevölkerung der Ergänzung durch städtisches Leben, wenn das Volk den Namen eines Kulturvolkes verdienen und wenn das höchste Ziel irdischer Entwicklung erreicht werden soll. Aber wenn ich über das Los eines Volkes zu entscheiden und für das Volk zu wählen hätte zwischen dem Verzicht auf diese höchsten Ziele und dem Kauf-

preis einer städtischen und industriellen Entwicklung, wie sie uns England darbietet, so würde ich unbedingt das erste wählen. Wer vermöchte ohne Grauen zu denken an eine Fünfmillionenstadt, in der bloß einige Tausend die Gesellschaft bilden, deren Glieder jedes für sich etwas bedeuten, während die Tausende des Mittelstandes (das Wort bloß steuertechnisch genommen) nur noch Massenteilchen oder Arbeitsbienen sind, deren keine für sich etwas bedeutet, von denen jede nur in einem äußerst engen Kreise Teilnahme für ihre Schicksale findet, der vieltausendköpfige Mob aber bloßer Rehricht ist, von dem man wünschen möchte, daß ihn eine Pest oder Sündflut endlich einmal fortschwemmt. Diese Betrachtung drängt sich schon auf, ehe man sich die Lebensweise dieses Großstadtschmuzes in Menschengestalt ausgemalt hat.

Der beschriebne moralische Variismus des gemüthlichen Völkchens aber hatte zusammen mit seiner Offenherzigkeit und Ungeniertheit noch zwei andre Wirkungen, die wahrhaftig nicht zu verachten sind. Die eine war, daß jeder wußte, was er am andern hatte. Da sich jeder gab, wie er war, und jeder aussprach, was er dachte, mochte es auch die ärgste Grobheit gegen den vor ihm stehenden sein, so kannte man den Charakter und die Gesinnungen der Leute nach kurzem Verkehr durch und durch. Wie schwierig es dagegen ist, die Herrn und Damen der Gesellschaft kennen zu lernen, die alle dasselbe glatte und uniforme Außere zeigen und sich innerhalb jeder Gesellschaftsgruppe zu denselben Überzeugungen bekennen, brauche ich wohl nicht zu beschreiben. Endlich ist auch unter solchen Verhältnissen noch wirkliche Sittlichkeit möglich, während dort, wo konventioneller Zwang jedem bis ins kleinste hinein vorschreibt, was er zu thun und zu lassen, wie er sich zu benehmen und was er zu reden hat, bloß noch Sitte herrscht, aber keine Sittlichkeit mehr; man

ist bei keinem dieser Herrn und Damen sicher, wie sie sich geben würden, wenn sie einmal ein paar Tage oder Wochen des konventionellen Zwanges ledig würden. In einer so bequem und ungeniert lebenden Bevölkerung, wie ich sie beschrieben habe, bleibt jenseits des durch Gesetz und Sitte gebotenen noch ein ziemlich weites Gebiet für die freie Sittlichkeit übrig; jeder kann so mäßig, so züchtig, so ehrlich sein, wie er will, es hindert ihn niemand daran; jeder kann aber auch manches thun, was das zartere Gewissen oder das feinere Anstandsgefühl verbietet, ohne dadurch sofort dem Strafrichter oder der gesellschaftlichen Achtung zu verfallen, es können sich also bessere und schlechtere, edlere und unedlere Charaktere entwickeln, und bei den bessern ist man dann gewiß, daß sie nicht bloß Schein, sondern echt sind.

So berichtigten also die guten Harpersdorfer meine Ansichten über das, was in Sachen der Volksittlichkeit zu wünschen und zu thun sei, und damit zugleich auch meine Auffassung des geistlichen Berufs. Dieses aber auch noch in einer andern Beziehung. Bis dahin war mir die Verbindung der Landwirtschaft mit dem Pfarramt höchst anstößig erschienen. Ich war der Ansicht, für den Geistlichen ziemten sich keine andern Beschäftigungen als geistige, d. h. also außer den Amtsverrichtungen beten und studieren, und wenn ich auch körperliche Beschäftigungen wie ein wenig Gartenarbeit oder Holzhacken aus Rücksicht auf die Gesundheit für erlaubt und wünschenswert hielt, so widerstrebte mir doch der Gedanke, einen bedeutenden Teil meiner Zeit ganz ernsthaft auf Wirtschaftsgeschäfte verwenden und am Ende gar mit dem Fleischer um den Preis von Kälbern und Mastochsen feilschen und die Marktpreise für Roggen und Weizen studieren zu sollen. Ich fand es ganz ausgezeichnet, daß Diepenbrock, wie man sagt, einmal den Gedanken gehegt habe, alle Pfarrwidmuten

zu verkaufen, die gelösten Kapitalien in einen Topf zu werfen und den Geistlichen eine für alle gleiche, mit dem Dienstalter steigende feste Besoldung auszusetzen. Jetzt sah ich ein, wie verkehrt diese Auffassung ist. Die soziale Bedeutung der Pfarrwidmut als eines Mittels, dürftigen Gemeindegliedern durch billigen Pachtacker zu Hilfe zu kommen, hatte ich schon früher erkannt (siehe S. 221—222). Auch die Ungleichheit der Pfarrbenefizien war mir nicht anstößig. Daß es in einem Stande Glück und Unglück bei der Beförderung giebt, daß nicht alle vom ersten Augenblicke an wissen: mit dreißig Jahren wirst du 3000, mit vierzig Jahren 3500, mit fünfzig Jahren 4000 und mit sechzig Jahren 4500 Mark haben, daß Raum bleibt für Furcht und Hoffnung, ist geradezu eine Wohlthat, denn was könnte wohl öder und unerträglicher sein als ein Zustand, wo niemand mehr etwas zu hoffen und zu fürchten hätte auf Erden? Nur gar zu arge Ungerechtigkeiten hätte ich gern vermieden gesehen; wenn der Nefte eines Kanonikus, ein junger Lebemann von achtundzwanzig Jahren, eine Pfarrei bekommt, auf der er sich Equipage und Livreedienner halten kann, ein anderer sehr verdienstvoller, tüchtiger Mann bis zum sechzigsten Jahre auf einer verlorren Ecke mit 400 Thalern Gehalt sitzen bleibt, so geht das über das wünschenswerte Maß gemüthlicher Aufregung durch Furcht und Hoffnung, Freude und Verdruß hinaus. Schließlich aber sah ich auch ein, daß es dem Pfarrer und der Gemeinde gar nichts schade, wenn er seine Widmut oder einen Teil davon selbst bewirtschaftet. Denn es entsteht für den Landgeistlichen die Frage: Womit die Zeit ausfüllen? Dem Müßiggang oder Kartenspiel ist doch, schon des Beispiels wegen, jede beliebige nützliche Thätigkeit vorzuziehen. In einer 40000 Seelen starken Großstadtparochie — ja da haben vier, fünf Geistliche den ganzen Tag herumzulaufen, und wenn sie abends nach Hause

kommen, wissen sie recht gut, daß sie noch nicht den zehnten Theil von dem geleistet haben, was nötig wäre; aber in einer Landgemeinde von 250 Seelen, was giebt's da groß zu thun? Sonntag früh einen Gottesdienst, der höchstens  $1\frac{1}{2}$  Stunden dauern darf, und Vorbereitung auf die Predigt Sonnabend und Sonntag früh zusammen doch allerhöchstens drei Stunden, wenn man Übung hat. Sonntag Nachmittag eine halbe Stunde, im Sommer mit Christenlehre  $1\frac{1}{2}$  Stunden Gottesdienst. Wöchentlich 2 Stunden Religionsunterricht, auf den man sich nicht viel vorzubereiten braucht, wenn man eine fünfzehnjährige gründliche Übung hinter sich hat. Aller Vierteljahre einmal eine Taufe, oder eine Beerdigung, oder einen amtlichen Krankenbesuch; nichtamtliche macht man natürlich mehr, aber viel Gelegenheit dazu bietet eine so kleine und so gesunde Gemeinde nicht. Dazu kommt in der Osterzeit und sonst noch manchmal das Beichtehören, das hie und da vor der Wochenmesse ein halbes Stündchen und an den Sonntagen, wo es am strammsten geht, vorm Gottesdienst zwei bis drei Stunden erfordert. Einer außeramtlichen Seelsorge bedürfen die Leute bei ihrer seelischen Gesundheit nicht, abgesehen davon, daß Wert und Wirkungen von Erbauungstunden im Hause zweifelhaft sind. Ehe- und andre Zwistigkeiten zu schlichten giebt es aller drei Jahre einmal. Die einzige Amtsverrichtung, die zwei volle Tage und einen halben beanspruchte, war der Neujahrsumgang, der nach dem großen Neujahr, dem Feste Epiphania's gehalten wird. Vom wunderbaren Stern bestrahlt, von lieblichen Weihnachtsbildern umgeben, in Weihrauchwolken gehüllt, erscheint der Geistliche, die Weisen aus dem Morgenlande und den Heiland zugleich vertretend, von singenden Knaben begleitet in den Wohnungen, sie zu segnen, und die Leute, die etwas haben, spenden ihm beim Abschied eine Gabe. Auch dieser poetische

Brauch war, wie so ziemlich alle mit Einnahmen verbundenen geistlichen Berrichtungen, zu guter Letzt juristisch als ein zu Gunsten des Pfarrers der Gemeinde auferlegtes *onus* angesehen und „abgelöst“ worden. Gräßliche Vorstellung! Der Besuch der heiligen drei Könige mit einem Kapital abgelöst! Einzelne Geistliche hatten auch soviel religiöses Taftgefühl, daß sie sich dem Neujahrs-gang auch nach der Ablösung unterzogen, und in der Zeit der katholischen Reaktion nach 1848 wurde es in den bessern Familien Sitte, um den Neujahrsbesuch zu bitten; man bewirtete bei dieser Gelegenheit die Geistlichen, und an manchen Orten arteten diese Bewirtungen in richtige Abendessen aus, sodaß die Geistlichkeit von Epiphania bis Lichtmeß am verdorbenen Magen litt. Auch bei gewöhnlichen Leuten und auch auf dem Lande ist es hie und da Sitte, den Geistlichen zu traktieren, und wenn das im Laufe eines Tags an zwanzig verschiednen Orten geschieht, und zwar in bunter Reihenfolge mit Würsten, Braten, Kuchen, Schokolade, Wein (was für Wein!), Punsch, Bier und Schnaps, dann kann die Sache furchtbar werden. Wo der Umgang eingeführt und der Besuch aller Gemeindemitglieder obligatorisch ist, da hat er auch vom Standpunkte der Seelsorge aus einen guten Sinn, weil so der Geistliche genötigt ist, alle Gemeindengenossen wenigstens einmal im Jahre heimzusuchen, ihre Häuslichkeit kennen zu lernen und sich über ihre Verhältnisse, Angelegenheiten und Schicksale zu unterrichten; sie setzen ihn freiwillig von allem Wichtigem in Kenntniß, auch wenn er so nachlässig oder ungeschickt sein sollte, nicht zu fragen. Namentlich die armen Leute schätzen den Besuch ungemein hoch. Das einemal hatte ich eine Armenhäuslerin zu besuchen, die mit einer evangelischen zusammen ein Stübchen bewohnte. Die zwei alten Frauen saßen, mit dem Rücken der Wand zugekehrt, an beiden Seiten des

Tisches und aßen Brot mit Weichquark. Sie ließen sich durch meinen Eintritt nicht stören, ich setzte das Kruzifix vor die Quarkschüssel (gewöhnlich richten die Leute einen Tisch oder eine Kommode zum Altärchen her), kniete auf den ungedielten Lehm Boden (die Frauen hatten Hirtschen unter den Füßen) vor dem Kruzifix und der Quarkschüssel nieder und verrichtete, nachdem die Jungen mit ihrem Biede fertig waren, die Gebete. Die beiden Frauen kauten ununterbrochen weiter und schauten aufmerksam auf mich herab, was äußerst komisch ausgesehen haben muß. Als ich fertig war, sagte die evangelische: Das ist schön von Ihnen, Sie verachten die Armen nicht.

Also die Amtsverrichtungen bildeten mehr eine angenehme Unterbrechung eines geschäftigen Müßigganges, als daß sie die Zeit ausgefüllt hätten. Gelesen wurde noch alle Tage, aber bloßes Lesen ist keine Arbeit, das Klavierklimern erst recht nicht, und das Gärtchen machte auch nicht viel zu schaffen. Das eigentliche Studieren hatte ich eingestellt. Wozu studieren? Der Gemeinde nützte es nichts, und mich konnte es doch nur tiefer in den Zwiespalt hinein führen. Einer schlichten Gemeinde das Wort Gottes auslegen, bei einem Begräbniß, einem Krankenbesuch ein paar tröstliche Worte sprechen, dazu bedarf es keiner Gelehrsamkeit. Es ist richtig, daß ein Mann von gediegener Bildung eher Aussicht hat, schwer verständliche Charaktere zu enträtseln und wirksam zu lenken, aber solche kommen eben in einer schlichten kleinen Gemeinde nicht vor. Auch giebt es selbst unter den Tagelöhnerinnen \*) einige innige und sinnige

\*) Aber schlechterdings nicht unter den Tagelöhnern, auch nicht unter den Bauern; von allem, was über das Gewöhnliche hinausgeht, interessiert diese nur konfessionelle Polemik, Verherrlichung der Kirche und am allermeisten natürlich ein wenig Politik. Im ganzen verhält sich ein gebildetes Stadtpublikum umgekehrt wie das länd-

Seelen, die für eine tiefer gehende Belehrung dankbar sind, aber die bilden die Ausnahme; die meisten wollen eine recht klare, scharf hervorgehobne Disposition, sodaß sie sich wenigstens „die drei Teile“ merken können, wenn sie auch alles andre vergessen, ein paar Blümlein, ein paar packende Worte über Eltern- und andern Kummer, wobei die Frauen über die Augen fahren können, bei Grabreden aber einen möglichst ausführlichen Lebenslauf; meine Mutter hat mich oft gescholten, wenn ich mir ihrer Ansicht nach überflüssige Mühe gemacht und das den Leuten wichtigste, was gar keine Mühe erforderte, ausgelassen oder zu kurz abgefertigt hatte. An einem andern Orte sagte eine Frau, nachdem sie ein paar Predigten von mir gehört hatte, bei Beginn der nächsten, sich geräuschvoll entfernend, zu ihrer Nachbarin: Du wirst dir doch nicht den gelehrten Quatsch anhören! Ja, was die Leute wollten, das wußte ich wohl, und manchmal bot ich es ihnen auch, aber für gewöhnlich war mir das doch zu langweilig. Also von weiterm Studium versprach ich mir nichts, und so fand ich denn, daß eine Pfarre mit Landwirtschaft gar nicht so übel sei und für mich sehr gut taugen würde; eine andre Frage war freilich, ob ich für die Landwirtschaft taugen würde. Die scheint sich auch unser Herrgott gestellt und mit nein beantwortet zu haben. Er wird gefunden haben, daß es unverantwortlich wäre, den schönen schwarzen Erdboden, den schönen Dünger und das schöne Rindvieh so ungeschickten Händen anzuvertrauen. Und seine Entscheidung ist auch in diesem Falle gut gewesen, namentlich deswegen, weil, wenn ich auch mit Hilfe eines tüchtigen Großnechts die Leitung der produktiven Arbeit fertig gebracht hätte,

---

liche; dort stellen die Männer höhere Anforderungen — vorausgesetzt, daß sie in die Kirche kommen.

die Fürsorge für die Rentabilität kläglich ausgefallen wäre. Nicht als ob ich nicht rechnen könnte, aber ich würde beim Verkauf meiner Produkte unweigerlich genommen haben, was mir der Fleischer und der Getreidehändler gegeben hätten, und wäre so wahrscheinlich pleite gegangen.

Um das Maß der Harpersdorfer Annehmlichkeiten voll zu machen, war in der Gegend auch an standesgemäßem Umgange kein Mangel; es gab da einige gastfreie Rittergutsbesitzer, einige gemüthliche katholische und evangelische Pfarrhäuser, prächtige Lehrer, Arzt und Apotheker. In dieser kleinen Gesellschaft fehlte es nicht an Klatsch und Intriguen, und wenn es mir nicht die Rücksicht auf noch lebende Personen verböte, könnte ich mit ein paar Lustspielstoffen aufwarten.



## Die Exkommunikation

Ein Idyll mag so schön sein, wie es will, für sich allein füllt es das Gemüt eines arbeitslustigen Mannes von vierzig Jahren nicht aus. Dazu kam die unbehagliche Empfindung, den Wirrnissen des Kirchenstreits zusehen zu müssen und nicht eingreifen zu dürfen, und endlich war ich auch der materiellen Sorgen nicht überhoben; denn bei einem Einkommen von noch nicht fünfshundert Thalern konnte ich, wenn ich teilweise dienstuntauglich wurde, keinen Kaplan halten, und vor Eintritt der Untauglichkeit eine andre Stelle zu bekommen, daran war nach Ausbruch des Kulturkampfes nicht zu denken. Man wird es unter diesen Umständen begreiflich finden, daß Hartmanns Philosophie des Unbewußten, die mir damals in die Hände fiel, einigen Eindruck auf mich machte. Jedenfalls mußte ich an etwas denken, was mir die Zeit und die Seele ausfüllte und womöglich auch das Einkommen ein wenig verbesserte. Um Dorfromane schreiben zu können, hätte ich Dichter sein müssen, was ich leider nicht bin; für gelehrte Arbeiten würden mir nicht allein die Hilfsmittel gefehlt haben, sondern auch der Gegenstand, denn welchen der mir nahe liegenden Gegenstände hätte ich behandeln können, ohne aufs neue in Konflikt mit meinen Glaubensgenossen zu geraten? Wie glücklich ist doch in „so-

thanen fährlichen und geschwinden Läuſſten“ der Mann, der ſein Herz an die Ergründung eines vor-geſchichtlichen Problems, etwa der Atlantisfrage ge-hängt hat! So blieb die Publizistik übrig, aber doch nur die anonyme, die unter ſolchen Verhältniſſen eigentlich unanſtändig war und mir widerſtrebte. Dennoch ſchickte ich ein paar Sachen an die Schle-ſiſche Zeitung. Der eine Artikel, ein harmloſer Be-richt über ein eben erſchienenes Buch (Briefwechſel zwiſchen Diepenbrock und Paſſavant), brachte mir zwanzig Mark ein, ein anderer wurde mir zurückge-ſchickt, und das war mir eigentlich lieb, denn ſeine Veröffentlichung hätte die Loyalität, deren ich mich dabei ſchuldig machte, vollendet; heute kann ich dar-über reden, ohne etwas Unrechtes zu begehen.

Es handelte ſich um eine Maßregel der geiſtlichen Behörde gegen die Zivilehe. Bekanntlich wird nach dem vortridentinischen Recht die Ehe, wenn kein trennendes Ehehindernis obwaltet, durch den erklärten consensus der Brautleute geſchloſſen. Das Tridentinum hat angeordnet, daß die Ehe fortan nur coram parochio proprio et duobus testibus geſchloſſen werden dürfe, und daß jede Ehe, die ohne dieſe Zeugenschaft eingegangen wird, ungiltig ſein ſoll. Aber dieſe Vorſchrift gilt nur für die Gegenden, wo die Beſchlüſſe des Tridentinums verkündigt worden ſind, d. h. für die katholiſchen Länder; in den rein oder überwiegend proteſtantiſchen Ländern wird angenommen, daß wegen nicht vollzogener Verkündigung die Beſtimmung keine Kraft habe, Ehen von Katholiken daher, die ohne jene Zeugenschaft geſchloſſen werden, nach wie vor giltig ſeien. Demnach ſind in ſolchen Gegenden auch die gemiſchten Ehen giltig, die in der evangeliſchen Kirche geſchloſſen werden; nicht etwa weil der evan-geliſchen Einſegnung die ehediehlende Kraft zuge-ſtanden würde, eine ſolche Kraft hat auch die katho-

liche Einsegnung nicht, sondern weil eben die Anwesenheit des katholischen Pfarrers nicht erforderlich ist. Nur insofern ist die evangelische Trauung auch vom katholischen Standpunkt aus von Wert, als ja dadurch ebenfalls, sowie durch das Zeugnis des Standesbeamten, jenem Übelstande abgeholfen wird, dem die tridentinische Bestimmung abhelfen sollte, dem Mangel der öffentlichen Beurkundung bei formlos abgeschlossenen Ehen. Dieser Rechtszustand ist von Benedikt XIV. für die Niederlande ausdrücklich anerkannt worden, und auf Anfragen aus der Diözese Breslau ist die Antwort ergangen, daß das Breve des genannten Papstes auch für die dortigen gemischten Ehen gelte. Für die ehemals rein protestantischen Provinzen Brandenburg und Pommern, die erst vor einigen Jahrzehnten als Delegaturbezirk der Diözese angegliedert worden sind, versteht es sich von selbst. Sauer's Handbuch für Pfarrer, das über diese Verhältnisse Auskunft giebt, ist mir abhanden gekommen, ich kann daher die erwähnten Entscheidungen der römischen Kurie nicht anführen. Die Realencyklopädie von Herzog und Plitt und Schultes Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts enthalten aber wenigstens das allgemeine. In der Encyklopädie (4. Band, S. 79) schreibt Scheurl: „Nach dem Recht der katholischen Kirche kann durch die bürgerliche Eheschließung eine Ehe, welche zugleich ratum und legitimum matrimonium wäre, nur da zustande kommen, wo das tridentinische Dekret nicht publiziert ist; wo dieses publiziert oder ohne Publikation in Übung ist, kann die bürgerlich geschlossene Ehe erst dadurch ratum matrimonium werden, daß die Schließung in der hierin vorgeschriebnen Form nachfolgt. Solange dies nicht geschieht, haben die geistlichen Gerichte, als Gewissensgerichte, die Ehe als mit dem impedimentum clandestinitatis behaftet zu behandeln.“ Und Schulte a. a. O.

Seite 447: „In denjenigen Gegenden und Pfarreien, wo das angegebne Dekret des Konzils von Trient weder besonders publiziert noch durch Observanz in Gebrauch ist, gilt das vortridentinische kanonische Recht. Zur Giltigkeit der Ehe ist dort (nur) notwendig der wirklich zustande gekommne consensus, sei er durch verba de praesenti erklärt (sponsalia de praesenti), oder sei zu einem Verlöbniß der concubitus getreten.“

Unter diesen Umständen war in der Diözese Breslau die vor dem Standesamt geschlossene Ehe nach dem kanonischen Recht zweifellos gültig. Ob das die geistlichen Behörden zugestanden haben würden, wenn man sich nicht gerade im Kulturkampf befunden hätte, kann ich nicht wissen. Jedenfalls macht es der Kriegszustand erklärlich, daß an die Pfarrer eine streng vertrauliche Verfügung erging, wonach fortan in der Osterzeit das tridentinische Dekret in jeder Gemeinde verkündigt werden sollte, und damit hörte auch der Zustand der Unschuld für den katholischen Teil solcher gemischten Brautpaare auf, die sich in der evangelischen Kirche trauen oder, wie man nach Einführung der Zivilehe sagen muß, einsegnen lassen. Mich entrüstete diese Perfidie, wofür ich damals die taktisch ganz richtige Maßregel ansah, und ich schrieb ungefähr das, was ich hier gesagt habe, an die Schlesiische Zeitung, die es aber, wie gesagt, nicht verwendbar fand. Mehrere Jahre später entbrannte ein heftiger Streit über die Angelegenheit, weil das tridentinische Dekret in Berlin und in Schweidnitz an die Kirchthür angeschlagen worden war. Der Streit verlief, wie solche Streitigkeiten zu verlaufen pflegen: die protestantischen Angreifer schossen beharrlich vorbei, und die Katholiken wurden durch den Angriff bloß gereizt, aber nicht geschädigt. Unzähligemal wurde in den protestantischen Zeitungen

der Vorwurf wiederholt, die evangelischen Ehen würden von den Katholiken für Konkubinate erklärt, was einfach unwahr ist; die katholische Kirche erklärt nicht allein die evangelischen, sondern auch die jüdischen und heidnischen Ehen für wirkliche und gültige Ehen; das tridentinische Dekret gilt nur für die Katholiken, und auch für diese, wie gesagt, nur dort, wo es verkündigt ist; den gültigen Ehen der Häretiker und Schismatiker kommt nach Gury sogar der sakramentale Charakter zu.\*) Den richtigen Angriffspunkt: daß der Fürstbischof das vorher nicht verkündigte Dekret gerade in jenem Augenblick amtlich bekannt zu machen befohl, hat kein einziger der Angreifer getroffen, nicht einmal ein Jurist, soviel ich mich entsinnen kann, wie denn überhaupt protestantische Juristen in der Kunst, kirchliche Rechtsverhältnisse mißzuverstehen, mit gewöhnlichen protestantischen Zeitungsschreibern

\*) Als das in den Grenzboten erschienen war, schrieb mir Herr Pfarrer Lic. Thümmel: „Allerdings schreibt Gury II tract. IX cap. 3 art. 1 n. 745, daß die unter Ungläubigen und Juden geschlossene Ehe eine rechtmäßige sei, aber die deutsche Ausgabe von Wesselaß, Regensburg, Manz, 1869, fügt im 2. Teile S. 785 auch die Instruktion der Pönitentiarie bei, nach der die nicht sakramentale Verbindung Konkubinat sei. Jedenfalls aber, da das tridentinische Dekret für Katholiken auch nach des Verfassers Meinung gültig ist, würde ein eine gemischte Ehe eingehender und nur evangelisch getrauter Katholik von dem Erlaß als concubinarius angesprochen werden.“ Die deutsche Ausgabe von Gury kenne ich nicht; es sieht dem bigotten, unwissenden und gewaltthätigen Pius IX. ähnlich, daß er auch das alte kanonische Eherecht umzustößen versucht hat. Auf das zweite habe ich Herrn Thümmel geantwortet, daß es ja seit Einführung der obligatorischen Zivilehe „evangelisch getraute Katholiken“ so wenig mehr giebt wie überhaupt evangelisch getraute Eheleute. Ein bloß in der evangelischen Kirche getrauter Mann würde nicht bloß von der katholischen Kirche, sondern auch vom Staate als concubinarius behandelt werden. Nicht gegen die evangelische Trauung, sondern gegen die Zivilehe war der bischöfliche Erlaß gerichtet, und da der beleidigende Ausdruck concubinarius in Beziehung auf evangelisch Getraute von Katholiken niemals gebraucht worden ist, so war der von evangelischer Seite erhobne Vorwurf durchaus unberechtigt.

wettzueifern scheinen; einen recht merkwürdigen Fall dieser Art will ich später noch anführen.

In dem Drange, wenigstens etwas zu thun, sei es auch das allerdümmste, erklärte ich meine Bestimmung zur Staatskatholikenadresse. Eine Dummheit war das, denn das Staatskatholikentum ist mir vom ersten Augenblick bis zum letzten so widerwärtig wie möglich gewesen. Als im Posen'schen einer Gemeinde der erste Staatspfarrer aufgezwungen wurde, sagte ich zum Herrn v. Kampß: Das ist ja reizend, von der angeblichen Gewissenstyrannie des Klerus will man die Katholiken befreien, und nun fängt man das Befreiungswerk damit an, daß Gendarmen in die Gemeinden Geistliche einführen, von denen jene nichts wissen mögen! Aber der Unwille über diese thörichte Wirthschaft wurde damals bei mir noch überwogen von dem Unwillen über den Druck, den die gedrückte Hierarchie ihrerseits noch auszuüben vermochte, weil es dieser und nicht der Druck des Staates war, den ich selbst empfand. Der Fürstbischof („In hohem Auftrage: Peshke“) schrieb mir unter dem 14. Juli 1873: „Der Deutsche Reichs- und Preussische Staatsanzeiger brachte jüngst die zunächst von Schlesi'schen Katholiken aus Anlaß der neuen sogenannten Kirchengesetze ausgegangne Adresse an Se. Majestät den Kaiser und König, in welcher wir Bischöfe der Störung des konfessionellen Friedens, der Mißachtung bestehender Gesetze, der Erhebung unberechtigter Ansprüche, der Erregung eines unheilvollen Streites zwischen Staat und Kirche, des Mißverständnisses und der Leidenschaft u. s. w. angeklagt werden und jedes selbständige Recht der Kirche geleugnet wird. Laut des Anzeigers vom 11. dieses Monats sind auch Guer Ehrwürden dieser Adresse beigetreten. Wir veranlassen Sie zu baldiger Erklärung: ob Sie den Beitritt als Ihrerseits erfolgt anerkennen, ob Sie die

Adresse nicht gelesen haben, und wie Sie das der Diözese abermals gegebne öffentliche Ürgerniß entschuldigen und wieder gut machen wollen.“

Als Antwort schickte ich dem Bischof unverschämterweise eine lange Abhandlung ein — Zeit hatte ich ja —, deren Hauptstellen ich, um das Ürgerniß wieder gut zu machen, mittheilen will, denn die Leser dieses Büchlein werden das Gegentheil von Ürgerniß dabei empfinden. „Guer u. s. w. erwidre ich ganz gehorsamst, daß ich es für eine Verletzung der Seiner Majestät dem Kaiser und König schuldigen Unterthanen- und Beamtentreue ansehen würde [als Lokalschulinspektor war ich ein Stückchen von einem königlichen Beamten], wollte ich wegen meiner Beteiligung an einer Höchstdemselben gewidmeten Ergebenheitsadresse mich verantworten oder entschuldigen. Wenn ich dennoch auf die in der Hohen Zuschrift enthaltenen Fragen eingehe, so geschieht dies nicht in Anerkennung einer Verpflichtung, sondern nur aus persönlicher Ehrfurcht gegen Eure Fürstliche Gnaden. Die fragliche Adresse habe ich gelesen, meine Beitrittserklärung aber erst längere Zeit nachher, ohne ein Exemplar der Adresse vor mir zu haben, eingesandt. Auch jetzt ist mir kein Exemplar zur Hand, noch habe ich ihren Wortlaut im Gedächtnis. So viel erinnere ich mich, daß Anschuldigungen gegen die Hochwürdigsten Herren Bischöfe darin nicht vorkommen. Anschuldigungen werden darin erhoben gegen eine Partei in der katholischen Kirche; über etwaige Beziehungen der Hochwürdigsten Bischöfe zu dieser Partei wird — so viel ich mich erinnere — nichts gesagt, wie auch ich mir ein Urtheil darüber nicht anmaße. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß in der Adresse »jedes selbständige Recht der Kirche geleugnet« würde. Das Recht der Kirche, zu glauben, was sie will, zu lehren, was sie will, die heiligen Sakramente zu spenden wie, wo und

wem sie will, ihr Vermögen zu verwalten [das Gesetz über die Verwaltung des Kirchenvermögens wurde erst später erlassen], das Recht, die Kirchenbeamten anzustellen (allerdings mit gewissen Einschränkungen, wie sie immer und überall bestanden haben), über diese die Disziplinargewalt zu üben und geistliche Strafen zu verhängen (darunter auch die größte, den Ausschluß aus der Kirche, die thatsächlich eintritt, wenn die heiligen Sakramente verweigert werden; die öffentlich bekannt gemachte Exkommunikation ist keine geistliche, sondern eine eminent bürgerliche Strafe, da sie den Exkommunizierten, falls er unter Katholiken lebt, das Leben nicht bloß unerträglich, sondern unmöglich macht), von allen diesen Rechten wird in der Adresse keins bestritten, sondern, soweit ich mich erinnere, nur das Recht, in Angelegenheiten gemischt bürgerlich-kirchlicher Natur die Grenze zu bestimmen. Nun weiß ich allerdings, daß der Kirche oder richtiger gesagt der höchsten kirchlichen Behörde (die neuerdings beharrlich mit der Kirche identifiziert wird, ähnlich wie die Schriftsteller des spätern Mittelalters »Kirche« zu schreiben pflegten, wenn sie den Kirchenstaat meinten) von extremen Systematikern nicht allein dieses Recht, sondern überhaupt jedes Recht zugesprochen wird, sodaß für die Geistlichen und die Laien, sowie für die weltlichen Regierungen schlechterdings nichts übrig bleibt, als die Pflicht unbedingten Gehorsams in allen geistlichen und geistlich-weltlichen Dingen. Ich weiß aber auch, daß die Träume der Systematiker niemals Wirklichkeit geworden sind, daß vielmehr, so oft und so lange der Kirche überhaupt ein Staat gegenüberstand, der Staat das Recht der Grenzbestimmung geübt hat, vom Staate der römischen Cäsaren bis auf den Staat Ludwigs XIV. und der Maria Theresia herab. . . . Die Unterzeichnung der Adresse habe ich für Pflicht gehalten, weil ich die

doppelte Überzeugung hege, daß einerseits die Kirche durch die sogenannten Kirchengesetze an der Erfüllung ihrer Mission nicht gehindert wird, und daß andererseits, wenn die Opposition der sogenannten katholischen Presse gegen die Staatsregierung Erfolg haben sollte, die Existenz des deutschen Reichs nicht bloß, sondern auch die des preussischen Staats in Frage gestellt würde. Es ist notorisch, daß sich diese Presse gegenwärtig einer höhern Autorität erfreut als selbst der Episkopat, denn noch jedesmal, so oft einer der Hochwürdigsten Bischöfe mit einem einflußreichen katholischen Blatte in Kollision geriet, hat er nachgeben müssen. Nun haben vor drei Jahren die Historisch-Politischen Blätter, wohl die angesehenste der katholischen Zeitschriften Deutschlands, den Bischöfen und dem katholischen Volke Preußens den katholischen Charakter abgesprochen, letzterm, weil es 1866 — wenn gleich ungerne — doch in den Krieg gegen Oesterreich gezogen sei, den erstern, weil sie diesen Krieg nicht öffentlich und nachdrücklich verurteilt hätten. Wenn sich diese Anschauung Bahn bricht, und wenn zugleich dem katholischen Volke Deutschlands die Meinung beigebracht wird, die die besagten Organe unablässig predigen, daß die Staatsregierung darauf ausgehe, ihm sein heiligstes Gut, die Religion, zu rauben (einfache Leute meiner Gemeinde haben mich wiederholt gefragt: ist es denn wahr, daß wir nicht mehr zur heiligen Beichte und in die heilige Messe gehen dürfen?), dann werden bei einer kriegerischen Verwicklung die Stimmen der Hochwürdigsten Bischöfe gegen ein Bündnis der deutschen Katholiken mit Frankreich so wenig vermögen, wie die an die Arbeiterklasse gerichteten Ermahnungen zur Genügsamkeit und die Abmahnungen von Gewaltthaten vermögen, nachdem katholische Männer, die sich mit solchen Gegenständen beschäftigen, Jahrzehnte hin-

durch den Haß gegen das Kapital gepredigt und der Ansicht, die Arbeiter müßten suchen, ihre Lage durch Sparsamkeit und durch Steigerung ihrer Intelligenz zu bessern, die Behauptung entgegengestellt haben: es sei ein Hohn, Leute, die das zum Leben notwendige nicht haben, zur Sparsamkeit zu ermahnen, und ehe man für die Arbeiterkinder Schulen errichte, solle man vorher, damit sie nicht verhungern, Suppenanstalten begründen. [Es waren ebenfalls die Historisch-Politischen Blätter, die in den sechziger Jahren dergleichen predigten.]... Nicht darin sehe ich das Unglück, daß ein katholischer Priester eine eigne, von der Majorität seiner Amtsgenossen abweichende Überzeugung öffentlich ausspricht, sondern daß ein solches Aussprechen der eignen Überzeugung Ärgerniß erregt. Ist es doch so weit gekommen, daß es kaum noch einen Gegenstand der Wissenschaft, der Politik, des bürgerlichen, ja sogar des persönlichen und Familienlebens mehr giebt, über den ein Katholik eine von der herrschenden Presse unabhängige Meinung aussprechen könnte, ohne daß er des Abfalls vom Glauben beschuldigt würde. Diesen Zustand habe ich seit Jahren als unheilvoll beklagt. Sollte es wirklich gelingen, jeden denkenden Kopf, jede unabhängige Überzeugung, jeden selbständigen Charakter aus dem Katholizismus hinauszudrängen, dann bliebe von diesem freilich nichts mehr übrig als ein ungeheurer Automat, der nur noch durch die Ähnlichkeit der äußern Erscheinung an die ehemalige katholische Kirche erinnern würde. Drum halte ich unter allen dringenden Bedürfnissen der jetzigen Zeit für das dringendste, dieser allergrößten Gefahr vorzubeugen, und das katholische Volk nach und nach wieder daran zu gewöhnen, daß es selbständig denkende, überzeugungstreue und charakterfeste Männer nicht als den Ruin, sondern als die Lebenskraft der Kirche betrachte u. s. w.

Nach Absendung dieses höchst überflüssigen Ergusses mußte ich wieder einmal, wie öfter in den letzten Jahren, täglich auf der Lauer liegen, um meinen Briefboten (es war ein Schulknabe, der die Postfachen in einer verschlossenen Blechtasche holte) heimlich abzufangen; denn wenn mich die Mutter einen großen Brief auspacken sah, dessen Inhalt ich ihr nicht mitteilen konnte, geriet sie in große Angst. Oft, wenn sie einen amtlichen Brief in meiner Hand sah oder in meinem Gesicht einen bedenklichen Zug entdeckte, sagte sie: Schreibt, lieber Herr, schreibt, daß Ihr bei der Pfarre bleibt! Ich hatte ihr dieses Sprüchlein mitgeteilt, das der Volkswitz in der Zeit, wo die Konkordienformel umging, den sächsischen Pfarrfrauen in den Mund gelegt hat. Diesmal kam aber kein Brief, sondern der fürstbischöfliche Kommissarius, Propst Hübner aus Zobten am Bober, der zwar ein vortrefflicher Mann und höchst angenehmer Gesellschafter war, dessen Anblick mich aber an jenem Tage nicht übermäßig erfreute. Zufällig oder, wie beide meinten, durch Gottes Fügung kam gleichzeitig von der andern Seite mein Bruder, der Kaplan an, zum Besuch, wie er der Mutter sagte, in Wirklichkeit aber nur, um mich zum Widerruf meiner Unterschrift zu bestimmen. Während die Mutter in der Küche beschäftigt war, bearbeiteten mich beide und beschworen mich „vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands.“ Ich blieb dabei, ich könnte dem Propst die protokollarische Erklärung, die er mir zu entlocken den Auftrag hatte, nicht so ohne weiteres geben, und versprach, sie ihm nächster Tage nach Zobten zu bringen. Mein Bruder reiste am andern Tage wieder ab, und einen Tag darauf erklärte ich der Mutter, ich hielt mich zu einem Gegenbesuch beim Propst verpflichtet, hätte eigentlich auch etwas amtliches mit ihm zu besprechen, worüber sie sehr erfreut war, denn

es verstand sich von selbst, daß sie mitfuhr, und das Wetter war wunderschön. Vor der Abfahrt schickte ich folgende Erklärung an die Schlesiſche Zeitung: „Hätte ich geahnt, daß die Beteiligung an der viel besprochenen Adresse schlesiſcher Katholiken als Auflehnung gegen die geistliche Obrigkeit, ja als Abfall von der Kirche aufgefaßt, und daß den geistlichen Unterzeichnern der Adresse nur die Wahl gelassen werden würde zwischen Widerruf einerseits und Bann nebst Absetzung andererseits, so hätte ich meinen Namen nicht beigefügt. Da nun in Wirklichkeit dieses Ungeahnte eingetreten ist, ich aber durchaus nicht gewillt bin, aus dem Verbande der katholischen Kirche auszuscheiden, so ziehe ich, unbeschadet der Seiner Majestät dem Kaiser in jener Adresse angelobten Ergebenheit, meine Unterschrift hierdurch zurück.“ In Zobten überließen wir meine Mutter zunächst der Gesellschaft der Schwestern des Propstes und zogen uns in dessen Studierstube zurück. Das Geschäft ging glatt von statten. Ich überreichte eine Abschrift meiner Erklärung, die, da sie am andern Morgen gedruckt erscheinen mußte, eine vollendete Thatsache war, an der sich nichts mehr ändern ließ, und er verfaßte ein Protokoll, das ihm viel Kopfzerbrechen zu machen schien, denn er brauchte dazu so lange Zeit, daß ich unterdessen einen auf dem Sopatische liegenden Roman von Bollanden halb durchlesen konnte. Diesen fand ich, nebenbei bemerkt, abscheulich. Dann unterschrieben wir und begaben uns zu den Frauen zum gemeinsamen Kaffee. Meine Mutter fand die Partie ganz reizend. Da es mir gelungen war, ihr auch alle gefährlichen Zeitungsblätter zu unterschlagen, so hatte sie keine Ahnung; aber nachträglich erfuhr sie die Geschichte doch durch einen um mein Seelenheil und um das Heil der Kirche sehr besorgten Amtsbruder, der durch seine Unfähigkeit, etwas auf dem Herzen zu behalten, be-

rüchtigt war (er war imstande, binnen einer Stunde zehn verschiednen Personen beiderlei Geschlechts ein Geheimniß sub sigillo anzuvertrauen); seitdem machte sie der Anblick der Blechtasche nervös.

Mit der Erklärung, daß ich nicht gewillt sei, aus der Kirche auszuscheiden, war es mir voller Ernst gewesen. Um evangelisch werden zu können, war ich noch viel zu katholisch, und zu jener philosophischen Selbständigkeit, die der Kirche für das eigne Gemüthsleben nicht mehr bedarf, hatte ich mich noch nicht durchgerungen. Was aber das Materielle betrifft, so mußte ich die Existenzsicherheit viel zu gut zu schätzen, als daß ich sie hätte für nichts und wieder nichts wegwerfen sollen. So oft ich des Abends von einem Besuch allein heimkehrte, sagte ich mir beim Eintritt in mein Gärtchen: Welches Glück ist es doch, ein eignes Heim zu haben, aus dem einen niemand verjagen darf! Eine „Sache,“ für die ich mich hätte verpflichtet fühlen können, dieses Gut und das Glück meiner Mutter aufzuopfern, gab es nicht, denn die bloße Negation einiger Dogmen und die Opposition gegen die in der Kirche herrschende Richtung sind keine solche „Sache.“ Ja da ich immer noch die katholische Kirche für die, wenn auch durch menschliche Irrtümer und Leidenschaften verdorbne wahre Kirche Christi hielt, so war eben sie die Sache, um die es sich handelte, und um an einer Reform dieser Kirche mitarbeiten zu können, mußte ich darin bleiben. Denn so viel wußte ich damals schon, daß die draußen stehenden, namentlich auch die Altkatholiken, die katholische Kirche zu reformieren so wenig Macht hätten, als etwa das Königreich Sachsen Macht hat, China zu reformieren. Der Protestantismus freilich hat eine Reform der katholischen Kirche bewirkt, aber der war auch so mächtig, daß er eine Zeit lang das Dasein der päpstlichen Kirche bedrohte, und zu einer

solchen Macht konnte es der Altkatholizismus, das sah man deutlich, niemals bringen. Aus solcher Überzeugung hatte auch Döllinger von der Gründung einer altkatholischen Kirchengemeinschaft abgeraten und gemeint, die Opposition gegen das Vatikanum müsse als liberaler Sauerteig in der Kirche bleiben. Und als ein Freund, der eine altkatholische Pfarrstelle in Süddeutschland angenommen hatte, in einem seiner Briefe über die Zurückhaltung des Münchner Patriarchen klagte, schrieb ich ihm: wenn sich der Mann, der die Geschichte der Reformation geschrieben hat, an einer Kirchengründung beteiligen wollte, so würde ich das für ein Zeichen beginnender Gehirn-erweichung ansehen; ihm stehe eben die Wahrheit allzu klar vor Augen, daß Kirchen nicht von Professoren gegründet werden, sondern nur aus großen Volksbewegungen erwachsen können. Denselben Gedanken hat neuerdings Professor G. Tröltzsch mit Beziehung auf die Reform- und Neubildungsversuche innerhalb des Protestantismus im zweiten Augustheft der Preussischen Jahrbücher (Jahrgang 1895) in einer vortrefflichen Abhandlung über Religion und Kirche ausgeführt. „Wirkliche, tiefgehende Reformen, schreibt er u. a., sind immer Revolutionen und finden nur unter schweren Kämpfen statt, die gewöhnlich gar nicht bloß religiöse Kämpfe sind. Das Schiff der religiösen Reform bedarf einer allgemeinen Erregung des Meeres, um flott zu werden. Das hat nicht zum mindesten die Reformationsgeschichte bewiesen.“ Der Kulturkampf war ja auch ein Sturm im Meere; nur ist es nicht das Schiff der Reform gewesen, was er flott machte, sondern das Schiff der unveränderten römischen Kirche; was sich von dieser losriß, war nur ein winziger Kahn. Weiterhin schreibt Tröltzsch: „Würde überall konsequent gedacht, so müßten die einen den Untergang der Kirchen und die andern

den Untergang der Welt erwarten. Diejenigen, die in der Mitte zwischen beiden an einer Reform der Kirche arbeiten, mögen aber aus der Geschichte lernen, daß mit etwas liberaler Theologie und etwas Gemeindebelebung dieses Ziel nicht erreicht wird. Kirchen werden nur im heißen Feuer eines allgemeinen Brandes umgeschmolzen.“ Es gab also keine Sache, die mich hätte aus der Kirche hinauslocken können, sondern nur Zumutungen, durch deren Nichtabweisung meine persönliche Würde gelitten hätte, konnten mich hinausdrängen.

Eine solche Zumutung herauszufordern, konnte mich mein Temperament leicht hinreißen, drum nahm ich mich in acht. Zunächst vor den Amtsbrüdern; den Verkehr mit ihnen beschränkte ich auf das notwendigste, und wenn ich mit einem zusammentam, suchte ich Gesprächen über die Tagesereignisse möglichst auszuweichen. Sah ich einen geistlichen Besuch nahen, so verbarg ich schleunigst die Schlesiſche Zeitung, um nicht an das Doppelverbrechen zu erinnern, daß ich sie, und nicht die Hausblätter, hielt. Einmal wurde sie von dem alten, dicken, pathetischen, unfreiwillig komischen Pfarrer P. in der Küche aufgestöbert, wohin ich sie in der Eile geflüchtet hatte. Nein, rief er, wie können Sie immer noch dieses Schandblatt mithalten, das unsre heilige Kirche verfolgt und beschimpft und erst dieser Tage wiederum eine abscheuliche Geschichte von einem katholischen Geistlichen erzählt hat! Die Entrüstung war sehr erklärlich, denn er und sein Kaplan, den er mithatte, waren beide, wie ich genau wußte, in puncto puncti nicht ganz taktfest. Übrigens hielt er es in Zeitungs-sachen nicht anders, als es eben die meisten Leute bis auf den heutigen Tag zu halten pflegen. Jeder erklärt jedes Blatt für ein Schandblatt, das von Männern seiner Partei Skandalgeschichten erzählt.

Schaden könnte es ja nichts, wenn Skandalgeschichten überhaupt nicht gedruckt würden, und die Wut der Reporter genannten Hyänen, aus allen Winkeln alles Was auf den Markt der Öffentlichkeit zu schleppen, dazu auch noch allen Abfall und alles Gemüll, allen Plunder bedeutungsloser Kleinigkeiten, ist greulich und lächerlich zugleich. Aber da nun einmal die modernen Verkehrsmittel diese Öffentlichkeit — trotz Brausewetter — geschaffen haben, und da sich insbesondere die Berichterstattung über Verbrechen und Strafurtheile schlechterdings nicht verhindern läßt, so muß wenigstens die Fälschung der öffentlichen Meinung vermieden werden, die darin liegen würde, daß sich nur gewisse Volksschichten die Veröffentlichung ihrer Skandalchronik gefallen lassen müßten, gewisse Kreise aber das Privilegium hätten, bei ihren eignen „Anfällen“ rücksichtsvolles Schweigen fordern zu dürfen. Es wäre unbillig, einem Blatte zuzumuten, daß es sich beeilen solle, die Schande von Angehörigen der eignen Partei aufzudecken; aber wenn es die der Gegenpartei breittritt, so hat diese kein Recht, zu klagen; veräußt sie ja doch nicht, sich zu entschädigen. Und so kommt durch diese Art Arbeitsteilung ein annähernd richtiges Bild der Wirklichkeit zustande, was für den beobachtenden Gelehrten wie für den praktischen Politiker immerhin von Wert ist.

Auch in der Unterhaltung mit meinen Pfarrkindern legte ich die Worte auf die Goldwage. Sie waren ja meistens bäuerlich einfältig und harmlos, mir auch wohl nicht abgeneigt; aber ein paar gingen doch fleißig zum Propst Hübner, um Bericht zu erstatten und sich Verhaltensmaßregeln zu holen; besonders der Schmied, ein kluger Mann und auch sonst ein Mustermensch. Er that ab und zu eine wohlüberlegte Frage und schaute mich dabei mit forschenden Blicken an. Was meinen Sie wohl, sagte

er daß einemal, ob es zur Revolution kommen wird? (nämlich wegen der Maigesetze). Die ist bei unsrer Militärverfassung nicht möglich, erwiderte ich. Das ist richtig, bemerkte er, sie ist nicht möglich. Auch einige von den Schulkindern stellten mir Fragen. Es waren gute Kinder; ich bin, mit Ausnahme eines einzigen Falles, die ganzen vier Jahre nie auch nur in die Versuchung gekommen, zum Stock zu greifen, aber in diesem Punkte waren sie von den Eltern dressiert. Als ich einmal Beispiele von Unglauben aufzählen ließ, sagte der eine Knabe: wenn manche nicht glauben wollen, daß der heilige Vater unfehlbar ist, und alle sahen mich neugierig an; ich weiß nicht mehr, wie ich mich dabei verhalten habe. Also ich nahm mich in acht, und zwei Aufforderungen, die Leitung altkatholischer Gemeinden zu übernehmen, eine aus Breslau und eine aus Aussig in Böhmen, lehnte ich ab. Aber was kommen soll, kommt doch.

Am Morgen des Sylvestertages 1874 wurde ich über Land zu einem Kranken geholt. Es lag tiefer Schnee, und wir konnten nur Schritt fahren, sodaß es gegen drei Stunden dauerte, ehe wir hinkamen. In sehr mißmutiger Stimmung kehrte ich heim. Da hätte man nun einmal, sagte ich mir, so ziemlich einen ganzen Tag dienstlich zugebracht, aber womit? Im Schlitten sitzen ist doch keine Leistung. Und das Abendmahl spenden, mit dem Kranken — es war kein Sterbender — ein wenig plaudern, das ist doch auch eigentlich keine Leistung; der Pastor des Ortes hätte nur eine halbe Stunde dazu gebraucht. In dieser lebhaften Empfindung eines unbefriedigten Daseins hatte ich zwei Briefe zu erbrechen. Der eine kam von der Regierung. Diese fand es damals angemessen, neben der Peitsche doch auch ein wenig das Zuckerbrot zu probieren, und arbeitete an der Aufbesserung schlechter Pfarreien königlichen Patronats. Ich hatte

eine Anzahl Berichte und Berechnungen einzuschicken gehabt und war vom Landrat vernommen worden. Der Brief brachte mir nun die erfreuliche Kunde, daß beschlossen worden sei, die Kuratie Harpersdorf aufzubessern um 11 Thaler 13 Silbergrofchen 7 Pfennige oder so ähnlich. Der elf Thaler entsinne ich mich genau; von den Silbergrofchen und Pfennigen weiß ich nur, daß welche dabei, und daß die Zahlen möglichst ungerade waren; es war der Betrag, der an dem bisherigen Pfarreinkommen zu 500 Thalern fehlte. (Zu dem Entschlusse, das geringste Einkommen der katholischen Geistlichen auf 1800 Mark festzusetzen — das der evangelischen auf 2400 Mark —, hat sich die Regierung erst ein paar Jahre später aufgeschwungen.) Man wird begreifen, daß diese Aufbesserung nicht eben geeignet war, die gedrückte Stimmung in eine gehobne zu verwandeln. Wer weiß, ob nicht eine andre Ziffer, etwa 111 statt 11, eine Stimmung erzeugt hätte, in der ich den zweiten Brief gleichmütiger gelesen und beantwortet haben würde. Dieser zweite kam vom Erzpriester und enthielt ein Rundschreiben nebst einer Liste, in die Beiträge für die neu ausgeweihten Priester eingezeichnet werden sollten. In dem Rundschreiben hieß es u. a., der Fürstbischof habe bei der Weihe gesagt, es schmerze ihn tief, daß er den Neupriestern nicht einmal den Bissen Brot gewähren könne; so wolle man denn dem Hochwürdigsten (wenn ich nicht irre, zu irgend einem Jubiläum, das er nächstens feiere) die Freude machen u. s. w. Ich schrieb neben meinen Namen in die Liste: Wenn einer der brotlosen Amtsbrüder zu mir kommt, so will ich meinen kargen Bissen Brot mit ihm teilen, aber Geld zeichnen zu einer Sammlung, die eine Demonstration gegen die Staatsgesetze bedeutet — nimmermehr! Ich fügte dann noch in einem besondern Briefe an den Erzpriester bei, der Bischof habe durch die

letzte Weihe von Neupriestern gegen die kanonischen Gesetze verstoßen. Da nämlich im Mittelalter die vielen clerici vagabundi großes Ürgerniß gaben, so haben die Konzilien Beschlüsse gefaßt, die ins kanonische Recht übergegangen sind, wonach der Bischof keinem die höhern Weihen erteilen darf, dessen anständiger Lebensunterhalt nicht entweder durch das eigne väterliche Vermögen oder durch ein kirchliches Benefizium gesichert ist. In der Regel wird erfordert, daß der zu Weihende schon ein Benefizium, eine Pfarr-, Domherrn- oder Klosterpfünde habe, die ihm das Recht auf die Bitte um die Priesterweihe verleiht, und für diesen titulus beneficii tritt der titulus patrimonii nur subsidiär ein (Conc. Trid. Sessio XXI, Caput II. Schon die Überschrift des Kapitels ist ein vernichtendes Urteil über die Handlungsweise der Bischöfe; sie lautet: Arcentur a sacris ordinibus, qui non habent, unde vivere possint; aber freilich: silent leges inter arma). Später, als die Kirchenregierung immer büreaukratischer und das Institut der Hilfsgeistlichen neu ausgebildet wurde, erfand man für diese noch den titulus mensae.\*) Dieser Tischtitel wird entweder von einem Privatpatron verliehen und besteht darin, daß sich dieser verpflichtet, dem zu Weihenden eine seiner Pfarreien zu geben, sobald sie frei wird, oder ihm, wenn er vor einer solchen Vakanz brotlos wird, ein Jahrgeld zu zahlen. Gelingt es dem zu Weihenden nicht, bei einem Privatpatron anzukommen, so muß ihm der Bischof selbst den Titel gewähren. Für gewöhnlich bedeutet dieser

\*) Im Almanach begeisterte der Tischtitel unsern Humoristen zu einer Posse, die wir an Fasching aufführten, und worin er selbst die Hauptrolle, einen jüdischen Kommerzienrat, übernahm. Es war überwältigend, wie er mit seinem prachtvollen Basse, der ihm von jeder Oper mit Golde aufgewogen worden wäre, seine schnurrigen Roullets nach den Melodien tragischer Opern sang. Braver Weckert, lebst du noch?

bischöfliche Titeltitel eine Anweisung auf das Emeritenhaus; diesen Titel habe auch ich, und wäre ich katholischer Priester geblieben, so säße ich jetzt, weil ich „untauglich“ bin, als „Stübelpater“ in einem Stübchen des Priesterhauses zu Meisse. Die sämtlichen während des Kulturkampfes geweihten Geistlichen konnten darin freilich nicht untergebracht werden, aber, das schrieb ich dem Erzpriester noch, wenn der Bischof, anstatt die Vorschrift des kanonischen Rechts zu beobachten und den vermögenslosen unter den Kandidaten zu sagen: Ich kann euch jetzt nicht weihen; suchet ein Unterkommen in außerpreussischen Diözesen oder wendet euch einem andern Lebensberufe zu! die jungen Leute durchaus weihen wollte, so hatte er die Pflicht, sie aus seiner eignen Tasche zu erhalten, und diese Tasche hätte ausgereicht. Denn sein Einkommen, das wußte ich von meinem Freunde, dem Schulrat A., belief sich auf 150000 Thaler. Wenn er jedem Neupriester ein Jahrgeld von 400 Thalern zahlte, so konnte er mit 120000 Thalern dreihundert stellenlose Neupriester erhalten, und so hoch ist ihre Zahl, so viel ich weiß, nicht angeschwollen, denn selbstverständlich nahm die Zahl der Theologen nach Ausbruch des Kulturkampfes reißend ab. Auch sind die Theologen später — das Alumnat wurde ja auch aufgelöst — wirklich in außerpreussische Diözesen gegangen, um dort die Weihen zu empfangen.

Wie gewöhnlich in solchen Fällen, überlegte ich erst nach Absendung dieser Briefe, was ich wieder angerichtet hatte, und sah nun das Ende meiner katholischen Zeit unaufhaltsam herannahen. Die Aktenstücke aus dieser letzten Krisis finde ich nur noch zum Teil vor. Ein Schreiben des Erzpriesters vom 26. Januar 1875 lautet: „Euer Hochwürden teile ich ergebenst mit, daß ich Ihrem Wunsche gemäß Ihr Schreiben vom

2. des Monats und die Auslassung auf dem Zirkular allen Konzirkularen des hiesigen und einigen des Lieben-  
thaler und des Raumburger Archipresbyterats, mit  
denen ich zusammengekommen bin, vorgelesen habe.  
Alle haben sich sehr darüber betrübt und mir beige-  
stimmt, daß es meine Pflicht sei, Ihr Schreiben an  
die Hochwürdige Behörde einzureichen. Letzteres ge-  
denke ich, so schwer es mir auch fällt, in etwa acht  
bis zehn Tagen zu thun, da keine Aussicht ist, daß Sie  
mir erklären würden, Sie seien in Ihren Äußerungen  
zu weit gegangen; denn wie dem Gelbsüchtigen alles  
gelb, so erscheint Ihnen alles, was die Hochwürdigsten  
Bischöfe thun, schwarz. Recht schmerzlich bewegt, zeichnet  
ergebenst

Aust, Erzpriester“

Dieser Nachfolger L. S. im Erzpriesteramte war  
Pfarrer von Löwenberg und ein ausgezeichnete Cha-  
rakter. Er hatte ein sehr dürftiges Einkommen und  
widmete seine ganze Kraft und die Geldmittel, die er  
zusammenzubringen mußte, der Schule und Liebes-  
werken, namentlich einem Waisen- und einem Kranken-  
hause. In Voraussicht dessen, was nun kommen mußte,  
beschloß ich, mich dem Bischof Reinkens zur Verfügung  
zu stellen, weiß aber nicht mehr, wann ich diesen Ent-  
schluß dem Erzpriester kundgegeben habe. Daß er so-  
fort ausgeführt worden ist, ersehe ich aus einem  
Schreiben des altkatholischen Bischofs vom 31. Januar;  
ich hatte ihm zugleich mitgeteilt, daß ich mit Rücksicht  
auf meine kränkliche Mutter, der ich einen Umzug bei  
rauhem Wetter nicht zumuten könne, bis zum Frühjahr  
in Harpersdorf zu bleiben gedächte. Dasselbe scheine  
ich, einem noch vorhandnen Schriftstücke nach zu schließen,  
dem Erzpriester geschrieben und ihn gebeten zu haben,  
daß unvermeidliche bis dahin zu verschieben.

Am 26. Februar kam der Erzpriester. Meine  
Mutter, die von den Dingen, die vorgingen, keine

Ahnung hatte, war sehr erfreut. Während sie Kaffee bereitete, eröffnete mir Aust, daß ich exkommuniziert sei, und daß er den Auftrag habe, die Exkommunikation auch den beiden Kirchenvorstehern mitzuteilen. Er fragte nach den Häusern, und da sich die Lage nicht leicht genau beschreiben ließ, erbot ich mich, mitzufahren. Ach nein, sagte er, das wäre doch wohl zu viel verlangt. Dann fragte er: Glauben Sie an die Gottheit Christi? Ja, antwortete ich. — O, dann kommen Sie wieder zu uns! — Hierauf gingen wir ins Zimmer der Mutter und tranken mit ihr Kaffee. Bei anbrechender Dunkelheit gingen wir, wie gewöhnlich, auf ein Plauderstündchen zum Kantor hinüber. Meine Mutter, die am Fenster saß, rief plötzlich: Da kommen ja Jäkel und Scholz im Schnee gewatet, was wollen denn die heute noch? Ich log: Es wird wegen der Kirchenrechnung sein, und ging hinaus, sie zu empfangen. Ich führte sie in Begleitung des Kantors, den ich mit drei Worten von dem Geschehenen unterrichtete, in die Schulstube. Sie waren ganz zerschmettert und sagten nicht viel, nur, daß sie eben den Befehlen des Bischofs nachkommen, die Gemeindeglieder in Kenntniß setzen und für ihre Person meinen Gottesdienst meiden würden. Dann nahmen sie Abschied und gingen. Nachträglich erfuhr ich, daß Aust zuerst in ein falsches Haus geraten war und dort die Exkommunikation verlesen hatte. Eine Frau hatte ihm dann gesagt: Sie wollen wahrscheinlich zum andern Jäkel; wir sind nicht katholisch. Im richtigen Hause hatte dann die Mutter Jäkel gerufen: O Jekersch, wenn der Herr a gudes Wort giebt, do darf a doch wull bleiben! A is halt doch sühr a rechtschaffner Herr und immer der erste ei der Kerche. Ja, das gute Wort will er eben nicht geben, hatte der Erzpriester erwidert.

Nun ließ sich die Sache vor der Mutter nicht

länger verbergen. Es fiel mir doppelt schwer, davon anzufangen, weil sie den ganzen Tag bis zum Abendessen ungewöhnlich heiter gewesen war. Nach der Mahlzeit sagte ich: Mutter, es steht uns eine große Veränderung bevor. Sofort erriet sie die Bedeutung der beiden Besuche und brach in Thränen aus. Nachdem der erste Sturm vorüber war, kamen wir dann natürlich auch auf das Materielle zu sprechen. Ich versicherte, daß es ihr an nichts fehlen solle, und erzählte ihr, was mir Reinkens in Aussicht gestellt habe. Aber darauf gab sie nichts: Ach, meinte sie, was werden dir denn die dummen Altkatholiken bieten können! Ich erwiderte, wenn meine Erwartungen nicht in Erfüllung gehen sollten, so getraute ich mir, mit der Feder das Nötige zu verdienen. Was willst du denn schreiben? sagte sie (du dummer Kerl, dachte sie ohne Zweifel, sprach es aber mit Rücksicht auf meine geistliche Würde nicht aus), was willst du denn schreiben? 's ist ja schon alles geschrieben! Damit hatte sie freilich Recht; aber die Welt ist nun einmal so närrisch, daß sie das tausendmal geschriebne immer wieder geschrieben haben will und auch noch Geld dafür bezahlt, sodaß man thatsächlich von der Feder leben kann. Ich äußerte dann noch, in unserm Heimatsstädtchen, wo ihre Seele eigentlich mehr weile, als am jetzigen Aufenthaltsort, werde sie sich gewiß recht behaglich fühlen. Sie war eine jener spröden Frauen, die ihre Zuneigung nicht äußern können und Versuche der Kinder, sie zu lieben, schroff abweisen, was eine herzliche Vertraulichkeit erschwert; aber ich werde nie den Ton vergessen, in dem sie auf jene Bemerkung erwiderte: Ich will ja nichts, als bei dir sein! Da wurde es mir zweifelhaft, ob ich recht gehandelt hätte. Indes, was hilft die Grübelelei über geschene Dinge, die sich nicht ungeschehen machen lassen!

An demselben Abend noch schrieb ich an den

Fürstbischof: „Heut Nachmittag war der Herr Erzpriester Ault bei mir, um mich von einer Verfügung Euer Fürstbischöflichen Gnaden in Kenntniß zu setzen, laut welcher ich der Exkommunikation und Suspension verfallen sei und aufgefördert werde, mein Benefizium niederzulegen. Letzteres würde ich auch ohne Aufforderung im Laufe der nächsten Monate gethan haben und thue ich insofern sofort, als ich zugleich mit diesem der königlichen Regierung zu Liegnitz als Patron meinen bevorstehenden Weggang anzeige. Da ich jedoch die Rechtskraft der über mich verhängten Zensuren nicht anzuerkennen vermag, gedenke ich meine Amtsfunktionen auszuüben, solange ich hier verweile. Hierzu glaube ich schon meiner Gemeinde verpflichtet zu sein, weil unter den obwaltenden Umständen eine provisorische Verwaltung der Stelle bis zum Amtsantritt meines Nachfolgers unmöglich ist.“ (Die definitive Besetzung war damals, wo das Sperrgesetz noch nicht erlassen war, noch möglich, weil die Regierung Patron war, die Anzeigepflicht des Bischofs daher wegfiel.)

Die im Alumnat tief eingeprägte Vorstellung, daß ein Exkommunizierter, der die Messe liest, damit ein Sakrilegium, also die furchtbarste aller Sünden begehe, saß doch noch so fest, daß mir am andern Morgen bei der Messe die Kniee schlotterten. Im Laufe des Tages kam das Kirchenblatt, das einen heftigen Angriff auf mich enthielt. Ich schrieb an demselben Tage folgendes an die Redaktion der Schlesiſchen Zeitung:

Es ist mir in der Seele zuwider, das große Publikum mit meinen persönlichen Angelegenheiten behelligen zu sollen. Da aber die neueste Nummer des Schlesiſchen Kirchenblatts meinen „Abfall“ benutzt, um die altkatholische Sache herabzusetzen, so halte ich mich zu folgenden Bemerkungen verpflichtet, um deren Aufnahme ich ergebenst bitte. „Zentschs dreistes

und komisch-unvernünftiges Poltern gegen Unfehlbarkeit und Konzil ist noch in frischer Erinnerung.“ Möglich, daß ich mich komisch ausgedrückt habe; ich bin kein Klassiker. Aber mein Wille war gut, und ich hätte gewünscht, nicht nur poltern zu können, sondern mit der Donnerstimme eines Luther das deutsche Volk aufzuwecken aus der Lethargie, mit der es das römische Unheil über sich ergehen ließ, das ich in seiner vollen Größe gleich anfangs begriffen habe. „Indessen leistete er den kirchlichen Forderungen Genüge.“ Das habe ich nicht gethan, sondern in meinem teilweisen Widerruf viel weniger ausgesprochen, als man von mir verlangte. „Und als er kurze Zeit darauf die Kuratie Harpersdorf erhielt, gab er der kirchlichen Behörde so befriedigende Erklärungen bezüglich des Vatikanischen Konzils, daß dieselbe kein Bedenken tragen konnte, ihm die kleine Seelsorgestelle anzuvertrauen.“ Als Kaplan in Grüssau, unter der Botmäßigkeit eines Pfarrers, war ich beständig der Gefahr ausgesetzt, gemäßregelt zu werden. Ich wußte, was das heißt, von Liegnitz her: von den Katholiken wie ein Aussätziger gemieden werden, von gebildeten Protestanten sich sagen lassen müssen, daß man „sehr edel“ gehandelt, aber doch eigentlich eine Dummheit begangen habe, bei keinem Menschen wirksame Unterstützung finden, ohne Anschluß an jemand, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche und ohne die geringste Aussicht auf eine Existenz herumlaufen. Das alles indes hätte ich gern ertragen, wenn ich allein gestanden hätte. Ich wurde unausgesetzt von meinen Verwandten bestürmt. Meine kränkliche Mutter hing ganz von mir ab. Sie betrachtete zudem gleich den meisten Katholiken eine Trennung von der Hierarchie als einen Abfall von Gott. Eine ihr mißfällige Entscheidung konnte sie aufs Krankenlager werfen, was dann anfangen? Ich

mußte also zunächst eine relative Sicherheit suchen in einer selbständigen Stellung. Ich erhielt die hiesige Kuratie. Das geistliche Amt aber machte die Zusendung des Dekrets von meiner Erklärung abhängig, „daß ich mich den Entscheidungen des Vaticanums rückhaltlos unterwerfe.“ Unter dem Druck der oben dargestellten Verhältnisse, hermetisch abgeschlossen von jeder sympathischen Einwirkung, in einem an Anzurechnungsfähigkeit grenzenden Zustande der Verwirrung gab ich die verlangte Erklärung ab. Sie war eine Lüge. Ich habe es mir nie verhehlt und habe sie bitter bereut. Es fehlte nicht an Material zu Sophismen, um die Lüge hinwegzudisputieren. Ich wußte, daß es den Breslauer Herren nicht um meinen Glauben, sondern bloß um meine Unterschrift zu thun sei. Ich wußte, daß in meiner nächsten Nähe mehrere Geistlichen die sogenannten Abhäsionserklärungen unterschrieben hatten, ohne an die Unfehlbarkeit zu glauben; daß die Protestbischöfe sich unterworfen und nach der Unterwerfung so wenig geglaubt haben als vorher, daß demnach „sich unterwerfen“ und „glauben“ im ultramontanen Sprachgebrauch nicht identisch sind. Ich wußte, daß der Herr Fürstbischof von Breslau noch immer „sehr schlecht auf Rom zu sprechen“ sei, und daß darum seinem ultramontanen Sekretär „der Boden unter den Füßen brenne.“ Ich durfte demnach hoffen, daß sich der genannte Herr noch zum Widerstande gegen Rom ermannen werde; dann hätte meine Unterwerfung nichts andres als ein vorläufiges Schweigen bedeutet. Aber ich habe das alles mir selbst gegenüber nicht zur Beschönigung meines Fehltritts benutzt. Ich habe seitdem ein böses Gewissen gehabt. „Und jetzt erst, nach beiläufig vier Jahren, riskiert Zentsch den offenen Abfall von der Kirche; wahrscheinlich erscheint es ihm jetzt gefahrloser für die eigne teure

Person.“ Erstens giebt es jetzt eine kirchliche Organisation, der ich mich anschließen kann, damals gab es keine. Zweitens ist jede Aussicht auf eine Reaktion gegen Rom unter legaler Führung (legal im juridischen Sinne genommen; vor dem Gewissen ist die gegenwärtige Führung gerechtfertigt) geschwunden. Drittens ist es mir jetzt eher möglich als damals, die Existenz meiner Mutter zu sichern. „Wahrscheinlich hat er bereits eine »altkatholische« Sinekure bei Herrn Reinkens in Aussicht.“ Natürlich habe ich den altkatholischen Bischof, Herrn Reinkens, ersucht, mir zu einer altkatholischen Pfarrei zu verhelfen. Was in aller Welt sonst sollte denn ein Geistlicher thun, der nie einen andern Glauben als den altkatholischen gehabt hat, wenn es altkatholische Pfarreien giebt? Ob ich eine erhalten werde, weiß ich noch nicht; auch nicht, ob es im bejahenden Falle eine Sinekure sein wird. Nur das weiß ich, daß meine hiesige Stelle eine Sinekure ist, daß fast alle Stellen, die ich innegehabt habe, solche gewesen sind (Diegnitz machte eine Ausnahme), daß unter allen Qualen, die ich im Leben kennen gelernt, die Qual erzwungener Unthätigkeit die größte ist, und daß ich sehnlichst wünsche, mir mein Brot, anstatt wie bisher mit Müßiggang, endlich einmal mit ehrlicher Arbeit zu verdienen. „Unserm Gewissen und unsrer Mannesehre wäre eine solche Situation unerträglich.“ Meinem auch; eben deswegen mache ich ihr ein Ende.

Auf die heftigen Entgegnungen der katholischen Blätter habe ich nichts mehr erwidert.

Sei es nun, daß die Kirchväter mit der Ausrichtung ihres Auftrags bis zum nächsten Sonntag nicht fertig wurden, sei es, daß manchen die Neugiertrieb, oder daß die Leute meinten, einmal sei keinmal, die Sünde werde wohl nicht unverzeihlich sein — der nächste Sonntagsgottesdienst war noch ziemlich besucht. Nach der Predigt verlas ich folgende Erklärung:

Liebe Kirchkinder! Ihr habt wohl bereits gehört, was sich im Laufe dieser Woche unter uns ereignet hat. Ich halte es für meine Pflicht, euch die Lage klar zu machen. Ihr wißt, daß ich in den Grundwahrheiten des katholischen Glaubens mit euch eins bin; ihr wißt aber auch oder habt wenigstens gemerkt, daß ich in der Beurteilung der kirchlichen Zeitfragen von der Auffassung der geistlichen Behörden abweiche; ich erkenne die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils nicht an und halte die von der deutschen Reichs- und preußischen Staatsregierung erlassenen Gesetze, die kirchliche Angelegenheiten zum Gegenstande haben, für gültig. Ihr werdet vielleicht sagen: bei dieser Gesinnung hättest du eine römisch-katholische Seelsorgestellung gar nicht annehmen sollen. Darauf würde ich antworten: als ich hierher kam, hatte sich die Lage noch wenig geklärt und war noch ein Ausgleich der entgegengesetzten Richtungen zu hoffen. Mittlerweile sind die Gegensätze so schroff geworden, daß man sie als unvereinbar und unversöhnlich bezeichnen muß. Unter diesen Umständen ist es mir, wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben will, nicht mehr möglich, mein hiesiges Amt zu behalten. Es wären, wollte ich hier bleiben, nur drei Fälle möglich. Entweder ich trete mit meiner Überzeugung offen hervor, dann ist die Exkommunikation unvermeidlich. Oder ich verheimliche meine von der eurigen und der des Diözesanbischofs abweichende Überzeugung ganz und gar, dann bin ich ein Heuchler. Oder ich handle und rede mit vorsichtiger Zurückhaltung und diplomatischer Zweideutigkeit, dann bin ich nicht viel besser, und überdies fehlt jenes gegenseitige rückhaltlose Vertrauen, ohne welches die Wirksamkeit des Seelsorgers gar nicht denkbar ist. Also mußte ich endlich zu dem Entschlusse gelangen, mein hiesiges Amt aufzugeben. Ich habe eine Gelegenheit wahrgenommen, den Herrn

Erzpriester von meinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen, zugleich aber erklärt, daß ich bis zum Amtsantritt meines Nachfolgers ruhig fortzuamtieren gedenke. Ich hoffte, die geistliche Behörde würde, um ärgerliche Vorfälle zu vermeiden, mit ihren Maßregeln bis zu meinem Abgange warten. Diese meine Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Der Herr Fürstbischof hat durch den Herrn Erzpriester mir und den Kirchenvorstehern eröffnen lassen, daß ich exkommuniziert sei, und daß Katholiken sündigten, wenn sie dem von mir abgehaltenen Gottesdienste beiwohnten. Aus Gründen, die ich euch nicht auseinandersetzen darf, erkenne ich die Rechtskraft der Exkommunikation nicht an. Demnach steht die Sache so: ich gedenke den Gottesdienst in gewohnter Weise abzuhalten und alle Obliegenheiten meines Amtes zu erfüllen, bis mein Nachfolger eintreffen wird, d. i. vielleicht zwei bis drei Monate hindurch. Die geistliche Behörde sagt: wenn ihr diesem Gottesdienste beiwohnt, so sündigt ihr. Stellvertretung ist unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich; ein von der Staatsregierung nicht anerkannter Vertreter würde an der Ausübung seiner Funktionen polizeilich verhindert werden. Es sei ferne von mir, daß ich Überredungskünste anwendete, um euch zur Teilnahme an dem von mir abzuhaltenden Gottesdienste zu bewegen. Wer es vor seinem Gewissen verantworten zu können glaubt, der komme, er wird nichts andres finden als bisher; wer glaubt, das sei Sünde, der bete zu Hause oder gehe in eine benachbarte Kirche. Einige Kinder werden von mir für die heilige Kommunion vorbereitet; deren Väter bitte ich, mir zu erklären, wie sie sich zu verhalten gedenken: ob sie die Kinder weiter in meinen Unterricht schicken wollen oder nicht, und im bejahenden Falle, ob sie wünschen, daß ich auch die heilige Kommunion am Weißen Sonntag abhalte, oder ob sie auf meinen

Nachfolger warten wollen. Ebenso bitte ich die Väter der Ministranten, mir zu erklären, ob sie ihren Söhnen gestatten wollen, daß sie mir ministrieren oder nicht. Denen, die etwa heute meinen Gottesdienst zum letztenmale besucht haben, danke ich herzlich für das mir geschenkte Vertrauen und Wohlwollen. Gedenket meiner im Gebet, wie ich eurer gedenken will.“

Die Anwesenden haben das wesentliche dieser Erklärung den benachbarten Geistlichen berichtet, durch die es in die katholischen Blätter gekommen ist, die sich anerkennend darüber aussprachen.

Nach Tische erschien der Kantor bei mir, ein braver, viel dulbender Mann — er hatte Gichtknoten an Händen und Füßen und konnte kaum noch gehen —, und nahm unter Thränen von mir Abschied; wir hatten sehr gut mit einander gelebt. Er bat mich, ihn seiner kirchlichen Obliegenheiten zu entbinden — nur das Läuten, das ja nicht im erkfrieren Sanktuarium, sondern in der Vorhalle geschieht, wolle er noch weiter besorgen —, und teilte mir mit, daß die Väter beschloffen hätten, ihre Kinder weder in den Exkommunikandenunterricht noch zum Ministrieren in die Kirche zu schicken. Nur ein Schneider stellte mir seinen Sohn als Ministranten zur Verfügung. Der Mann besuchte dann auch meinen Gottesdienst weiter. Außerdem kamen meine Mutter, meine Köchin, ein paar alte Frauen\*) (Empfängerinnen der Stiftungsgroschen und hie und da eines

\*) Ein gewisser Seliger sagte der einen dieser Frauen einmal: Wie könnt ihr denn immer noch zu dem in die Kirche laufen? Ihr zieht euch ja die Exkommunikation zu! O, erwiderte das Weiblein, ich habe einen dicken Rock an, da geht sie nicht durch. Wenn der Mensch fort sein wird, bemerkte Seliger weiter, muß das ganze Zeug (die kirchlichen Gewänder und Gerätschaften) ausgeräuchert werden. Das wirst du wohl mit deiner stinkigen Tabakpfeife besorgen? gab ihm die Frau zur Antwort. Er rauchte ein wahrhaft höllisches Kraut.

Tellers Suppe) und einigemal die (protestantische) gnädige Frau vom Niederhose. Am zweiten Sonntage nach Ostern wurde mir bei der Verlesung des Evangeliums vom guten Hirten, besonders bei der Stelle: „Der Mietling aber sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht, und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe,“ und in der Predigt darüber sehr unbehaglich.

Es versteht sich von selbst, daß ich nicht einen Finger gerührt und nicht ein Wort gesprochen habe, um den Kantor oder irgend ein andres Mitglied der Gemeinde zu mir herüberzuziehn; das würde ich für ein Verbrechen gehalten haben. Das Gefüge kirchlicher und religiöser Vorstellungen, in dem die Seele des gemeinen Mannes die Gleichgewichtslage gefunden hat, zu erschüttern, ist nur dem erlaubt, der der Überzeugung lebt, daß das Volk mit seinem bisherigen Glauben zeitlichem oder ewigem Verderben verfallt, und daß er, der Apostel, den einzigen Weg zum zeitlichen oder ewigen Heile weise. Einmal wurde ich aufgefordert, eine Beerdigung vorzunehmen; der evangelische Kantor war so freundlich, sie mit seinen Singjungen zu verschönern. Sonst ist nichts vorgekommen. Ob etwa Nachbargeistliche Krankenbesuche oder Taufen verrichtet haben, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur dessen entsinne ich mich noch, daß der Propst Hübner den Herrn von Kampf gefragt hat, ob ich ihn denunzieren würde, wenn er in die Lage käme, in Harpersdorf kirchliche Handlungen vornehmen zu müssen. Darüber konnte ihn Kampf, der mich genau kannte, vollständig beruhigen. Das Denunzieren liegt meinem Geschmack so fern wie möglich, und die Unvernunft der Maigesetze empfand vielleicht kaum ein ultramontaner Geistlicher so lebhaft wie ich, wenn ich auch in meiner ganz verrückten Lage nicht daran denken konnte, da-

gegen aufzutreten. Männer wie den vortrefflichen, in den weitesten Kreisen hochgeschätzten Propst Hübner oder den edeln Ault, der sich dreißig Jahre lang für königlich preussische Schulen geschunden hatte, ohne je einen Pfennig dafür zu bekommen, einsperren, weil sie in einer Nachbarrparrei einen Kranken versehen hätten (und das wäre ihnen doch vorkommenden Falls begegnet, wenn sich ein Denunziant gefunden hätte), nein, das war um an den Wänden hinaufzulaufen. Und alle nicht fanatisirten oder durch ein Parteiinteresse voreingenommenen Protestanten empfanden natürlich ebenso. Der Graf Kostiz, erzählte mir Kampf einmal, habe Hübner gesagt: Na, wenn Sie eingesperrt werden, alter Propst, so werden wir, darau können Sie sich verlassen, schon dafür sorgen, daß Sie im Gefängnis einen guten Tropfen bekommen; und zu einem Whist besuchen wir Sie auch. Und wäre ich in die Lage gekommen, zu einer dringenden Amtshandlung in einer Nachbargemeinde aufgefordert zu werden, so würde ich sie unbedenklich ohne die Erlaubnis des Oberpräsidenten vorgenommen haben. Wenn ich in der oben mitgetheilten Ansprache die Maigesetze für gültig erklärt hatte, so meinte ich damit nicht, daß der Einzelne verpflichtet sei, sie auch in solchen Fällen zu beobachten, wo die Beobachtung ungereimt wäre und eine höhere Pflicht verletzen würde, sondern nur, daß die Verwaltungsbeamten und die Richter diese Gesetze anwenden dürften, ohne dadurch ihr Gewissen zu beschweren, und daß sich der Übertreter die Strafe gefallen lassen müsse. Das lief nun allerdings so ziemlich auf die Erlaubtheit des passiven Widerstandes hinaus, die die ultramontanen Blätter predigten.

Mein Bruder Robert kam, sobald er das vernommen hatte, was in seinen Augen das allergrößte Unglück war. Meine beiden Brüder, Julius, der um

sechs, und Robert, der um zwölf Jahre jünger war als ich, mögen ungefähr dasselbe Maß geistiger Begabung empfangen haben wie ich, sind aber unter viel ungünstigern Umständen ins Leben getreten. Ich bin von Natur heiter, wahrscheinlich weil meine Eltern zu der Zeit, wo ich entstand, noch glücklich waren, der jüngste, in den Tagen ihres Kummers geboren, brachte ein ernstes, grüblerisches, reizbares Temperament mit auf die Welt; beide jüngern Brüder aber haben den Druck der mütterlichen Kummerlast im empfänglichsten Lebensalter ununterbrochen auszuhalten gehabt, der jüngste noch mehr als der mittlere; ich dagegen sah zwar in den Ferien genug davon, um verstehen zu lernen, was Leiden heißt, aber da ich den größten Teil der Zeit auswärts lebte, so war der Druck nicht anhaltend genug, meine natürliche Spannkraft und meinen Lebensmut zu brechen und mir die angeborne Heiterkeit und Genußfreudigkeit zu rauben. Julius trug von den Jugendeindrücken eine ungemein zarte Empfindung und ein tiefes Mitleid mit den Armen davon; sein Lieblingschriftsteller war Dickens, der denkbar schlechteste Geschmack für einen Geschäftsmann, obwohl Dickens selbst, auch hierin ein echter Engländer, sehr gute Geschäfte gemacht hat. Ein paar glückliche Jahre verlebte der Bruder in Montreux, und nachdem er in Breslau das Staatsexamen gemacht hatte, wollte er nach Amerika gehen, weil ein mittelloser Apotheker bei uns keine Aussicht hat. Da sagte ihm der Brauereibesitzer W., mit dem er durch den Buchhalter des Geschäfts, seinen Schulkameraden H., bekannt geworden war: Treten Sie bei mir ein, ich verspreche Ihnen eine glänzende Zukunft. So diente er denn ein Jahr als Brauergeselle und besuchte dann die Akademie in Weihenstephan, wozu ihm W. das Geld gegen eine Lebensversicherungspolice vorschob,

das dann später von seinem Braumeistergehalte abgezogen wurde. Ein Weihenstephaner, den ich später zufällig in München traf, sagte mir, mein Bruder habe in allerlei Präparaten erstaunliches geleistet und nach seinem Fortgange den Professoren recht gefehlt. Nachdem er dort eine zweite Staatsprüfung abgelegt hatte, erhielt er die Braumeisterstelle. Ein paar Jahre ging nun alles vortrefflich. W. baute einen großen schönen Saal und mietete eine Musikkapelle, die allabendlich spielte, und mein Bruder zog die Leute an, nicht allein mit dem guten Biere, sondern auch mit einer Wunderfontäne, einer Kalo-spinthochromokrene, wie sie der Erfinder genannt hatte. Da kam die Gründerzeit. W. verkaufte an eine Aktiengesellschaft und wurde technischer Direktor, H. blieb als kaufmännischer Direktor, und mein Bruder als Braumeister, sein Gehalt wurde von 600 auf 1000 Thaler erhöht. W.'s eben fertig gewordne Brauerei in Grüneiche (das Hauptlokal liegt in der Stadt) wurde wieder niedergerissen und in weit größerm Maßstabe neu aufgeführt. Bei einem Besuche sagte mir der Bruder: Wir brauen jetzt — ich weiß nicht mehr, war es sechsmal oder zwölfmal soviel — als vorher. Ich erwiderte: Ich verstehe zwar nichts von der Brauerei und von Kaufmannsgeschäften, aber ich muß doch fragen, wer wird euch denn nun die soviel größere Biermenge abkaufen, und wer wird sie trinken, besonders da, wie ich in der Zeitung lese, auch anderwärts große Brauereien gegründet werden? Ja, sagte mein Bruder, das ist Sache des kaufmännischen Direktors, neue Absatzorte ausfindig zu machen; freilich, fügte er kleinlaut bei, spricht der, er wisse nicht, wie er das anfangen solle, das Bier müsse sich selbst Bahn brechen. Das Bier wußte aber auch nicht, wie es das anfangen sollte, und nachdem es mein Bruder mit allen Künsten der

Chemie gehalten hatte, so lange es möglich war, schlug es um, gerade zur rechten Zeit, im Sommer 1873. Die Aktien der Brauerei fielen auf zwanzig und etliche Prozent, und die Verwaltungsräte sagten zu meinem Bruder: Wir werden Ihnen einen Chemiker an die Seite stellen. Das bin ich selbst, erwiderte er; da Sie meiner Kunst mißtrauen, so nehme ich meinen Abschied. Als er dann mit W. allein war, erklärte er diesem, er werde den Herren recht weit aus dem Wege gehen, nach Amerika. Damit thun Sie mir einen großen Gefallen, rief W., der ein prächtiger Kerl von unübertrefflicher Naivität war, dann kann ich ja die ganze Schuld auf Sie allein schieben! Nach kurzem Aufenthalt in Newyork nahm Julius eine Stelle in Charleston an, wo er sich sehr gut stand. Leider hielt er das Klima nicht aus und mußte nach Newyork zurückkehren. Sein Prinzipal bedauerte seinen Weggang sehr, besuchte ihn später in Newyork alljährlich und brachte ihm kleine Krokodile für sein Schaufensteraquarium mit. Julius hatte anfangs einen kleinen Laden in der Nähe des Hafens, wo es viel italienische Auswanderer und Arbeiter giebt. Diese armen Italiener sind ihm dann durch die ganze Stadt nachgelaufen, weil er ihnen die gewohnte aqua siropa und andre Erfrischungstränklein halb oder ganz umsonst gab. Das hat mir ein junger Mann erzählt, der eine Zeit lang bei meinem Bruder konditioniert, sich über seine himmelschreiende Geschäftspraxis schwer geärgert und sich vergebens bemüht hatte, ihm andre Grundsätze beizubringen; der junge Mann hat es jetzt natürlich weiter gebracht. Mein Bruder verband sich dann mit einem andern Apotheker, der mehr Mittel hatte, zum Ankauf eines größern Geschäfts, in dem es anfangs vortrefflich ging, nur daß meinem Bruder die ganze Arbeitslast blieb, weil sein Partner beständig krank war, während

dessen anspruchsvolle Frau dafür sorgte, daß ihm vom Reinertrage desto weniger blieb. Dann setzte sich ihnen ein Konkurrent gegenüber, der, mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüstet, die in Amerika nicht seltene Praxis befolgte, durch Verkaufen unter den Selbstkosten alle Konkurrenten eines Stadtteils zu vernichten, um dann für diesen das Monopol zu haben. Dadurch wurde das Geschäft unverkäuflich, und als dann der Bruder nach seines Partners Tode doch verkaufen mußte, um die Frau auszahlen zu können, blieb ihm nicht viel übrig; trotzdem schickte er mir einen Teil der Summe, weil er — unbegründeterweise — fürchtete, ich möchte in Not geraten sein. Er erstand dann wieder ein kleineres Geschäft in ungünstiger Lage, das nicht viel brachte. Das Haus gehörte einem Nonnenkloster, dessen Kurator ein irischer Priester war. Dieser Mann steigerte die Mieter so unvernünftig, daß mein Bruder nicht mehr bestehen konnte. Alle Vorstellungen nützten nichts. Mit dem Bucherjuden, schrieb er mir einmal, läßt sich ein Geschäft machen, denn der versteht seinen Vorteil; aber dieser Kerl sieht es nicht ein, daß ihm den Preis, den er verlangt, nicht einmal die Bordellwirte zahlen können, mit denen er in Unterhandlung steht, daß ihm also das Haus eine Zeit lang leer bleiben und dann noch weniger bringen wird als jetzt. Unter diesen Umständen mußte er wieder verkaufen. Im Herbst darauf warf ihn eine Lungenentzündung aufs Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erhob. Ein alter Freund von ihm, der seinen einzigen Umgang gebildet hatte, schrieb mir, es sei ihm wohl, denn mit seinem edeln Gemüt und zartem Gewissen habe er schlechterdings nicht unter die smart fellows drüben gepaßt und keine Aussicht auf Erfolg gehabt, obgleich er nicht allein in seinem Berufe außerordentlich tüchtig, sondern auch, soweit sein Ge-

wissen nicht ins Spiel kam, ein tüchtiger Geschäftsmann gewesen sei.

Der jüngste, Robert, hatte im Unterschiede von uns ältern von Anfang an die katholische Schule besucht, war in rein katholischer Umgebung aufgewachsen, dann in Glaz ein Jahr bei mir gewesen, ich wirkte damals natürlich auch in keinem andern als im katholischen Sinne, und nach meinem Weggange schloß er sich an einen Kameraden an, der ihn in seine streng katholische, man darf sagen bigotte Familie einführte. Ich habe noch eine Photographie der beiden Freunde; sie sitzen mit verschlungnen Händen da und haben zwischen sich ein riesiges Kruzifix stehen. In dieser Atmosphäre gewöhnte sich Robert daran, das Leiden, das er so gründlich kennen gelernt hatte, ausschließlich als Sündenstrafe zu betrachten und zu glauben, daß jeder, dem es nicht von Gott auferlegt wird, es selbst auffuchen und als Büßer freiwillig übernehmen müsse, wenn er nicht verdammt werden wolle. In der That ist das die natürliche Wirkung der Leidenserfahrung auf ein tiefes Gemüt, wenn dieses in dem Vorurteil der kirchlichen Dogmatik besangen lebt. Ich war nur vorübergehend und nicht tief genug in diese Vorstellungen verstrickt, dabei sehr lebenslustig und thatkräftig angelegt. Daher bin ich später zur Einsicht in die naturgesetzliche Unvermeidlichkeit der menschlichen Leiden gelangt, gleichzeitig aber zu der Überzeugung, daß der, den es nicht trifft, sich das Recht auf den so vielen seiner Brüder versagten Lebensgenuß nur durch thätige Nächstenliebe und durch unausgesetzten Kampf gegen die Ursachen des Leidens, mögen diese Naturgewalten oder Personen oder Einrichtungen sein, erwerben könne. Zu den oben angegebenen Einflüssen kam noch, daß der freie philosophische Geist, der zu meiner Zeit auf dem Gymnasium geweht hatte, gleichzeitig mit den Resten

des alten gemüthlichen Schlendrians und des liberalen Schulregiments geschwunden war. Mit dem System der strengen Fehlerberechnung traten gleichzeitig auch die Marianischen Bruderschaften die Herrschaft an und das in deren Atmosphäre gedeihende Vigilanten- und Denunziantentum. Charakteristisch für den Umschwung ist folgendes Erlebnis meines Bruders. Er besuchte selbstverständlich als halber oder dreiviertel Heiliger nie eine Kneipe. Als er aber das Unterprimanerjahr hinter sich hatte und die Abiturienten ihren Abschied feierten, ließ er sich durch vieles Drängen und Bitten endlich bewegen, auf ein Stündchen hinzugehen und ein halbes Glas Bier zu trinken. Der damalige Religionslehrer und Regens, ein kleiner Stieber mit Köller versezt, entdeckte die Verschwörung. Als er nun die Sünder vorhatte — es war darunter ein Konviktorist, der täglich betrunken nach Hause kam, ich will ihn Müller nennen —, sagte er u. a.: Über Sie, Jentsch, wundre ich mich weiter nicht, aber Sie, Müller, daß auch Sie dabei sind, das schmerzt mich tief. Mein Bruder wurde mit Karzer, Verlust der Freischule und Ausstoßung aus dem Konvikt bestraft. Die Bürger rissen sich darum, ihm freies Quartier und freie Kost anzubieten — denn in so einem kleinen Städtchen ist jeder Primaner eine bekannte Persönlichkeit und wird sein Wandel von den Philistern beobachtet —, und der Regens bot ihm nach einem Vierteljahre wieder einen Platz im Konvikt an.

Er hatte anfänglich als Kind viel Energie gezeigt, war aber schon mit vierzehn Jahren so gebrochen, daß ich ihm wegen seines widerstandslosen Gehorsams beinahe gram wurde. Nicht weniger ärgerte mich sein in sich gefehrtes Wesen, an dem ich doch teilweise selbst schuld war; hatte ich ihm doch immer die Beispiele der Heiligen vor Augen gehalten,

z. B. das Bernards von Clairvaux, der nicht wußte, wie viel Fenster das Zimmer habe, in dem er sich aufhielt, und ob es Wasser, Öl oder Wein war, was er getrunken hatte. Einmal, als er mich in Schönau besucht hatte, begleitete ich ihn ein paar Stunden auf dem Heimwege. Er lief durch die prächtige Gegend neben mir einher, ohne sich umzusehen. Als wir das schöne lange Dorfe Kaufung mit seinen fünf Schlössern hinter uns hatten, fragte ich ihn: Wie viel Schlösser hast du gezählt? Er sah mich verwundert an, er hatte gar keins gesehen. Meine Bemühungen, ihm dieses Wesen auszutreiben, konnten schon darum keinen Erfolg haben, weil sie im Widerspruch standen mit meiner eignen damaligen Theorie, und haben zudem durch die unfreundliche Form wahrscheinlich sogar in entgegengesetzter Richtung gewirkt; mit ihren eignen Kindern und jüngern Geschwistern pflegen Schulmeister am wenigsten Geduld zu haben. In den Jahren 1871 bis 1875 wurde er doch einigemal schwankend. Wir unterhielten einen sehr lebhaften und umfangreichen Briefwechsel, und es kam ein paar-mal vor, daß er aus einem Extrem ins andre sprang, daß auf einen Befehrungsversuch das Bekenntnis folgte, er selbst sei dem Atheismus nahe, sodaß ich ihm gegenüber das Christentum verteidigen mußte. Er war damals Kaplan in der Gegend von Frankenstein.

Als er an jenem Januarabende 1875 in Harpersdorf eintraf, sprach er nicht viel; er wollte nur wissen, wie alles stehe, und machte keinen Versuch, auf mich einzuwirken; über die brennenden Fragen sprach er gar nicht. Dafür eröffnete er uns, daß er ins Kloster gehen wolle, und zwar ins Kloster der unbeschuheten Karmeliter in Graz. Warum denn gerade dahin? fragte ich, warum nicht lieber in einen Orden, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt, zu den Benediktinern oder den Jesuiten? Eben darum, er-

widerte er, weil dort die Wissenschaften nicht betrieben werden, und weil ich da nicht zu predigen brauche; ich weiß nicht mehr, was ich predigen soll. Er führte seinen Entschluß aus, trat jedoch vor Ablauf des Noviziats wieder aus und gedachte auf seine Kaplanstelle zurückzukehren, aber unter der Herrschaft der Maigesetze ging das nicht. Die Bauern des Dorfes baten den Landrat, der Regierung vorzustellen, daß es sich eigentlich nicht um eine neue Anstellung handle; mein Bruder sei nur zur Kur auf ein paar Monate nach Graz gegangen. Das war halb Wahrheit. Der Pfarrer war ein Geizkragen und roher Patron, der seinem Kaplan Tag für Tag geräuchertes Schweinefleisch vorsetzte, und damit hatte sich mein Bruder den Magen furchtbar verdorben; dieses Übel hatte die Vegetarianerkost der Karmeliter gehoben. Aber die Regierung blieb unerbittlich. Einige Wochen hindurch erwog nun mein Bruder, ob er nicht gleich andern „Sperrlingen“ nach England auswandern solle; plötzlich aber entschloß er sich, nach Graz zurückzukehren, und wie er mir schrieb, allen Verkehr mit uns abzubrechen, um der Gefahr einer nochmaligen Sinnesänderung vorzubeugen. Er schrieb im Jahre 1877 noch einmal auf die Todesanzeige unsrer Mutter nach Landeshut und machte im Jahre 1882 bei mir einen Befehrungsversuch, augenscheinlich veranlaßt durch den Fürstbischof Herzog, mit dem ich in frühern Jahren mehrfach in freundschaftliche Berührung gekommen war; es hieß in dem Briefe u. a., der Fürstbischof werde mir die Thore weit aufmachen. Dann folgten wieder ein paar Jahre des Schweigens; er weilte, wie ich nachträglich erfuhr, in Raab, wo die Karmeliter ein „Studentat“ unterhalten, um Nachwuchs für ihren Orden zu erziehen, dessen Strenge die Schwächern abschreckt, ohne die Stärkern durch den Ruf, dessen sich die Trappisten erfreuen, anzuziehen.

Er wäre dort beinahe „Professor“ geworden, aber als er mit der Vorbereitung fertig war, wurde ihm mitgeteilt, daß ein anderer die Professur übernehmen würde, er aber sich zu seiner Erholung nach Krzestowice in Galizien zu verfügen habe, obwohl er gar nicht über Krankheit geklagt hatte und gerade beim Schulmeistern, das ihm Freude gemacht haben würde, vollkommen gesund zu werden hoffte. Von Krzestowice aus korrespondierte er französisch mit mir. Das verstand sein Prior nicht, der aber so gutmütig war, diesen regelwidrigen Verkehr zu gestatten; alle ab- und eingehenden Briefe werden nämlich vom Prior gelesen, und von seinem Placet hängt die Absendung oder Übergabe ab. Das Ergebnis dieses Briefwechsels war ein Besuch, den ich meinem Bruder in seiner Waldeinsamkeit (das Kloster liegt ein paar Stationen vor Krakau) abstatten durfte. Der gute Prior erreichte es beim Provinzial, daß ich drei Tage in einem Wirtschaftsgebäude des Klosters wohnen durfte, und er gestattete — gegen die Regel — dem Bruder, zweimal am Tage ein bis zwei Stunden allein mit mir zu sein. Nur das einmal gab er uns, um dem Provinzial ohne Lüge berichten zu können, daß die Regel beobachtet worden sei, einen Begleiter mit auf den Spaziergang. Es war dies ein Pole, der mehrere Jahre als Verurteilter in Sibirien am Baikalsee gelebt hatte und später nach Paris entkommen war. Die landschaftlichen Schönheiten Sibiriens lobte er sehr, noch mehr die dortige geschlossene Gesellschaft. Die Zeit, die er dort in Ketten verlebt habe, sei die glücklichste seines Lebens gewesen, weil er keine andern als edle Menschen um sich gehabt habe. Das war eigentlich nicht sehr schmeichelhaft für die guten Patres in Krzestowice, mich aber interessierte diese Äußerung doppelt, weil ich mich erinnerte, sie schon einmal gelesen zu haben, und zwar in den siebziger Jahren in

einem Bericht der Grenzboten über russische Zustände. Später weilte mein Bruder ein Jahr in Linz und wurde dann nach Graz zurückberufen. Von dort austrat er aufs neue in Gedankenaustausch mit mir. Vor fünf Jahren habe ich ihn besucht, durfte aber diesmal nicht im Kloster wohnen.

Die Regel der Karmeliter gehört zu den strengsten. Sie dürfen keine andre Fußbekleidung als Sandalen an den bloßen Füßen tragen, schlafen in der ungeheizten Zelle auf einer Holzpritsche ohne andre Decke als ihre Kutte, die sie Tag und Nacht nicht ablegen, essen niemals Fleisch und dürfen nur an Festtagen ein Glas Wein trinken, auch wenn sie, wie die Grazer, einen eignen Weinberg haben, und sie unterbrechen die Nachtruhe, indem sie von zwölf bis zwei Uhr in der Kirche die Metten singen. Daß sie nicht, gleich den Trappisten, Ackerarbeit verrichten, halte ich nicht für eine Erleichterung, sondern für eine Erschwerung; bei mehrstündiger körperlicher Arbeit würde ich vielleicht das Klosterleben aushalten, aber bei dem Zwange, mich mit nichts als mit meiner eignen Seele zu beschäftigen, würde ich gewiß wahnsinnig. Am schwersten, schrieb mein Bruder einmal, seien die Demütigungen, die sie allwöchentlich bei einer Art Rügegericht zu erdulden haben. Sie müssen da nicht allein selbst ihre Verstöße gegen die Ordensregel bekennen, sondern sich auch von den Brüdern ungerechte und unwahre Beschuldigungen gefallen lassen, ohne ein Wort zu entgegnen; müssen dafür um Verzeihung bitten und sich mit der Geißel strafen. Noch weit schwerer haben es die Karmelitinnen, deren Grazer Kloster neben dem Männerkloster liegt. Während die Karmeliter während der Erholungszeit in ihrem Weinberg\*) spazieren und aller drei oder vier Wochen

\*) Die beiden Klöster liegen an der Grabenstraße in wunderhübscher Landschaft. Der Weinberg zieht sich den Berg hinauf und

einmal — allerdings niemals allein — ausgehen dürfen, auch, wenn es das geistige oder leibliche Befinden wünschenswert macht, in ein andres Haus versetzt werden können, führen die Karmelitinnen ein Leben, das, äußerlich betrachtet, schlimmer ist als lebenslängliches Zuchthaus. Alle Ortsveränderungen beschränken sich auf den Gang aus der Zelle in die Kirche und ins Refektorium; sie dürfen weder im Garten spazieren gehen, noch ausgehen, noch werden sie je in ein andres Kloster versetzt. Einen Mann bekommen sie ihr Lebtag nicht mehr zu Gesicht, auch den Geistlichen nicht, der ihnen den Gottesdienst hält und ihre Beichte hört (mein Bruder ist gegenwärtig ihr Beichtvater). Sie wohnen der Messe in einem Verschlage bei, der durch einen dicken Vorhang geschlossen ist, sodaß sie nur hören; nichts sehen. Bei der Beichte befinden sich der Beichtvater und die Pönitentin in zwei verschiedenen Zimmern, die durch eine dicke Mauer von einander getrennt sind; das Loch in der Mauer, das den Verkehr ermöglicht, ist mit einem schwarzen Vorhang bedeckt, der nur bei der Kommunion so weit zurückgeschoben wird, daß die Hand des Priesters vorbei kann. Die Nonnen sind meistens hochadliche Damen. Vor fünf Jahren, als ich dort war, wohnte auch die Witwe des Don Carlos im Kloster; ich habe vergessen zu fragen, ob als Ordensschwester oder als Pensionärin. Der sozialen Wirkung, die solche Selbstpeinigung üben könnte, geht sie durch ihre Unbekanntheit verlustig;

---

enthält hübsche Spazierwege. Mein Bruder, der kränkelt, wird sehr human behandelt; er war zeitweise von den Metten dispensiert, durfte Bäder nehmen und Fleischspeisen genießen, die man ihm täglich aus einem eine halbe Stunde weit entfernten Gasthause holen ließ. Er durfte auch im Weinberge unter dem Schatten eines großen Nußbaums altdeutsche Dichter lesen und findet jetzt ein gewisses geistiges Genügen in der Thätigkeit an den „Stimmen vom Berge Karmel,“ in die er unter seinem Klostername Bonifazius fleißig schreibt.

darum sind die Trappisten zu loben, die sie sozial verwerten. In Westfalen haben sie auch eine Arbeiterkolonie, wie ich vor ein paar Jahren aus einer feuilletonistischen Schilderung erfuhr, und dort braucht man natürlich weder Gachotte noch Mundbinde noch Gummischlauch; alles nötige besorgt das Beispiel der Leiter der Anstalt, die schlechter leben und härter arbeiten als ihre Pfleglinge und nicht andre Menschen, sondern sich selbst geißeln. In der Christlichen Welt hat vor einiger Zeit eine evangelische Dame über die Trappistenniederlassung Marianhill in Südafrika berichtet. In Nummer 4 erzählt sie folgendes: Wo immer ich herumgeführt wurde, war man an der Arbeit, Eingeborne mit ihren Lehrmeistern. Arbeitet ihr gern in diesen Gärten? fragte ich einen baumlangen Zulu, der freundlich grüßend mit Schaufel und Hacke an mir vorüberging. Ja, Missis, antwortete der Mann, indem er lachend seine weißen Zähne zeigte, weil Vater arbeitet mit uns; wenn Vater legt Spaten nieder, Zulu kann auch niederlegen. Aber andre weiße Masters steckt Hände in die Taschen und sagt: Nigger arbeiten, dann will Zulu auch faul sein. — Da liegt das Geheimnis der Trappisten!

Doch kehren wir aus Afrika nach Harpersdorf zurück! Am 4. März wurde dem Landtage das Sperrgesetz vorgelegt, dessen Annahme im voraus sicher war. Da war ich denn einerseits froh, daß ich den Bruch vollzogen hatte. Denn da meine Besoldung aus der Regierungskasse floß, so hätte ich, um sie fortbeziehen zu können, mich schriftlich zur Befolgung der neuen Gesetze verpflichten müssen und hätte mich also dem Bischof und der Gemeinde gegenüber genau in derselben Lage befunden wie nach der Exkommunikation. Hätte ich aber die von der Regierung geforderte Erklärung verweigert, so wäre mir mein Gehalt gesperrt

worden, und ich hätte mich in der dümmsten Lage befunden, die man sich denken kann, Märtyrer zu werden für eine Sache, die ich mißbilligte. Andererseits that es mir sehr leid, daß nun die Gemeinde um die Aussicht kam, einen Geistlichen zu erhalten. An die Regierung schrieb ich am 30. März, daß ich, da ich unter diesen Umständen unmöglich auf einen Nachfolger warten könnte, nur noch bis zum 1. Mai dazubleiben gedente, und bat, mir den Beamten zu bezeichnen, dem ich übergeben könne. „Wäre es ein weltlicher Beamter, fügte ich bei, so würden die beiden Kirchenvorsteher wahrscheinlich in der Mitwirkung zur Übergabe einen Bruch ihres Amtseides sehen; da ich den beiden braven Männern die daraus für sie entstehenden Gewissensbedrängnisse und möglichen Unannehmlichkeiten ersparen möchte, so bitte Eine u. s. w. ich gehorsamst, falls es zulässig erscheint, einen Geistlichen, vielleicht den Herrn Erzpriester Aust, beauftragen zu wollen.“ Der Oberpräsident trug dem Regierungspräsidenten und dieser dem Landrat auf, mich zu sondieren, ob ich nicht lieber in Harpersdorf bleiben wolle. Der Landrat ersuchte den Herrn von Kampf, ihm die heikle Aufgabe abzunehmen, und dieser sagte: Ich werde ihn geradezu fragen. Meine Antwort fiel so aus, wie er vermutet hatte, daß ich auch dann nicht bleiben würde, wenn mein Herz an Harpersdorf hinge, wovon das Gegenteil der Fall war. In einem Privatschreiben an einen Herrn bei der Regierung bemerkte ich noch, das Anerbieten, mich nach Möglichkeit zu schützen, sei ja sehr freundlich, könne mir aber nichts nützen; denn die Regierung habe nicht die Macht, auch nur ein einziges altes Weib, geschweige denn die ganze Gemeinde andern Sinnes zu machen, und darauf allein komme es an; Schutz sei nicht nötig, da mir ja niemand nach dem Leben trachte oder Schaden zufüge. Dann

wurde noch der Landrat geschickt, mich zu Protokoll zu vernehmen, wie ich es mit dem Stelleneinkommen halten, ob ich es fortbeziehen oder darauf verzichten wolle; eine höchst überflüssige Belästigung des Landrats, nachdem ich selbst um baldige Wiederbesetzung der Stelle gebeten hatte; natürlich erklärte ich, daß ich vom Tage meines Weggangs an auf keinen Pfennig mehr Anspruch mache. Die Regierung ordnete dann an, daß ich dem Rittergutsbesitzer von Kampz zu übergeben hätte, und gestattete die Mitwirkung des Erzpriesters Aust; ich bat daher diesen, am 30. April die Übergabe vorzunehmen. Er antwortete am 27., vor zwei Uhr nachmittags könne er nicht erscheinen; „doch muß ich zuvor in Breslau anfragen, resp. mir das Kommissorium erbitten, ob und bevor ich Herrn von Kampz übergeben darf, im verneinenden Falle gebe ich durch einen expressen Boten Nachricht. Mit vielen Grüßen und aufrichtiger Teilnahme u. s. w.“ Aust mußte dann melden, daß er nicht kommen dürfe. Am Übergabetage waren daher nur der Herr von Kampz, der Kantor und die beiden Kirchenvorsteher gegenwärtig. Diese beiden weigerten sich zwar nicht, die Kassenschlüssel herauszugeben, enthielten sich jedoch nach der ihnen zu teil gewordenen Instruktion jeder weiteren Mitwirkung. Dem Gutsherrn wurden die Gebäude und Grundstücke, das Inventar, die Registratur und die Kassen ordnungs- und vorschriftsgemäß übergeben, den Kirchenschlüssel aber behielt der Kantor in Verwahrung.

Abschiedsbesuche konnte ich natürlicherweise nur den wenigen Gemeindemitgliedern machen, die mich nicht in den Bann gethan hatten. Dazu gehörte auch eine alte Tagelöhnerin in Neudorf am Gräditzberge, zwei Stunden von Harpersdorf, eine jener sinnigen Frauen, die ein inneres religiöses Leben haben, und die sich den Inhalt der Predigten merken. Sie gab

mir zart zu verstehen, daß sie meine Handlungsweise keineswegs billige, wenn sie auch noch in meinen Gottesdienst komme. Mit einem bedeutungsvollen Blick auf das Kreuzifix und einem andern auf mich sagte sie: Wenn man die Leiden des Herrn betrachtet, dann versteht man alles. Ohne Zweifel wollte sie damit sagen, dann versteht man, daß die christliche Wahrheit und die Sache Gottes niemals auf der Seite der Welt zu finden sein können, die Welt aber in jedem Sinne war es doch, was im Kulturkampfe hervortrat. Daß meiner Ansicht nach auch das Gottesreich der Kirche mit sehr viel Welt versetzt sei, mochte ich der guten Frau nicht sagen. Herzbrechend war der Abschied beim Nachbar Gottlieb Grüttner, obgleich der nicht zu meiner Gemeinde gehörte. Seine Frau hielt die Schürze vors Gesicht und schluchzte laut. Hätte man in dieser hagebüchernen Frau eine so tiefe Empfindung gesucht, dachte ich, und fing an, sie zu trösten. „Was nußt das olls, stieß sie unter strömenden Thränen hervor, wenn Sie wern (werden) fort sein — do werd nimme geläut warn (werden) — und wenn ma das Glectla nimme hiert — do weesß ma goar nimme me — wenn ma vom Felde rei giehü sohl — die Aperia (Erdbirnen, Kartoffeln) zusezen.“ Da war ich nun in der glücklichen Lage, in die man sonst nicht so leicht kommt, ihre Thränen augenblicklich trocknen zu können, da ja der Kantor sein Läutamt auch ferner versehen solle. „Is das wohr? Nu do is schun gutt.“

In der letzten Woche brachte ich die Mutter nach Landeshut. Die Tante saß an der Maschine wie immer, klapperte weiter wie immer und sagte bloß: Ich kann dich nicht verurteilen. Der Abschied fiel der Mutter sehr schwer; war es doch sehr unwahrscheinlich, daß sie mich noch einmal wiederssehen würde. Und bald darauf nahm auch der jüngste Sohn für immer Abschied. Am

Nötigen hat es ihr ja nicht gefehlt in ihren letzten beiden Lebensjahren — sie starb im Frühjahr 1877 —, da auch der andre Bruder, der Apotheker, seine Schuldigkeit that, aber daß sie keinen ihrer Söhne mehr wiedersehen sollte, war doch hart für sie. Am 1. Mai, es war ein Sonntag, las ich früh um fünf Uhr noch einmal die Messe in der Kapelle und fuhr dann ab. Es war eine interessante Fahrt. Wir hatten einen schlimmen Winter hinter uns, der bis in den April gedauert hatte. Der 1. Mai begann mit einem heiterm Frostmorgen; das Gefilde war mit Reif bedeckt; die Natur war noch tot. Am andern Tage sah ich um Bamberg ausgeschlagne Bäume, und in Erlangen, wo ich bei Otto Hasler, dem altkatholischen Pfarrer der fränkischen Gemeinden (er ist vor kurzem als christkatholischer Pfarrer von Basel gestorben), einen Tag blieb, war es ganz Frühling; in Baden dann hatte der Wonnemond schon seine volle Pracht entfaltet. Das Ziel meiner Fahrt war Offenburg. Die dortige altkatholische Gemeinde hatte mich eingeladen, an Himmelfahrt Gottesdienst zu halten. Sie stand noch mit einem andern Geistlichen in Unterhandlung und wollte dann wählen. Die Wahl fiel auf mich.

Von den Erfahrungen, die ich als altkatholischer Geistlicher und dann als Publizist gemacht habe, gedenke ich später einmal Rechenschaft abzulegen; dabei wird auch das Bild der in den letzten Jahren gewonnenen konfessionslosen Weltansicht zu ergänzen sein, das ich in den Geschichtsphilosophischen Gedanken gezeichnet habe. Für diesmal will ich mit einer kurzen Darlegung meiner Auffassung des Altkatholizismus schließen. Da ich im Jahre 1875 noch keine ernstlichen Zweifel an den christlichen Grundwahrheiten hegte, in den katholischen Gedankenkreis eingelebt war und die Seelsorgethätigkeit lieb hatte, so wünschte ich mir

nichts, als eine Stelle, wo man die gewohnte Thätigkeit ausüben könnte, ohne mit ultramontanen Zumutungen geplagt zu werden. Dazu wäre Gelegenheit geschaffen worden, wenn die altkatholische Bewegung zu einem Schisma geführt, d. h. größere Volksmassen von der römischen Kirche abgesprengt hätte. In Schlesien war daran gar nicht zu denken; ich schrieb denn auch 1875 an Reinkens, in Schlesien finde die Bewegung keinen Boden, was er mir ein wenig übel nahm. Aber in Baden schien es den Zeitungsberichten nach werden zu wollen; ganze Gemeinden, hieß es, träten der Altkatholikengemeinschaft bei, viele warteten nur auf einen Geistlichen, um den Schritt zu thun, an nichts fehle es, als an Geistlichen. Und in Privatbriefen aus Baden wurde mir bestätigt, daß die Aussichten vortrefflich seien; überall habe man in den städtischen Vertretungskörpern die Mehrheit. Wie es um diese Mehrheiten stand, sollte ich sehr bald erfahren. Da in den Städten katholischer Gegenden die geistig regern und die durch Besitz und Bildung einflußreichern Leute, namentlich die Beamten, die Rechtsanwälte, die akademisch gebildeten Lehrer, die Ärzte, die Kaufleute, die Fabrikanten und — die Gastwirte meistens theils Protestanten, theils liberale oder indifferente Katholiken sind, so versteht sich ihre Mehrheit in den Stadtverordnetenversammlungen und Gemeinderäten, bei denen ja durch den Wahlmodus für das Vorherrschen von Besitz und Bildung, oder doch von Besitz, gesorgt ist, von selbst; nur in Rheinland und Westfalen scheinen die Dinge nicht ganz so ungünstig für den Katholizismus zu liegen. So lange zwischen den Konfessionen ein leidlicher Friede herrschte, ließen sich die Katholiken diesen Zustand gefallen, wenn sie auch manchmal murrten. Als aber der Kulturkampf den Katholizismus in seiner Existenz zu bedrohen schien und Alt-

katholiken anfangen, den Römisch-katholischen ihre Kirchen „wegzunehmen,“ wurde die Sache anders. Zwar bewilligte das preußische wie das badische Altkatholikengesetz den Altkatholiken bloß den Mitgenuß der Kirchen, aber da den römisch-katholischen Geistlichen verboten wurde, Amtshandlungen in Kirchen zu verrichten, die durch den „sakrilegischen“ Gottesdienst der neuen Regier „exekriert“ seien, so wurde die Mitbenutzung zum Alleinbesitz. Gelehrte wie Reusch mochten Bände zusammenschreiben, um nachzuweisen, daß dieses Verfahren wider das kanonische Recht sei, da sakrilegische Messen nicht zu den Handlungen gehörten, durch die eine Kirche exekriert\*) werde, die Bischöfe thaten, was der Augenblick gebot, und dieser gebot ein solches Verfahren, denn da sich die altkatholischen Geistlichen anfänglich nicht die geringste Abweichung vom römischen Ritus gestatteten, so würden, wenn beide Parteien dieselbe Kirche benutzt hätten, viele aus Neugier oder der bequemern Zeit wegen den altkatholischen Gottesdienst besucht und sich daran gewöhnt haben; es ist ja ganz dasselbe, würden sie sich gesagt haben. Zu diesen Gefährdungen des Katholizismus kamen die täglichen Beschimpfungen in den großen Zeitungen wie in den kleinsten Blättchen. Natürlich ließen es die Katholiken am Wiederschimpfen nicht fehlen, aber da sie anfänglich nur sehr wenig Organe hatten, so vermochten sie den gewaltigen Chorus der Gegner nicht

\*) Der amtliche Ausdruck ist nicht execrare, sondern violare oder polluere. Wenn eine Kirche polluiert worden ist, dann darf in ihr nicht mehr Messe gelesen werden, bis sie durch eine feierliche Segnung rekonziliert worden ist. Als Handlungen, die eine Kirche violieren, bezeichnet das Kirchenrecht: 1. homicidium voluntarium et injustum, 2. effusio sanguinis hominis ex percussione, 3. sepultura non baptizati und eine vierte, die hier nicht genannt werden kann, und zwar müssen diese Handlungen innerhalb des für den Gottesdienst bestimmten Raumes begangen werden und notorisch sein.

zu überschreien, und dieser wurde von den meisten Ohren im deutschen Vaterlande allein gehört. Dadurch aber sahen sich auch solche indifferente Katholiken der gebildeten Stände, die nicht sofort der Altkatholikengemeinschaft beigetreten waren, zur energischen Parteinahme für eine ihnen an sich gleichgiltige und vielleicht sogar widerwärtige Sache gedrängt. Wie das Schimpfen psychologisch wirkt, das war mir schon vor 1870 an einem an sich ganz unbedeutenden Falle in Liegnitz klar geworden. Vier Rechtsanwälte, drei Katholiken und ein Jude, sitzen beim Wein. Der Jude unterhält seine Kollegen mit schlechten Witzeln über Papst, Pfaffen und katholischen Aberglauben. Von den drei Katholiken weiß keiner mehr, wie es in einer Kirche aussieht, und der angesehenste unter ihnen, Justizrat P., ist als erklärter Freigeist bekannt. Trotzdem spricht dieser nach einer Weile: Meine Herren, wenn ich nicht irre, sind Sie beide ebenfalls katholisch; ich sehe nicht ein, warum wir von diesem Juden unsre Konfession beschimpfen lassen sollen; wenn Sie einverstanden sind, verbitten wir uns das. Und sie waren einverstanden. Mit der Konfession ist es wie mit dem Stande; mag man ihr auch innerlich entfremdet sein, so lange man ihr noch äußerlich angehört, empfindet man ihre Beschimpfung als eine persönliche Beleidigung. So schlossen sich denn in den katholischen Gegenden die ultramontanen Mehrheiten der Gemeinden zu energischer Gegenwehr zusammen, und um die halb protestantischen, halb liberal katholischen Mehrheiten in den städtischen Körperschaften war es überall da geschehen, wo nicht der Zensus für Protestanten, Altkatholiken oder Juden den Ausschlag gab.

Die Altkatholikengemeinden waren Honoratioren-gesellschaften. Eine Dame sagte mir einmal: Wenn man sich in der Kirche so umsieht — wir sind doch

eine recht gewählte Gesellschaft. Ich erwiderte ihr, daß mir an dieser gewählten Gesellschaft gar nichts liege, und daß mir Handwerker, Fabrikarbeiter und Tagelöhner lieber sein würden. Bei den paar gewöhnlichen Leuten, die zu so einer Gemeinde gehörten, wurde einem sehr rasch klar, wie sie zu ihrer „altkatholischen Überzeugung“ gekommen seien, wenn man sich nach ihren Erwerbsverhältnissen erkundigte; der war Schreiber beim Rechtsanwalt A., jener Haushälter beim Kaufmann B., ein dritter hatte städtische Arbeit, und der Bürgermeister war altkatholisch u. s. w. Freilich sind in Baden auch eine Anzahl ländliche Altkatholikengemeinden entstanden. Das ist in Dörfern geschehen, deren Oberhäupter in regem und engem Verkehr mit städtischen Autoritäten standen. Die Bauern waren in Baden weniger widerstandsfähig als anderwärts, weil damals der Wessenbergische Sauerthaus noch nicht ganz ausgefegt war.

Also mit einem großen Schisma, in dessen Schoße man ein gemütliches Stillleben hätte führen können, wie es die Angehörigen des kleinen holländischen Schismas anderthalb hundert Jahre geführt hatten, war es auch in Baden nichts. Ich sah demnach in der Altkatholikengemeinschaft nur noch einen Notbau für Katholiken, die weder ultramontan sein noch sich entschließen konnten, Protestanten zu werden. Und dieses Obdach schien sehr bald durch die „Jungen,“ die Stürmer und Dränger in der kleinen Gemeinschaft, gefährdet werden zu sollen. Da der Fortgang der Sache den hochgespannten Erwartungen und kühnen Prophezeiungen nicht entsprach, so behaupteten diese Herrn, das liege nur an der greisenhaft furchtsamen, feigen, zögernden Kompromißpolitik der ältern Führer, namentlich der Münchner und Bonner Professoren; wenn man das Volk fortreißen wolle, müsse man kühn reformieren. Zunächst forderten sie

die deutsche Messe und die Aufhebung des Zölibats. Ich trat dieser Richtung ganz entschieden entgegen. Ich fand, daß die Bonner Professoren schon viel zu viel reformiert hätten. Wie lag denn die Sache? Die Altkatholiken behaupteten, sie hielten „am alten katholischen Glauben“ fest, während die „Vatikaner“ von ihm abgefallen seien. Dieser Behauptung hatten die Staatsregierungen geglaubt, und darauf hin hatten sie den Altkatholiken den ihnen nach der Kopfzahl gebührenden Anteil am örtlichen Kirchenvermögen und den Mitgebrauch der Kirchen zugesichert; wenn nun aber die Reformer aus ihrem Kirchenwesen etwas ganz andres machten, wie konnten sie da noch die Rechte beanspruchen, die den „im alten katholischen Glauben treu verharrenden“ zugesichert worden waren? Das war die juristische Seite.\*) Nicht minder bedenklich stand es um die ideelle. Am Katholizismus festhalten, wie er bis zum Jahre 1870 geworden war, aber das neue Dogma als der Tradition und den alten Konzilien widersprechend zurückweisen, das

\*) Schon im Spätfommer 1871 hatte der Oberregierungsrat v. P. in einem Briefe an mich die Besorgnis geäußert, die Altkatholiken würden vielleicht durch zu weit gehende Reformen es der Regierung unmöglich machen, ihnen ihre Rechte zu wahren. In meinem Antwortschreiben vom 4. September heißt es u. a.: „Die preußische Regierung hat bis jetzt korrekt gehandelt; nur einen Schritt hat sie leider gethan, den sie, wenn ihr nicht unvorhergesehene Ereignisse zu Hilfe kommen, in einer oder der andern Form wird zurückthun müssen [zunächst ist sie dann erst noch einige Meilen in der falschen Richtung vorwärts gestürmt, um einen recht weltgeschichtlichen Rückzug ausführen zu können]: daß sie den Religionsunterricht des Dr. Wollmann für alle katholischen Schüler des Braunsberger Gymnasiums obligatorisch macht. Darin liegt ohne Frage ein Gewissenszwang. Die Bereitwilligkeit der Staatsbehörden, den Altkatholiken das Kirchenvermögen zu sichern, dürfte auch ohne das zu Kühne Vorgehen reformatorischer Geister unter ihnen nicht auf die Probe gestellt werden, da altkatholische Gemeinden (kleine Bruchtheile von Gemeinden reichen doch wohl nicht hin), die voraussichtlich Anspruch darauf erheben würden, nicht bekannt sind.“

mochte ein recht beschränkter Standpunkt sein, aber es war ein wirklicher fester Boden, auf dem ein beschränkter und eigensinniger Mensch stehen und sich halten konnte. Folgert man dagegen: wie dieses letzte Dogma seinen Ursprung nicht dem Geist Gottes, sondern menschlicher Gewalt, List und Selbstsucht verdankt, so ist es auch schon mit frühern Dogmen ergangen, dann befindet man sich eben nicht mehr auf dem katholischen Boden der Autorität und Tradition, sondern auf dem protestantischen Standpunkte des subjektiven Urtheils, und für solche, die auf diesem Standpunkte stehen, eine neue Kirchengemeinschaft gründen wollen, ist das überflüssigste von der Welt, da wir ja den Protestantismus haben. Reinkens hatte dieser Richtung schon viel zu viel nachgegeben, indem er die altkatholische Episkopalkirche des dritten Jahrhunderts, wie sie von Cyprian beschrieben wird, als das zu verwirklichende Ideal hinstellte. Abgesehen davon, daß man ebenso leicht das römische Reich des Valerianus, unter dem Cyprian enthauptet worden ist, wie die Kirche jener Zeit wieder herstellen könnte, ist es ganz willkürlich, bei Cyprian stehen zu bleiben. Wenn die Entwicklung der Kirche von Cyprian abwärts dem Willen Gottes und der Idee Christi nicht entsprochen hat, warum sollte es von Cyprian aufwärts anders gewesen sein? Wenn der Papst und die Ohrenbeichte nicht göttliche Einrichtungen, sondern geschichtliche Produkte sind, warum sollen der Bischof und die Messe nicht auch geschichtliche Produkte sein? Soviel steht doch wohl fest, daß die Apostel und ihre Schüler, die als die ersten Bischöfe angesehen werden, weder mit Salböl zu ihrem Amte eingeweiht worden sind, noch eine hohe spitze Mütze und einen vergoldeten Hirtenstab getragen haben.\*)

\*) Da fällt mir eine Anekdote ein, die uns Ritter im Kolleg erzählt hat. Bonifazius, der Apostel der Deutschen, soll einmal nach

Geht es einmal ans Aufräumen mit dem Menschenwerk in der Kirche, dann darf man nicht bei Cyprian halt machen; steckt doch schon das Neue Testament voll Menschenwerk; oder giebt es einen protestantischen Universitätsprofessor in Deutschland, der es wagen würde, die Geschichte von den Teufeln, die mit Christi Erlaubnis in eine Herde Schweine gefahren sein sollen, für eine göttliche Offenbarung zu erklären, die man zu glauben verpflichtet sei? Fängt man erst einmal an, das göttliche Kleinod des Glaubens rein zu putzen vom Rost menschlicher Zuthat, dann geht das Putzen so lange fort, bis dem Säuberer zu- lezt — nichts mehr in der Hand bleibt. Diese Erfahrung hatte man im Protestantismus längst gemacht, und es war wirklich überflüssig, sie noch einmal von neuem machen zu wollen.

Indes die Reformbewegung verlief nicht so gefährlich, wie sie sich angelassen hatte. Nachdem die jüngern Geistlichen die Aufhebung des Zölibats durchgesetzt hatten, legte sich der Reformeifer, die Berdeutschung der Messe führte nicht zu der naheliegenden Kritik der katholischen Lehre von der Messe, und aus der kritischen Behandlung der Kirchengeschichte, die Janus (Döllinger-Huber) angebahnt hatte, und die von einigen kleinern Geistern noch eine Zeit lang fortgesetzt worden war, wurden weiter keine praktischen Folgerungen gezogen. Man begnügt sich jetzt in den altkatholischen Gemeinden mit einem verdünnten Katholizismus, der ebenso kritiklos genossen wird, wie der inhaltreichere der alten Kirche, und ist schon froh, nur von Rom losgekommen zu sein. Natürlich

---

Rom geschrieben haben: ehemals hatte man goldne Bischöfe und hölzerne Bischofstäbe, jetzt haben wir goldne Bischofstäbe und hölzerne Bischöfe. Die hölzernen Stäbe der ältesten Zeit werden wohl bloß apostolische Wanderstäbe gewesen sein. Ob die Stelle in den anerkannt echten Briefen des Bonifazius vorkommt, weiß ich nicht.

haben sich auch in diesen kleinen Gemeinden die soziologischen Gesetze bewährt. Wie es meistens Gruppen befreundeter Familien gewesen waren, die sich seinerzeit dem Altkatholizismus angeschlossen hatten, so haben dann das Gemeindeleben und die gesellschaftliche Absonderung von den römisch-katholischen Mitbürgern die Gemeindeglieder noch näher mit einander verbunden; Gemeindefamilienabende, Vortragsabende und Vereine sorgen für einen lebhaften und zum Teil recht herzlichen Verkehr. Aber die Aussicht, daß die deutsche Altkatholikengemeinschaft das Jahr 2000 erleben könnte, ist sehr gering. Eine kleine zerstreute Religionsgemeinschaft wird mit der Zeit von den großen Gemeinschaften, in deren Schoße sie lebt, aufgesogen. Da sich die Zahl der Altkatholiken zur Bevölkerung Deutschlands wie 1:1000 verhält, so beträgt die Wahrscheinlichkeit für altkatholische junge Leute, ein Ehegespons derselben Konfession zu erhalten, nur eintausendstel, in gemischten Ehen aber werden die Kinder, wie man sich denken kann, meistens in der Konfession des andern Gatten, also evangelisch oder römisch-katholisch erzogen. Nur solche kleine Kirchengemeinschaften (von Nationalitäten und Sprachgemeinschaften gilt dasselbe) können sich halten, deren Mitglieder auf einem Haufen beisammen wohnen (dieses Vorteils erfreuen sich die Altkatholiken nur in einigen Gegenden Badens, wo denn auch ungemischte altkatholische Ehen vorkommen), oder die sich, wenn sie zerstreut wohnen, durch auffällige Eigentümlichkeiten von ihrer Umgebung absondern. Die Altkatholiken pflegen es sehr übel zu nehmen, wenn sie eine Sekte genannt werden. Allerdings sind sie das nicht, aber um ihre Zukunft würde es besser bestellt sein, wenn sie eine wären, wenn sie sich entweder durch einen fanatisch festgehaltenen absonderlichen Glaubenssatz, oder durch auffällige Gebräuche, oder Kleidung

von ihrer Umgebung absonderten und auf Heiraten mit Glaubensgenossen angewiesen wären, denn nur dadurch könnte dem Aufsaugungsprozeß vorgebeugt werden.

Auch sieht es nicht darnach aus, als ob der kleinen Gemeinschaft in ihrem kurzen Leben noch die Lösung großer Aufgaben zufallen sollte, von denen einige ihrer Mitglieder und wohlmeinende protestantische Freunde immer noch zu träumen scheinen. Die altkatholische Gelehrsamkeit, deren bedeutendste Vertreter außer Döllinger Reusch und Langen sind, hat die theologische Wissenschaft, namentlich die Kirchengeschichte, mit einer Anzahl wertvoller Spezialforschungen bereichert, aber einen neuen, epochemachenden Gedanken nicht zu Tage gefördert, und von den Epigonen ist, seitdem die Führer theils tot, theils dem Tode nahe sind, nichts mehr zu erwarten. Der kirchlichen Gährung unsrer Zeit eine Bahn gewiesen und im Dunkel der theologisch-philosophischen Wirrnisse ein Licht aufgesteckt zu haben, kann sich der Altkatholizismus auch nicht rühmen; im Gegenteil würde er, wenn er größere Erfolge gehabt hätte, die Verwirrung nicht unwesentlich vermehrt haben, denn er enthält einen ganzen Knäuel von Widersprüchen. Er proklamiert den Grundsatz der freien Forschung und beruft sich zugleich auf die alten Konzilien. Er legt den einen Konzilien größere, den andern geringere Autorität bei, obgleich man weiß, daß es auf allen Konzilien, auch auf den allerältesten, sehr menschlich zugegangen ist. Seine hervorragendsten Laienmitglieder sind größtenteils politisch Liberale, die, als das Wort noch Mode war, den Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben hatten, die Daseinsberechtigung ihres Kirchenwesens aber gründen sie auf die unbefugten Neuerungen, die der Papst eingeführt habe, während nach dem alten kirchlichen Grundsatz in Glauben und Kirchenverfassung nichts geändert werden dürfe.

Freunde des Fortschritts gegen päpstliche Neuerungs-  
sucht protestieren zu sehen, ist ein mehr peinliches,  
als erhebendes Schauspiel. Wenn die heutige Zeit,  
wie im Staate, so auch in der Kirche eine straffere  
Zentralisierung zu fordern schien, so konnte ein  
gläubiger Katholik vom Gesichtspunkte eines ver-  
nunftgemäßen Fortschritts aus gegen die vatikanischen  
Decrete gar nichts einzuwenden haben. Einwendungen  
waren allerdings berechtigt, aber nur nicht in der  
Form: der Papst macht eine neue Kirche, wir wollen  
die Alten bleiben. Zunächst mußte die ultramontane  
Bewegung allen weltlich Gesinnten höchst widerwärtig  
sein; wer gar nicht oder so wenig wie möglich mit  
religiösen Dingen belästigt werden will, dem sind  
natürlich Mönchskutten, neue Andachten, Papstbilder  
in allen Schaufenstern, Prozessionen, kirchliche An-  
sprüche an den Staat und was die kirchliche Reaktion  
des neunzehnten Jahrhunderts sonst noch mit sich  
bringt, ein Greuel, und mag er seine Abneigung so  
stark aussprechen, wie er will, ich nehme es ihm nicht  
übel, nur soll er sich nicht einbilden, daß er ernst ge-  
nommen werden wird, wenn er seiner Gegenagitation  
den Mantel der Glaubensstreue umhängt. Tief reli-  
giöse Gemüther waren mit Recht schon darum ent-  
rüstet über die weitere Erhöhung der päpstlichen Ge-  
walt, weil der Papst, der sie anstrebte, ein bigotter  
Mann war, der allen Aberglauben und eine in  
Äußerlichkeiten aufgehende Frömmigkeit schützte und  
förderte. Aber auch diese hatten ihren Protest nicht  
gegen die Neuerung an sich zu richten, sondern da-  
gegen, daß nicht im rechten Sinne geneuert werde;  
sowohl die Überspannung der Papstgewalt wie der  
Aberglaube waren beides recht alte Übel. Wenn  
endlich ein Kirchenpolitikus gefunden hätte, daß der  
Kirche, damit sie sich der Gegner besser erwehren  
könne, eine Verstärkung der Zentralgewalt nothue,

so hätte er zwar, wie gesagt, gegen die Lehre vom Universaliepiskopat und vom päpstlichen Stuhle als der höchsten Instanz in Glaubenssachen nichts einwenden dürfen; wenn er aber im übrigen ein gewissenhafter Mann war, so mußte er sich gegen die Form dieser Verfassungsänderung oder, wenn man will, dieser Kodifizierung einer thatsächlich schon bestehenden Verfassung sträuben. Daß solche Änderungen, die ja nützlich und nötig sein können, mit Schriftworten begründet und in Form von Dogmen verkündigt werden, die man um der ewigen Seligkeit willen zu glauben habe, das ist für einen klar sehenden und dabei einigermaßen feinfühligem Mann unerträglich. Aber freilich, bei längerer Beschäftigung mit den kirchlichen Dingen bemerkt man wohl, daß es sich mit vielen andern Dogmen nichts anders verhält. Und so zieht man denn, wenn man folgerichtig denkt, den Schluß, nicht daß eine neue Kirchengemeinschaft zu gründen sei, sondern daß man sich von allen kirchlichen Streitigkeiten zurückzuziehen habe.

Nicht wenige haben den Ultrakatholizismus, wie vordem schon den Deutschkatholizismus, als Vorstufe zur Gründung einer deutschen Nationalkirche begrüßt. Eine Zeit lang gestehe ich selbst diesem Trugbilde nachgejagt zu sein. Ihm schließlich den Rücken zu kehren, bewog mich nicht allein die geringe Ausdehnung der Bewegung, bei der an einen Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes gar nicht zu denken ist, sondern auch ein anderer, viel wichtigerer und viel tieferer Grund. Nachdem der betäubende und be rauschende patriotische Lärm der siebziger Jahre verklungen war, besann ich mich wieder darauf, daß ja die Idee der Nationalkirchen durch und durch unchristlich, unbiblisches sei. Das gehört ja eben zum Wesen der christlichen Idee, daß die Scheidewand zwischen den Völkern, sofern sie Christen sind, aufgehoben sein soll, und daß es in Christo weder Juden

noch Griechen giebt, sondern daß sie alle eins sind in ihm. Nationalkirchen wie die spanische, die russische, die abessynische können unter Umständen recht nützlich sein und sind, wo sie bestehen, ohne Zweifel unvermeidliche geschichtliche Produkte gewesen, aber im Namen Christi darf sie der denkende Geist nicht fordern. Auch wenn man das Neue Testament nicht mehr im orthodoxen Sinne für eine göttliche Offenbarung hält, ist es doch etwas so Erhabenes, daß die Ehrfurcht vor ihm abhalten sollte, in seinem Namen eine Forderung zu erheben, die offenbar schnurstracks wider seinen Geist und sogar wider seinen Buchstaben geht.

So bin ich denn bei der Auffassung der Altkatholikengemeinschaft als einer Nothütte stehen geblieben, benutze das Obdach, das sie mir gewährt, noch heute und gedenke es nicht zu verlassen. Ich schätze das Christentum zu hoch, als daß ich ihm durch förmliche Trennung vom Leibe der Christenheit Verachtung bezeugen sollte, und da ich mit meinen Überzeugungen in der römisch-katholischen Kirche nicht geduldet werden könnte, unter den evangelischen Kirchen aber keine finde, zu der ich mich hingezogen fühlte, so liegt für einen nochmaligen Konfessionswechsel kein Grund vor. Selbständig denkende Männer haben, wenn sie nicht frivol sind, in den Kirchen wie den Kirchen gegenüber immer einen schweren Stand. Man kann selbständig zu denken gewöhnt sein, ohne ein großer Gelehrter oder ein epochemachender Philosoph zu sein, daher braucht es nicht als Anmaßung ausgelegt zu werden, wenn ich mich auf Leibniz berufe. Ihn hatte der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (ihr Briefwechsel ist von Chr. von Rommel herausgegeben worden, Frankfurt, 1847) einmal gefragt, warum er der katholischen Kirche, deren Glauben seiner innern Überzeugung entspreche, nicht auch äußerlich beitrete. Leibniz antwortete: „Es kann kommen, daß in der Kirche, so untrüglich sie in den zur Seligkeit not-

wendigen Glaubensartikeln ist, einige andre Irrtümer oder Mißbräuche in die Seelen sich einschleichen, und indem man von denen, die ihr anzugehören wünschen möchten, die aber den Beweis des Gegentheils jener Irrtümer zu haben glauben, die Annahme eben dieser Irrtümer fordert, versetzt man sie in die Unmöglichkeit, in der äußern Gemeinschaft zu sein, so lange sie aufrichtig sein wollen.“ Er führt dann einige Fälle aus frühern Zeiten an und bekennt von sich, daß er einige philosophische Ansichten hege, die von der herrschenden Theologie verworfen würden, obwohl sie seiner Überzeugung nach weder der Schrift, noch der Tradition, noch den Beschlüssen der Konzilien widersprächen. Diese seine Ansichten verschweigen, das gehe nicht an; da müßte er auf das verzichten, was er für seine Lebensaufgabe ansehe. „Wäre ich in der römischen Kirche geboren, so würde ich nur dann austreten, wenn man mich ausschlöffe und mir auf die Weigerung, gewisse herkömmliche Meinungen zu unterschreiben, die Gemeinschaft versagte. Jetzt aber, da ich außerhalb der Gemeinschaft Roms geboren und erzogen bin, wird es weder aufrichtig noch sicher sein, sich zum Eintritt zu melden, wenn man weiß, daß man vielleicht nicht aufgenommen würde, wenn man sein Herz entdeckte. Man würde eine ausdrückliche Beistimmung zu Dingen verlangen, die mir mißfallen. Solch ein Eintretender müßte stets seine Gedanken verbergen, oder sich dem Spruch aussetzen: *turpius ejicitur quam non admittitur hospes.*“ Was von dem gebornen Protestanten gilt, das gilt in noch höhern Grade von dem „abtrünnigen“ Katholiken, und doppelt, wenn er katholischer Priester gewesen ist. Hat er sich gar der Publizistik gewidmet, so kann er ja nicht eine Woche leben, ohne sein Herz aufzudecken.



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

## Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft

Eine populäre Volkswirtschaftslehre  
von  
Carl Jentsch

446 Seiten. In Leinwand gebunden 2 Mark 50 Pf.

Die Kunst formvollendeter Darstellung einer Disziplin ist den Deutschen unsrer Tage nicht in dem Maße zu eigen wie den andern Kulturnationen. Wir haben tief eindringende Analysen auf allen Wissensgebieten, aber die Zahl der populären und doch gefälligen Werke ist nur klein. Auf dem Felde der Volkswirtschaftslehre zumal fehlte eine abgerundete, allen verständliche Darstellung eigentlich gänzlich. Die Schwierigkeiten, die hier zu überwinden bleiben, sind nicht gering. Eine solche Arbeit muß begrifflich klar und eindeutig bestimmt sein, und sie muß zugleich das umgebende praktische Leben zur Anschauung bringen. Denn wenn irgendwo, so gilt gerade hier der Ausspruch Kants, daß „Begriffe ohne Anschauungen leer, Anschauungen ohne Begriffe blind“ sind. Soll anders das Werk seinen Meister loben, so muß sich eben beides vereinen. Und diese Aufgabe ist in dem vorliegenden Buche aufs glücklichste gelöst; es kommt daher wie gerufen, um in weiteren Kreisen Bildung und Aufklärung über diese viel umstrittenen Fragen zu verbreiten.

Der Verfasser nimmt unter den Schriftstellern der Gegenwart eine eigne Stellung ein. Wollten wir ihn kurz charakterisieren, so möchten wir ihn einen Geistesverwandten Justus Möfers nennen. Für beide liegt die Wurzel ihrer Kraft in dem lebendigen echten Volkstum. Und wie ein seltener Freimut, getragen von dem großen Zuge weitherziger Menschlichkeit, das Merkmal des Osnabrücker Amtmanns ausmachte, so durchzieht die gleiche Grundstimmung auch die Schriften Carl Jentschs: keine Schulmeinung trübt seinen Blick. Darum seine Freude an dem urmüchigen Treiben des Volkes, bei aller Kritik ist er doch frei von jedem Schelten auf die „Schlechtigkeit und Verderbnis“ der Menschen. Daher auch seine Vorliebe für die Buntheit und Mannichfaltigkeit der Gestaltungen des Volkslebens, seine Abneigung gegen den Schematismus und Bireaukratismus wie gegen die Vielregiererei; sein mannhaftes Eintreten für Selbständigkeit und Selbstthätigkeit. Es steckt etwas Lebenserhaltendes in dem Manne. In diesem Zusammenhang steht z. B. auch seine Auffassung des Staates: der Staat ist ihm nicht die Verwirklichung der Sittlichkeit, wie Hegel meinte; der Staat steht für ihn durchaus nur im Dienste des Volkes. Kann oder will er das nicht leisten, dann ist er fürs Volk nichts als eine unnütze Last. Und kernhaft wie Jentschs Anschauungen ist auch seine Sprache; Gewandtheit und Geschmac paaren sich bei ihm: es ist ein Vergnügen, seine Schriften zu lesen.

Diese Vorzüge befunden sich auch in der vorliegenden „Volkswirtschaftslehre.“ Vielleicht liegt der Gegenstand etwas systematischer, als es just der Gedankenrichtung des Verfassers entspricht. Vielleicht sind auch die Werke, auf die er vorzugsweise seine Darstellung aufbaut, seinem Geiste nicht ganz angepaßt; so wenigstens würden sich wohl für ein feineres Ohr manche Abweichungen von früheren Anschauungen des Verfassers erklären. Aber im ganzen ist das Buch doch aus einem Gusse . . . Das treffliche Buch ist für die weitesten Kreise bestimmt: für die Lehrer der Volks- und Mädchenschulen, für die oberen Klassen der höheren Anstalten; auch die Studierenden, Praktiker, gebildete Arbeiter u. a. können gleichmäßig Gewinn daraus ziehen. Es ist darum zu hoffen, daß es sich viele Freunde gewinnt; möchte außer der Belehrung, die es bietet, auf die Leser auch etwas von der frischen unbesorgnen Betrachtungsweise des Verfassers übergehen!

(Deutsche Literaturzeitung)

Verlag von Fr. Wihl. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

## Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Beitrag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pf.

Gleich den erwähnten frühern Schriften des Verfassers zeichnet sich auch die vorliegende Schrift durch tiefes Durchdringen des Stoffes, Reichthum an selbständigen Gedanken und große Klarheit bei musterhafter und fesselnder Schreibweise aus. Außerst wohlthuend ist dabei die Wärme der Überzeugung und des Mitgeföhls für die unter den Nachtheilen der heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung Leidenden. Und was die Ausführungen Jentschs sowohl in seiner Kritik als auch in seinen Vorschlägen besonders wertvoll macht, ist seine genaue, auf eigner Anschauung beruhende Kenntnis der heimischen Verhältnisse. . . . Zur Heilung der wirtschaftlichen und sozialen Schäden unsrer Zeiten ist zunächst die klare Erkenntnis dieser Schäden und ihrer wahren Ursachen erforderlich. Diese Erkenntnis in den weitesten Kreisen zu fördern, erscheint die Jentschsche Schrift, namentlich in ihrem kritischen Teil, in hohem Grad geeignet. (Allg. Ztg.)

. . . . Dabei wird eine wirklich tiefgehende Kritik geübt, in blickartiger Beleuchtung, mit scharfem Witz, originellen Aufstellungen und den Kennzeichen einer gründlichen kulturgeschichtlichen Bildung. Eine unendliche Reihe trefflichster Bemerkungen und beherzigenswerter Wahrheiten ließe sich aus dem nirgends langweiligen und überall fesselnden Buche zusammenstellen. (Konj. Monatschr.)

Das vorliegende Werk steht nicht nur hoch über den vorstehends besprochenen Schriften, sondern überragt auch im allgemeinen die landläufige Flug-schriftstellerei sowohl durch seinen Umfang als durch die Bedeutung seines Inhalts bei weitem. Es stammt aus der Feder des bekannten Autors der in dem gleichen Verlage erschienenen „Geschichtsphilosophischen Gedanken“ und zeigt die bekannten Vorzüge des Iekttern. Auch in seinem vorliegenden Werke giebt sich der Autor als einen Mann zu erkennen, der mit offenem und scharfem Blicke in die Welt der Erscheinungen zu schauen versteht und die gewonnenen Erfahrungen nicht nur mit jener unbeugsamen Wahrheitsliebe des echten Forschers wiedergiebt, sondern auch mit Einsicht und Verstand zu einem übersichtlichen System zu vereinigen und zur Grundlage bedeutender praktischer Folgerungen zu benutzen weiß. . . . Der Kenner dagegen wird das Buch von Carl Jentsch nicht nur mit Genuß, sondern auch mit wahrhaftem Gewinn lesen, denn aus seinen Blättern spricht ein durch und durch edler, vornehmer Geist, der auch dem Segner ebenso Anerkennung abnötigt, wie er seinerseits ihm volle Gerechtigkeit widersprechen läßt. . . . Man braucht kein gelernter Diplomat zu sein, um zu erkennen, daß es eine Perspektive gewaltiger Kämpfe, ja eines Kampfes auf Leben und Tod ist, die der Verfasser hier vor uns aufthut. Er freilich ist in seinem stolzen Patriotismus über den Ausgang des Kampfes nicht im Ungewissen. . . . Man mag diese Pläne des Verfassers phantastisch nennen, eine gewisse Größe ist ihnen nicht abzuspochen, und wenn das Glück der deutschen Zukunft nicht ohne Kampf geboren werden kann, dann ist es immer noch besser, die Waffen gegen den äußern Feind zu tragen, als im innern Bruderkampfe der Revolution unsre Volkskraft zu verbluten.

(Leipziger Zeitung)

. . . . Wenn man über ein so gehaltvolles Werk wie das vorliegende ein kurzes, summarisches Urteil fällen darf, so würde man es wohl dahin zusammenfassen dürfen, daß der Verfasser in seiner bekannten kernigen, urdeutschen Sprache in frischer, lebendiger Weise den Leser an dem Labyrinth kleiner Einzelfragen vorbei geradeaus mitten hinein in den Kern des weltbewegenden und eventuell die Welt aus ihren Angeln hebenden Grundübelis führt und mit strenger Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit das Messer der Kritik ansetzt an die herrschenden Zustände und die bisherigen Bestrebungen zur Besserung derselben. (Reichsbote)

Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

## Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pf.

Aus den zum Teil sehr umfangreichen Besprechungen:

... Der Bücherschatz des deutschen Volkes ist in diesem Buche um ein Wert bereichert worden, das sowohl seines geistigen Gehalts wie seiner musterhaften Sprache wegen die Beachtung der weitesten Kreise verdient. ... Durch das ganze Buch, das in großen Zügen die Weltanschauung eines auf allen Wissensgebieten bewanderten, geistig ausgereiften Mannes enthält, geht ein erfrischender Hauch wahrer Freiheit, die die beengenden Fesseln jeder Einseitigkeit, mag sie sich in Überlieferungen, Systemen und Parteiprogrammen breit machen, abgeworfen hat, ohne dabei den festen Boden unter den Füßen verloren zu haben. Es ist ein viel belesener Denker und ein vorurteilloser evangelischer Christ, ein wahrhaft sittlicher Charakter und kein prüder Pedant, ein Freund des Vaterlandes und der staatlichen Ordnung und zugleich ein Fürsprecher der notleidenden Klassen, ein warmherziger Kenner der Geschichte der Menschheit und kein idealistischer Schwärmer, der in den „geschichtsphilosophischen Gedanken“ zu allen Gebildeten spricht und sie anregt, mit weitem Sinn und offenem Herzen die widerspruchsvollen Erscheinungen in Wissenschaft und Leben zu betrachten. (Post)

... Dem Verfasser steht, so schließen wir, für seine kulturhistorischen Betrachtungen, so müssen wir seine Arbeit nennen, 1. eine unabhängige Weite des interkonfessionellen Standpunktes, 2. eine ungewöhnliche Fülle von Einzelbeobachtungen im Bereich des umgebenden Lebens aller Stände, sowie 3. eine seltene Belesenheit zu Gebote. Hierzu kommt 4. eine erquickliche Frische und Ungenierrtheit der Redeweise, sodaß sich das Ganze gefällig und leicht liest. (Kreuzzeitung)

Weite Gedankenkreise umfaßt das Buch von Jentsch. Der Verfasser hat sein Werk einen „Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens“ genannt. Im Besitze von Kenntnissen, deren Ausdehnung und Tiefe gleichermaßen staunenswert ist, begibt mit einer starken Reflexion, die mit glänzender Sicherheit die springenden Punkte der Rätsel des Lebens erkennt und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt, vor allen Dingen auch ein Geist, der mit rühmenswürdiger Unabhängigkeit keiner Schule, keiner Partei folgt, ist allerdings Carl Jentsch zum Führer geschaffen. Und man folgt ihm gern. Das Buch bietet eine solche Fülle der tiefstinnigsten Betrachtungen, daß ich gern gestehen will, seit langen Jahren nichts gelesen zu haben, das mich auch nur annähernd so gefesselt und innerlich befriedigt hätte. Und wie es mir gegangen ist, so wird es zuversichtlich den meisten gehen, die mit dem Wunsche, den Gründen unsrer Geschichte und unsers religiösen wie sozialen Lebens näher zu kommen, dieses Buch in die Hand nehmen. (Blätter für literarische Unterhaltung)

Vorweg sei nur in Kürze dem Verfasser gedankt für seine Gabe. Wie man auch zu seinen Anschauungen sich stellen mag — man wird nicht ohne reichste Belehrung und innere Erfrischung von ihm Abschied nehmen. Vor allem wird man seine ernste, kräftige Persönlichkeit, die in einer urwüchsigen und edeln Sprache sich vernehmen läßt, lieb gewinnen. Man wird sie um so höher achten lernen, je mehr man erkennt, daß die Freiheit des Umblicks und die Unbefangenheit des Urteils nicht ohne Kampf gewonnen ist. (Christliche Welt)

Ein tiefer Kenner der geschichtlichen Vergangenheit, ein scharfer Beobachter der Gegenwart, ein Denker und Herzenstuniger erzählt er uns von Gott und Weltweck, Glück und Fortschritt. ... Wir haben seit langem kein Buch mehr so befriedigt, geistig angeregt und gemüthlich erquickt aus der Hand geleat. (Gegenwart)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

---

Neuigkeiten von 1896

Aus der Franzosenzeit

Was der Großvater und die Großmutter erzählten

von

August Knötel

Broschiert 4 Mark 50 Pfennige

---

Geschichten aus Holstein

Neue Erzählungen

von

Charlotte Niese

Gebunden 3 Mark

---

Die Kunst der Rede

Eine deutsche Rhetorik

von

A. Philippi

In Leinwand gebunden 2 Mark, in Halbfranz 4 Mark

---

Deutschland, Deutschland über alles!

Aufsätze und Reden

aus zehn Jahrgängen „Akademischer Blätter“

Broschiert 2 Mark

---

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion

von

Oda Olberg

Broschiert 1 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

---

Neuigkeiten von 1895

Als der Großvater die Großmutter nahm  
Ein Liederbuch für altmodische Leute

von  
G. Wustmann

Dritte Auflage. In Damast gebunden 7 Mark

---

Citatenschatz

Geflügelte Worte und andre denkwürdige Aussprüche  
aus Geschichte und Litteratur

Von  
Hans Nehr

Zweite Auflage. Gebunden 6 Mark

---

Licht und Schatten

Eine Hamburger Geschichte  
von

Charlotte Niese  
Gebunden 5 Mark

---

Der erste Beste — Die Neuenhofer Klucke  
Maria Neander

Drei Erzählungen  
von

O. Verbeck

Ein Band, gebunden 6 Mark

---

Geschichte der griechischen Litteratur

Erster Band: Die Poesie  
von

E. Krofer

Gebunden 2 Mark 50 Pfennige

---

Italienische Eindrücke

von  
Otto Kaemmel

Broschirt 2 Mark 40 Pfennige

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

---

Neuigkeiten von 1895

Volksausgabe der Hauptwerke Otto Ludwigs  
in sechs Bänden

Zwischen Himmel und Erde — Die Heiterethei — Novellen  
Jeder Band broschirt 1 Mark

Der Erbförster — Fräulein von Scuderi — Die Maffabäer  
Jeder Band broschirt 50 Pfennige

Die Bände sind auch in schönem und dauerhaftem, dunkelrotem Damaste  
einband zu haben. Der Einband kostet 60 Pfennige für den Band.

---

Gesammelte Aufsätze

von

Dr. O. Bähr

Zwei Bände

I. Band: Juristische Abhandlungen  
Broschirt 7 Mark, in Halbfranz gebunden 9 Mark 50 Pfennig

II. Band: Aufsätze politischen, sozialen, wirtschaftlichen Inhalts  
Broschirt 5 Mark, in Halbfranz 7 Mark 50 Pfennige

---

Zur Geschichte und Kritik der modernen  
deutschen Kunst

Gesammelte Aufsätze von Julius Meyer

Herausgegeben von

Conrad Fiedler

Broschirt 5 Mark, in Halbfranz gebunden 7 Mark 50 Pfennige

---

Homeros der Blinde von Chios  
und seine Werke

von

August Knötel

— Zwei Bände —

Preis des Bandes broschirt 4 Mark 50 Pfennige

---

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen  
1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen  
von

einem Deutschnationalen

Broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Verlag von Fr. Wills. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

---

### Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen  
von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe. fein gebunden 5 Mark 50 Pfennige

---

### Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

In Leinwand gebunden 3 Mark 60 Pfennige

---

### Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Broschiert 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

---

### Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Broschiert 3 Mark

---

### Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilhelm Speck

Broschiert 2 Mark, in Satin gebunden 3 Mark

---

### Aus unsern vier Wänden

von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe. Zierliche Ausgabe. 44 Bogen.  
Broschiert 4 Mark 50 Pfge., in Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfge.,  
in Atlas gebunden 11 Mark

---

### Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

von

Moritz Busch

Siebente Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8<sup>o</sup>.  
Broschiert 6 Mark, in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig  
Verlag der Grenzboten

---

### Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswertes für jedermann  
von  
Georg Hoffmann und Ernst Groth  
Gebunden 2 Mark

---

### Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik  
des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen  
von  
G. Wustmann  
Gebunden 2 Mark

---

### Die Not des vierten Standes

von  
einem Arzt  
Brochürt 2 Mark

---

### Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie  
von  
Paul Göhre

Brochürt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

---

### Leopold von Ranke's Leben und Werke

von  
Eugen Guglia  
Brochürt 4 Mark 50 Pfennige

---

### Briefe

von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking  
Herausgegeben von  
Theo Schücking  
Brochürt 4 Mark

---

### Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bändchen  
besorgt von den Professoren  
Adolf Stern und Erich Schmidt  
Brochürt 28 Mk., in 6 Leinenbänden 34 Mk., in 6 Halbfranzbänden 42 Mk.

---

